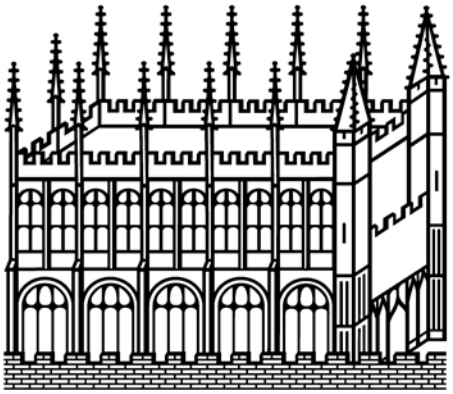


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

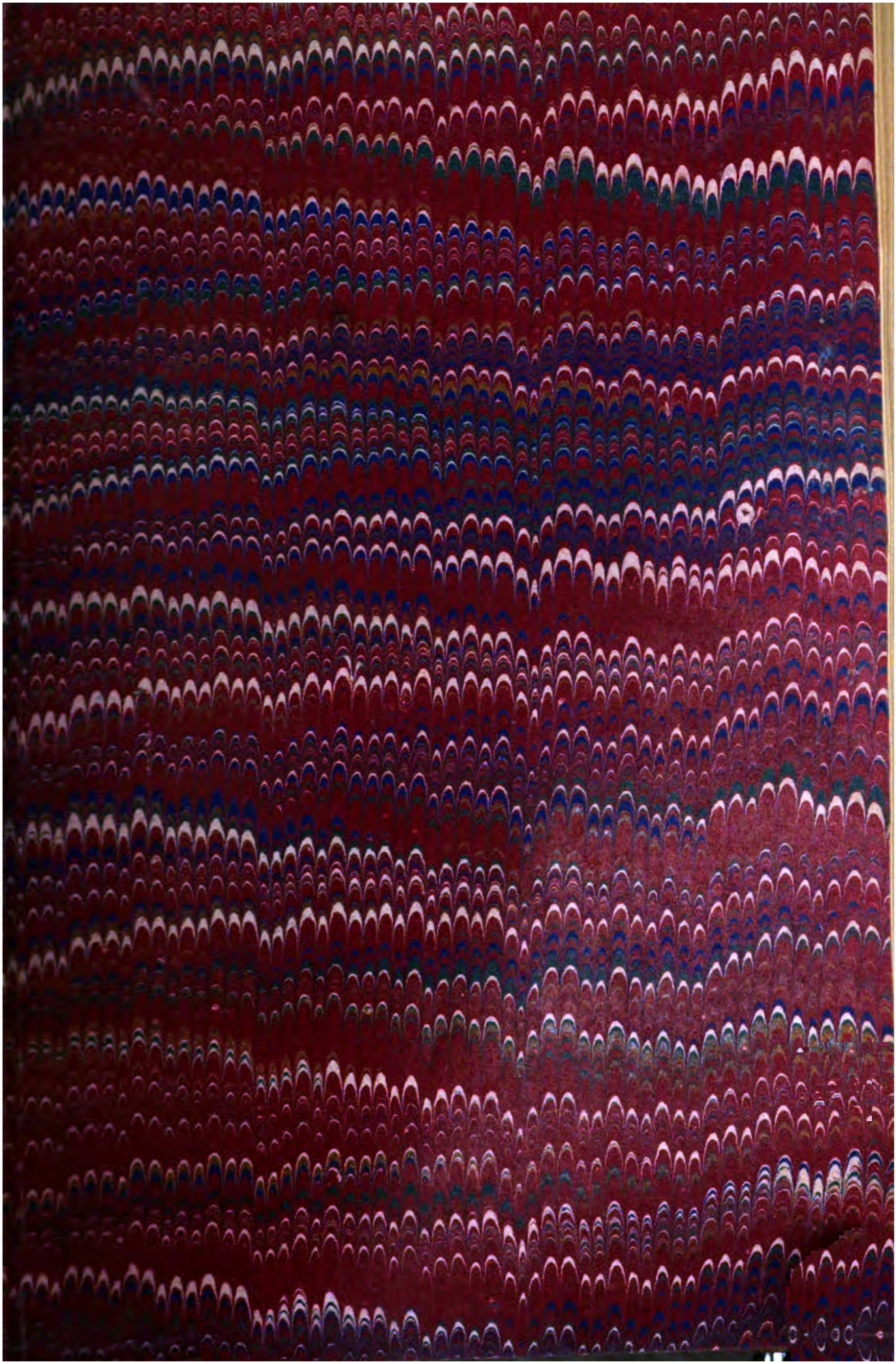
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

162. c. 19



Franz Dingelstedt's

Sämmtliche Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe in 12 Bänden.

Erste Abtheilung:

Erzählende Dichtungen.

Dritter Band:

Bunte Reihe.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1877.

Bunte Reihe.

Von

Franz Dingelstedt.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1877.

162.c.19

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
1.	Kinder-Liebe	1
2.	Das böſe Auge	39
3.	Blinde Liebe	89
4.	Nachbar-Kinder	135
5.	Meiſter Gutenbergs Tod . . .	199
6.	Die Schule der Welt	275

Kinder-Liebe.

An der Leineſtraße zu Hannover ſteht, — ſtand wenigſtens vor Jahren, da Hannover noch eine Reſidenz war, in welcher hochrothe Gardelieutenants wild wuchſen und der britiſche Löwe mit dem guelphiſchen Roß friedlich weidete, — ein liebes, vielbeſuchtes Haus, die Konditorei des Hrn. Robby, nicht ſo berühmt, wie Stehely am Berliner Gensdarmen-Markte oder der welthiſtoriſche Sperl im glücklichen Wien, aber für Hannover immer ein bedeutender Name, eine von ſeinen wenigen Notabilitäten. Dort ſaß ich eines Abends im Leſeſtübchen, wie gewöhnlich an einem der eleganten Pfeilertiſchchen, um die deutſche Literatur aus Zeitſchriften und Punſchgläſern genetiſch zu ſtudiren. Es war aber einer jener hannoverſchen Winter-Abende, wo man nichts Beſſeres thun kann, ja nicht einmal etwas Anderes, als Zeitungen leſen und Bonbons eſſen, wenn man keine einheimiſchen Cigarren rauchen mag. Die rothen Vorhänge waren dicht herniedergelaſſen, die Gaslampe warf ihr mildes Licht ebenmäßig im Zimmer umher, und die Wanduhr am Ofen hämmerte ihre eintönige Weiſe fort. Dazwiſchen gingen die Ladenmamſells geräuſchlos ein und aus, Gäſte kamen und verſchwanden in ſtummer Abwechſelung, und von

ferne klang das Geklapper der Bälle vom Billard herüber. Man kennt dergleichen idylliſche Abende nicht, wenn man nicht in Hannover geweſen iſt.

Sei's nun von der Zeitung oder vom Punſch, genug, ich wurde nach einem Weilchen ordentlich kouraſchös und ſtrich mit langen Schritten in dem heimlichen Leſezimmerchen umher, und meine böſen Gedanken hefteten ſich zäh an meine Ferſen und gingen immer mit und jagten mich immer ſchneller. Wie Wolkenſchatten über eine nackte Herbſtgegend zogen die Bilder meines unſteten Lebens an mir vorüber. Ich ſehnte mich einmal wieder recht nach einem Herde und einem Herzen, an deſſen Wärme ich raſten könnte, und lehnte am Ende müde und ingrimmig am Fenſter, an welches verdrießlich Regen und Schneegeſtöber klatſchten. Und wie ich von der Ecke aus meine Augen unruhig in meiner Umgebung umherſchicke, nur um ſie von meinem eigenen langweiligen Leibe abzuziehen, da fällt mir, als der einzige Gaſt, welcher ſich außer mir noch in dem Zimmer befand, ein junger, ſchwarz gekleideter Mann auf, mit edlen, einnehmenden Zügen, die aber von frühem Schmerze gebleicht und zerdrückt ſchienen, eine ſchmächtige Geſtalt, durch Wuchs, Haltung und Anzug als engliſch bezeichnet, alſo wahrſcheinlich einer jener zahlreichen Inſulaner, welche in der Hauptſtadt des verſchwiſterten Reiches ihr Geld und ihre Zeit todtſchlagen. In dem Geſicht lag vieles, was ihn von ſeinen bocksledernen, früh gealterten und ernſthaft ausgeprägten Landleuten unterſchied, ein trüber, beſchattender Hauch und dennoch eine milde, menſchliche Wärme. Der junge Engländer hatte ſich über einen kleinen Divan

gebeugt und betrachtete, beide Hände auf deſſen Lehne geſtützt, die Landkarte der „vereinigten Königreiche von Großbritannien," welche an der Wand hing. Zu einer anderen Zeit wäre mir das nicht aufgefallen; oft genug hatte ich einen Lord Bindfaden mit langem Ueberrocke und gläſernen Augen, ein gigantiſches Zeitungsblatt zwiſchen den Fingern, vor jener Tafel ſtehen ſehen, die Beine nachläſſig übereinander geſchlagen und mit dem Kopfe ſinnreich hin- und herwackelnd. Allein in den Zügen des jungen Mannes ſchien kein politiſcher Forſchungs-Eifer zu glänzen; ſeine blauen, faſt erloſchenen Augen hefteten ſich, ſo kam's mir vor, durchbohrend immer auf eine Stelle an der Karte, dann und wann zuckte es, einem fernen Wetterleuchten gleich, über das feine Antlitz und einmal fuhr er gar mit den weißen, durchſichtigen Fingern wie ſuchend nach dem Blatte.

„Armer Junge!" dacht' ich und nahm mir die pöbelhafte Freiheit, mich für den Unbekannten zu intereſſiren „da ſtehſt Du im fremden, fernen Lande, wo man Deine Sprache nicht redet und nicht nach Deinem Küchenzettel ſpeiſt, und träumſt von den weißen Küſten Deiner Heimath oder von den weißeren Wangen einer geliebten, theetrinkenden Miß, oder von den verlaſſenen Fleiſchtöpfen Deiner Mama. Und wenn Du gar ein Herz mit herüber gebracht oder ein Herz drüben gelaſſen, jenſeits des fluthenden Kanals, wenn Dir die grünen Wieſen von Alt-England und Deine freie, comfortable Jugend vor den brennenden Blicken ſchweben, wenn Du hinüberfliegen möchteſt, leicht wie eines Deiner vaterländiſchen Dampfſchiffe und flink wie Eure Seemöven, und kannſt nicht,

ſondern fühlſt Dich allein und wieder allein im Lande Hannover — armer, armer Junge!“

Der Mann zog mich an. Konnt' es ihm nicht gehen wie mir, der ich ja auch keine Heimath hatte, weder jenſeits der ewigen See, noch eigentlich dieſſeits, der ich zu keinem Menſchen ſagen konnte: „Nimm mich hin“ und von keinem Mädchen: „Du biſt mein“? Konnt' er nicht, wie ich, in der luſtigen Konditorei ein trauriges Todtenopfer feiern für liebe Leichen? Deswegen trat ich ihm näher, leiſe näher, und wie er wiederum herzbrechend ſeufzte und die ächt engliſche, ſchroff zurücktretende Stirn an das papierene Bild ſeines fernen Vaterlandes drückte, wie an eine entſeelte Mutterbruſt, da hielt ich mich nicht länger und legte ſanft meine Hand auf ſeine Schulter, und mit dem weichen Klang des Herzens, der in allen Sprachen und unter jedem Himmel derſelbe iſt, der eine, menſchliche, göttliche, ſagt' ich ihm, ganz zu ſeinem Ohr gebeugt: „Home, sweet home!“ —

Das iſt nämlich der Anfang eines alten britiſchen Volksliedes, welches dem Engländer allmächtig zum Herzen dringt, wie der Geſang ſeiner Wellen, und ihn mahnt an das luſtige Albion mit all' ſeinen Reizen, wie der Kuhreigen den Sohn der Alpen unbezwinglich nach ſeinen Gletſchern ruft. Und es bedeutet, wenn Du nicht engliſch verſtehſt, liebe Leſerin: „Heimath, du ſüße Heimath!“

Wie ich ihm das zugeflüſtert, einmal und noch einmal, da hat ſich der Mann ſtark und ſchnell herumgedreht; in ſeinem Geſichte ſtrebte der engliſche Hochmuth auf und die ſtarre Kälte gegen Jeden, der kein Landsmann iſt. Aber ich ſah es, wie ich mit den Tönen ſeiner

Mutterſprache die beſſeren Geiſter aus den Tiefen der verſchloſſenen Bruſt heraufbeſchworen hatte, wie die Strenge ſeiner Züge in weiche Rührung dahinſchmolz, und ich braucht' es nicht noch einmal zu ſagen, das „Home, sweet home", da lag er ſchon, von leiſem Schluchzen geſchüttelt, in meinen Armen und drückte ſich bebend, aber innig an mich.

Was brauch' ich's viel zu erklären, daß zwei Menſchen, die beide von weißer Farbe waren, beide im frühen Mannesalter ſtanden und beide engliſch redeten, daß die zwei Menſchen innerhalb einer Stunde Freunde wurden, hinten im Leſeſtübchen des Konditor Robby zu Hannover, während draußen alles ſtille und todt geworden, bis auf den Stadtnachtwächter, und drinnen alles leer, bis auf den ſchlaftrunkenen Kellner? Wir ſprachen uns über die eigenthümliche Art unſerer erſten Begegnung aus; die Saite eines ſtillen, tiefen Heimwehs klang in beiden erregten Herzen wieder, und immer weiter, immer fröhlicher ſchloſſen wir einander den vielfach bekümmerten Sinn auf. Freundliche Worte flogen, wie Funken, weckend und wärmend hin und wieder, der Gedanke an das ferne England, welches wir beide kannten und liebten, wölbte über die letzte Kluft eine luftige Brücke. Alles Fremdthun, aller Zwang ſank wie unnützer Ballaſt von den leicht dahinſchwimmenden Seelen. Wir wurden Freunde an jenem Abend und ſind's geblieben, bis —

Aber Alles hübſch in der Ordnung!

Es waren ſchöne Tage, die ich mit dem jungen Engländer zu Hannover verlebte. Seit der Stunde im Leſezimmer haben wir uns wenig mehr getrennt. Ich konnt'

ihm nicht viel geben, wenn ich mich ganz, mit dem unbeſchränkten Feuer eines jungen Herzens, in ſeine Arme warf. Mein Leben war ein einfaches, wenig bewegtes; darum ſchloß ich mich um ſo leichter und feſter an ihn, von dem ich für Geringes ſo viel empfing. Wohl merkte ich es dem ſtolzen, alt-engliſchen Gemüthe an, wie es oft gewaltſam ſich wieder zuklemmen wollte und der raſchen Vertraulichkeit gegen einen Fremden ſich ſchämte; aber ich ſah auch, wie es an dem frühlingswarmen Hauch meiner Liebe allmählich aufthaute und unter Schutt und Aſche, welche böſe Stunden darauf geworfen, friſche Blüthen trieb.

Ich gebe Dir, freundliche Leſerin, dieſe Blüthen, welche längſt verwelkt und zerknittert ſind. Nimm ſie hin — in dem Sinne, wie mein Freund William ſie mir brachte. Zertritt ſie nicht. In den anſpruchloſen Blättern liegt für mich eine ſüße Erinnerung begraben, und auch Deinem Herzen kann daraus manch' tiefe Wahrheit erblühen.

William war der zweite Sohn einer Familie, welche ſich zu den reichſten und angeſehenſten des ganzen Landes zählte. Die Güter des Lords, ſeines Vaters, lagen in der Nähe der Hauptſtadt, wo denn auch die jährliche Saiſon regelmäßig und mit allem, dem erlauchten Hauſe geziemenden Glanze gefeiert wurde. Gleich darauf pflegte

der Lord, um deſto ungeſtörter von dieſen Mühen und Genüſſen ausruhen zu können, mit den Seinen ein Landhaus zu beziehen, welches weit oben im Norden von England lag, unweit der öſtlichen Küſte des Landes, da, wo dieſes ſich von Schottland durch die Wellen des Tyne abgrenzt. Die Umgebungen dieſes Schloſſes waren dem leidenſchaftlichen Jagdliebhaber beſonders werth, und Mylady, welche namentlich nach dem Sommer in London viel an Kopf und Nerven litt, gefiel ſich auch, des beliebten Gegenſatzes wegen, in der ländlichen Beſchränkung von Carltonhouſe ungemein. Dort war es, wo William, der zweite Sohn, geboren wurde, aus jener Gegend ſchreiben ſich die erſten Eindrücke und Erinnerungen ſeines kindlichen Gemüthes. William war ein ſtiller, ſanfter, blondlockiger Knabe, der dem Vater wenig Freude machte und um den ſich Mama wenig kümmerte. Das Geſinde hatte mit James, dem Erſtgebornen und künftigen Mylord, zu viel zu thun und vergaß über ſeinen Launen den Kleinen, welcher wenig zu befehlen wußte und im ganzen Hauſe über die Achſel angeſehen wurde. So wuchs das Kind für ſich, der Sorge eines Privatlehrers überlaſſen, heran. Im Frühjahr zog er mit ſeinen Eltern nach London, im Herbſt kehrte er auf das entlegene Grenzſchloß zurück und brachte dort zuweilen den ganzen Winter zu, wenn der Vater mit dem übrigen Theil der Familie wieder gen Süden zu ſeinen andern Beſitzungen aufgebrochen war.

Wie freute ſich William, wenn er durch langes Bitten dem Lord die Erlaubniß abgedrungen hatte, mit ſeinem Lehrer in Carltonhouſe bleiben zu dürfen! Den Knaben beängſtigte das Leben im Kreiſe der Seinigen;

ein ſehr feines Gefühl ſagte ihm, wie wenig er, beſonders neben Bruder James, im Hauſe bedeutete. Das demüthigte die junge Seele, goß aber zugleich eine bittere Gleichgültigkeit gegen ſein äußeres Leben und eine verſchloſſene, in ſich gekehrte Strenge in ſeine Adern. Monſieur Girardin — ſo hieß ſein Lehrer — war nicht geeignet, dieſe frühen Keime einer innerlichen Unzufriedenheit im Herzen ſeines Zöglings zu erſticken; Franzoſe mit Leib und Seele, Zögling der Revolution, pflanzte er vielmehr mit ſeinen Erziehungsgrundſätzen à la Jean Jacques eine Nichtachtung bürgerlicher Unterſchiede und ein natürliches Freiheitsgefühl in die glühende Bruſt ſeines Schülers. Die Saat fiel auf ein ergiebiges Feld. Litt doch William ſelbſt unter den verroſteten Ketten, welche Vorurtheil und hergebrachte Sitte ſogar im elterlichen Hauſe um ſeine freie Jugend ſchlangen; mußte er es doch täglich erfahren, wie die Geburt, das rein Zufällige, ſeinen Bruder zum Glücklichen privilegirt hatte und ihn unwiderſtehlich in's Dunkel, in die Unbedeutenheit zurückdrängte! Sein Herz war zu gut, als daß es ſich von den Regungen kindlicher und brüderlicher Liebe hätte losreißen und in tückiſcher Kälte gegen ſeine Familie verſtocken können; allein er zog die Fühlhörner bedachtſam an ſich, verſchloß in die geheimſten Tiefen ſeines Weſens, was in ihm gährte, und reifte ſo innerlich zum Jünglinge, während ſeine Umgebung und namentlich der Lord in dem wortkargen, ſtill hinbrütenden Jungen immer noch den gering begabten, den prädeſtinirten Youngster erkannte.

Nur Girardin wußte, was er an William gebildet

hatte. Vor ihm entfaltete ſich das gepreßte, reiche Gemüth des Knaben; an ſeiner Bruſt weinte er die heißen, ingrimmigen Thränen, welche ihm das Bewußtſein ſeiner unverſchuldeten Mißverhältniſſe wider Willen entlockte; mit ihm träumte er von fernen, glücklichen Zonen und von Zeiten, wo es keine Youngster und keine geborenen Herrſcher im Familienkreiſe mehr geben würde.

Seine Jugend fiel in jene Zeit, wo ein Theil der engliſchen Nation ihren Byron vergötterte, während ihn der andere im bigotten Eifer ſchlag- und maulfertig verketzerte. Girardin hing mit der eines Franzoſen würdigen, rückſichtsloſen Gluth an einem Geiſte, welcher mit allem Beſtehenden in ſo keckem, höhnendem Widerſtreite lag; er hatte den bereits verſchiedenen Dichter ſelbſt gekannt, und las von allen engliſchen Poeten nur ſeine Werke und die Dramen von Shakeſpeare. Der Lady gegenüber mußte er ſeinen Enthuſiasmus zurückdrängen, und das verſtand er, abermals als echter Franzoſe, vortrefflich; Mylord redete nur vom Parlament, von der Fuchsjagd und vom Wettrennen. Darum ſuchte Girardin ſeiner begeiſterten Liebe für jenen Dichter einen anderen Theilnehmer, und dieſen fand er bald in William. Noch ehe der Knabe fähig war, die Werke des dämoniſchen Dichters zu verſtehen, ſaß der eifrige Franzmann in ungeſtörter Abendſtunde neben ihm und las mit fremdartigem Accent, aber mit hinreißendem Feuer die verführeriſchen, flammenden Liebeslieder Byron's dem aufhorchenden Jungen vor. Das waren ſeltſame Scenen. Der kleine, grauköpfige Franzoſe ſtieg mit langen Schritten im Zimmer umher, in der einen Hand ein zerleſenes Exemplar ſeines Abgottes,

mit der anderen heftig und unmäßig geſtikulirend. In zügelloſer Haſt polterten ihm die vollen, ſonderbar ausgeſprochenen Verſe von den Lippen, und dazwiſchen machte er kurze, unregelmäßige Pauſen, und ſchleuderte mit Pariſer Schnellzüngigkeit ſeine eigenen Exklamationen zwiſchen die Lektüre. Der kleine William verſtand ihn kaum zur Hälfte; allein er hatte ſeinen Monſieur Girardin lieb, und das ſchien ihm Grund genug, deſſen Abgott ebenfalls lieb zu haben. Dann ſaß er klein zuſammengehockt auf einem niedrigen Schemel dicht an alt-engliſcher „Feuerſeite," mit den Augen den Bewegungen ſeines Freundes folgend und ihm die Worte emſig vom Munde ablauſchend. Dazwiſchen blickte er wohl, wenn's Herr Girardin zu arg und unverſtändlich trieb, einmal träumend in die Gluth, welche im rothen Widerſchein auf dem hübſchen Geſichtchen und um die blonden Locken ſpielte, und wenn ihm die blauen tiefen Aeuglein zuletzt zufallen wollten, weil Herr Girardin doch auch gar zu lange las; dann rückte er ſeinen Stuhl an's Fenſter und ſchweifte mit den jungen Gedanken hinaus in das dämmernde Feld, zum Sternenhimmel, über die weite See, die immer blaue, immer freie, deren Brandung an die nahgelegene Küſte eintönig anſchlug.

Lieber noch, wie die Abendſtunden mit dem Lord Byron, über den Monſieur Girardin die pflichtmäßigen Abendgebete zuweilen vergaß, waren William die Wandertage, wann jener mit ihm auszog, erſt in die nächſten Umgebungen und dann in immer größere Kreiſe, ſogar bis hinüber gen Schottland, deſſen Grenze vom Carltonhauſe kaum eine Tagereiſe entfernt war. Dort gefiel's

ihm über die Maßen. War's auch nicht das eigentliche Hochland mit ſeinen Schneeſpitzen, mit den unendlichen Haiden, wo die dunklen Wellen der ſchottiſchen Bergſeen rauſchten, und wo die alten, kauderwälſch redenden Clans miteinander gefochten hatten, ſo rüſtet ſich doch ſchon dort, in der Nähe der engliſchen Grenze, die Natur zu jenen zerriſſenen, großartigen Schöpfungen, welche ſie im eigentlichen Hochlande ſo verſchwenderiſch ausgegoſſen hat. Monſieur Girardin hing dann eine große blecherne Büchſe zum Botaniſiren um, ſteckte Lord Byron, ſeinen Friſirkamm und eine weiße Weſte hinein, und machte ſich in hohen Gamaſchen, den weißen Filzhut keck auf die Stirn gedrückt, auf den Weg. William trollte überglücklich neben ihm her, ſeine leichte Jagdflinte auf der Schulter, die Flöte im Ränzlein, und das Herz voll hüpfender Träume. So durchſtreifte das Paar die Umgegend, erklimmte alle Bergſpitzen und ſtieg in alle Schluchten hernieder, beſuchte die Minen und Maſchinen, übernachtete in den Hütten gefälliger Landbauern — kurz, führte ein freies, fröhliches Nomadenleben, keiner Rückkehr eingedenk, keinem Zwange huldigend, ganz ſich ſelber überlaſſen und in der reichen, mannigfaltigen Natur jener Gegenden aufgehend.

Das waren gute, freie, fröhliche Tage für den kleinen William, und darum hing er ſo an Schloß Carltonhouſe, weil dort der Mittelpunkt jener Streifzüge war. Der Lord hätte dergleichen nie zugegeben; wie durfte ſich ein Mitglied ſeiner Familie, ſei's auch nur ein Youngster, unter dem Landvolk umhertreiben und Fußwanderungen in's Gebirge anſtellen? Darum mußte man die Zeit ab-

warten, wo die übrige Familie nach London oder auf die ſüdlich gelegenen Beſitzungen zog, darum blieb William ſo gern im Grenzſchlößchen und ſcheute Wind und Wetter der rauheſten Jahreszeit nicht, um an der Hand ſeines Mentor die gemeinſchaftlichen Irrfahrten fortzuſetzen.

Aber der Lord wurde alt und ſeine Söhne auch. James war bereits in ein Regiment der engliſchen Armee eingekauft, ſollte aber nur eine kurze Zeit dienen und dann nach einer großen Tour über das Feſtland in die Würden und Bürden ſeiner Herrlichkeit des alten Lords hineinwachſen. Mit William hatten ſie es anders vor. „Der Burſche träumt mir zu viel," äußerte der Vater oft und runzelte finſter die ſtolze Stirn, „es iſt keine Kraft in ihm, kein Geiſt, kein Sinn für high life. Ich muß ihn zur Kirche geben." Darum wurde Monſieur Girardin heimgeſandt zu ſeinen Vätern und William, als er kaum das zwölfte Jahr erreicht, einer öffentlichen Schule übergeben. Nichts von ihrer Trennung, noch von dem Abſchied, den der troſtloſe Knabe von Carltonhouſe nahm und vom blauen, freien, unendlichen Meer!

Vier lange Jahre ſchlichen über dem Haupte des Jungen dahin. Der ganze Druck altengliſcher Schulzucht laſtete centnerſchwer über der aufſtrebenden Seele und trieb noch entſchiedener als die Einſamkeit im Vaterhauſe alle Blüthen derſelben nach innen. Da begab es ſich, daß er um die Pfingſtfeiertage noch einmal auf kurze Zeit aus den Mauern ſeines Kerkers entfliehen konnte, um die Seinigen in Carltonhouſe heimzuſuchen. Es war nicht die gewohnte Zeit ihres dortigen Aufenthaltes,

die Routs von London hatten ſchon angefangen, und nur eine plötzliche Grille von Mylady, ein Bedürfniß von Landluft und Ruhe konnte die Familie auf das Grenzſchloß verweiſen. Es war Abend, wie William, nach alter Weiſe zu Fuß, allein diesmal ohne ſeine liebe Vogelflinte, von der letzten Höhe vor Carltonhouſe das theure, unvergeßliche Thal ſeiner Kindheit wiederſah. Wie ſehnſüchtig er ihm mit der Flöte ein „Willkommen“ zurief, den fernen, duftblauen Hügeln, dem Meer, dem ſtillen, im erſten Grün prangenden Park, welcher ſich um das Wohnhaus ſchlang!

Daheim war alles beim Alten und noch älter geworden. Mylady lag zu Bette, hatte Aſthma und frömmelte gewaltig, Mylord jagte und trank, wie ehedem, und Bruder James ſtolzirte im faſhionablen Jagdanzug langbeinig in Schloß, Flur und Garten umher.

Eines Morgens — den Morgen hat William nie, nie vergeſſen, es war der einundzwanzigſte im Maimonat — befahl der Lord große Jagd. Die Männer ſaßen auf, James und William unter ihnen, die Hunde zerrten an der Koppel, die Jagdhörner riefen luſtig in die duftige Friſche hinaus, und los brachen die ſchnaubenden Renner, daß die Funken ſtoben und die rothen, gleißenden Jacken gar bald im Sonnenlichte verſchwunden waren. Im Verlaufe der Jagd kommt der ſchimmernde Zug an eine jener Barrièren, mit denen man in England die Felder einzuzäunen pflegt; der Lord fliegt, der Erſte, hinüber, wendet ſich dann um, nach ſeinen kunſtgewandten Söhnen zu ſchauen; James ſprengt an, hoch darüber her und ſeine Herrlichkeit lächeln ihm ein freundliches Bravo.

Jetzt William. Der vierzehnjährige Jüngling ſtutzt, des Reitens ungewohnt; ein zorniger Blick des Vaters fällt auf ihn; James lacht in ſich, die Dienerſchaft harrt — da brennt's dem Knaben über Stirn und Wangen, er drückt dem zaudernden Roß die Ferſen in die Flanke, es bäumt ſich, hoch geht's hinüber, — jenſeits liegt William am Boden, ein Blutſtrom bricht aus dem Munde, und der Schimmel brauſt mit zerriſſenem Gurt wild und ſcheu in die Ebene hinein.

Verwirrung und Noth aller Enden! Der Lord wirft ſich neben dem bewußtlos liegenden Sohne nieder, James ringt in rathloſer Angſt die Hände, die übrigen Reiter ſtehen wie vom Donner gerührt. „Der Burſche lebt!“ ſchreit endlich der Lord und ein Strahl von Vaterliebe gleitet über die ſtrengen Züge. „Schnell auf, zu Sir David!“

Ein Jockey nimmt den leiſe athmenden Knaben vor ſich auf ſein Roß, der Lord fliegt als Bote ſelbſt voraus und hinter ihm drein reitet, wie langſam jetzt und wie ſtill gegen vorhin, der übrige Zug.

Als William die Augen wieder aufſchlug, ſah er ſich, des Vergangenen wie eines ſchmerzlichen Traumes gedenkend, verwundert in einem fremden, freundlichen Zimmer, deſſen blaue Vorhänge dicht zuſammengezogen waren, ſo daß nur ein ſpärliches Licht auf ſein Krankenlager fiel. Er rührte ſich und erhob die Blicke. Da beugt ſich

über den Rand ſeines niedrigen Bettes, die Gardine behutſam zurückſchiebend, ein zartes Kindergeſichtchen, von dunklen, reichen Haaren umfloſſen, um den Mund ein beſorgtes, hoffendes Lächeln. William will reden. Aber die kleine Geſtalt legt den Finger an die Lippen, hüpft fort zum Fenſter, reißt den Vorhang weg und mit einem flüchtigen Blick auf das Geſicht des Kranken, ſpringt ſie laut, laut „Mutter“ rufend, durch eine Seitenthüre von dannen.

Ehe ſich William von ſeinem Erſtaunen über das alles erholen konnte, kam die Kleine wieder zurück mit einer ſchönen, bleichen Dame und führte dieſe, in die runden Hände klatſchend, zu ſeinem Bette. „Siehſt Du, Mutter“, rief ſie aus, „nun iſt William wieder geſund; der dicke Doktor hat's geſagt, wenn er keine rothen Wangen mehr hätte und nicht mehr ſo haſtig athmete. Ich hab's gehört, Mutter, ich hab's gehört.“ Und wieder ging's an ein Klatſchen und Jubiliren, und das kleine Ding ſprang in ſeinem grünen Kleidchen wie toll im Zimmer umher, daß ſich William auch mitfreute und ſelbſt die bleiche, ſchöne Dame, welche den Mund zum Schelten aufgemacht hatte, unwillkürlich lächeln mußte.

Das war nämlich ſo zugegangen; die Frau und das Kind haben William nachher alles erzählt. Das Gut von Sir David, — der Gatte der ſchönen, reichen Dame und der Vater von dem kleinen Mädchen, welches Harriet hieß, — ſein Gut lag etwa zwei engliſche Meilen von der Stelle, wo William von dem böſen Schimmel gefallen war. Da es nun nach Carltonhouſe viel weiter iſt, und die Lady auch leicht den Tod von dem Schrecken hätte

haben können, ritt der Lord hin zu ſeinem alten Freund, Sir David, und bat ihn um ein Kämmerlein, wo ſein William ſterben oder wieder geſund werden könne. Lady David war gewaltig erſchrocken, und die kleine Harriet wollte gar nicht wieder aufhören zu weinen, als bald darauf der Leichenzug ankam mit dem armen William, welcher für todt in den Armen ſeines Jockey hing, von Blut überſtrömt, ganz blaß, mit verworrenen Locken, die Hände krampfhaft geſchloſſen. Aber über den großen James mußte ſie doch lachen, der kam ganz zuletzt durch das hohe Gitterthor in ihren Hof geritten und ſchlotterte mit den langen Beinen auf ſeinem Fuchs herum, obſchon ihm nichts fehlte.

Die Frau des Baronet hatte ſelbſt alles zur Aufnahme des Kranken in Ordnung gebracht. In einer kurzen Weile war der Arzt da — ein dicker, kleiner Mann mit einer ganz rothen Naſe und einer blonden Perücke, die ihm in der Angſt zuweilen ein bischen ſchief zu ſitzen kam. Er unterſuchte den Puls des kranken William und ſchüttelte oft mit dem Kopfe; hernach ſagte er aber, der Kleine würde gerettet werden. Da fiel Lady David am Bette nieder und weinte und betete leiſe, denn ſie hatte ſelbſt keinen Sohn, und der alte Lord drückte dem Sir David recht ſtark die Hand. Die kleine Harriet aber ſah immer nur den William an und den dicken Doktor, ob er auch nicht gelogen hätte, und nur zuweilen ſchielte ſie mit heimlichem Kichern nach James. Der war wieder ganz ruhig geworden, ſaß auf der Fenſterbank und kaute an ſeinen Nägeln und läutete mit den langen Beinen.

Ganze vier Tage hatte William gelegen ohne

Beſinnung. Darin war Lady David wohl keine Stunde lang aus ſeiner Nähe gekommen, und Harriet, ihr Töchterlein, hatte ſie oft aus der Stube jagen müſſen, damit ſie nicht auch krank werde von dem langen Wachen. Das Kind war noch nicht einmal dreizehn Jahre alt. Der Lord war mit James noch am ſelbigen Tage nach Carltonhouſe zurückgekehrt, um ſeine Gemahlin auf ſchonende Weiſe von dem traurigen Vorfall in Kenntniß zu ſetzen; er kam aber alle Tage herübergeſprengt nach Wittſtone und ſaß ſtundenlang am Bette ſeines Kindes, und dann zur Abwechſelung einmal wieder bei Sir David, mit dem er Ecarté ſpielte und Portwein trank. James war von Carltonhouſe wieder abgereiſt, um zu ſeinem Regimente zu ſtoßen, und die Lady, die arme Mutter, konnte das Haus nicht verlaſſen. Ihre Nerven waren zu ſchlecht.

Mit der Geneſung Williams ging's langſam, aber ſichtlich vorwärts. Die ſchöne Jahreszeit war eben recht im beſten Blühen; mit ihr kam Kraft in die Bäume und Geſundheit in alle kranke Menſchen. Nur von einer Rückkehr des Patienten nach Carltonhouſe wollte der dicke Doktor immer nichts wiſſen, obwohl es kaum eine halbe Tagereiſe von Wittſtone entlegen war. Wenn's der Knabe auch ertragen hätte, ſo wollte ihm der Arzt doch Lady Davids köſtliche Pflege nicht entziehen, und der kleinen Harriet, die ſo ſchön bat, den Kummer nicht anthun. Der Lord war denn auch wohl damit zufrieden, um ſo mehr, da ſeine Gattin von ihrer nahen Abreiſe nach London ſprach, und als die Mutter ihren kranken Sohn noch einmal geſehen, kam ſie endlich mit Lady David darin überein, daß William, den man doch nicht in

die Schule zurückſenden könne, und der in London auch nichts tauge, den Sommer über in Wittſtone bleiben ſolle, damit er ſich recht vollſtändig erhole. Als die Dame ihre Zuſtimmung gegeben, freuten ſich Harriet und William, dem es gar wohl bei Davids gefiel, unendlich. Auch Lady David war darüber ſehr glücklich, und doch hatte ſie Williams Mutter ſo lange und ſo ſonderbar angeſehen, als dieſe ihre Einwilligung ertheilte; nachher war ſie gar auf die beiden Kinder, welche am Fenſter ſaßen, zugegangen, hatte ihr Töchterchen erſt ſtürmiſch und feſt an ſich gedrückt, und dann ihre Hand auf die blonden Haare des bleichen Jungen gelegt und dabei vor ſich hingeſeufzt: „Du armer Knabe!“

Harriet hatte nichts davon verſtanden und ihre Mutter groß angeſehen. Aber William ahnte, was ſie mit dem Seufzer und der Umarmung meinte. Das Leid ſeiner frühen Kindheit brach von Neuem in dem verharſchten Herzen auf, er ſtürzte der Lady David zu Füßen und umſchlang ihre Kniee und drückte ſeinen Kopf ſchluchzend in ihren Schooß.

Armer William! Seine Mutter ritt auf prächtigem Damenzelter aus dem Schloßhofe hinüber gen Carltonhouſe, wo ſeine Kindheit, die glückliche, begraben lag, wo er mit Monſieur Girardin geleſen hatte und mit dem Bruder James geſpielt. Seine Mutter verließ ihn, ſein Bruder war fern, Girardin vielleicht ſchon todt, und ſein Vater ſaß drüben am Kamine bei Sir David und plauderte über die nächſte Parlamentswahl. Aber über ihn beugte ſich Lady David, die ſchöne, bleiche Dame, und ihre weißen Hände ruheten, wie ſegnend und ſchirmend,

auf dem verwaiſten Haupte, und Harriets Arm ſchlang ſich eng um ſeine Schultern, und das Mädchen weinte mit, weil ſie ihren Freund weinen ſah. Glücklicher William!

Oft hatte William auf ſeinen Streifzügen das Landhaus des Baronet liegen ſehen. Es war gar ſchön. Mitten in einem jener wellenförmig ausgeſchweiften Thäler, an denen England ſo reich iſt, ſtieg Wittſtone empor. Und wenn der grüne, lachende Sommer ſeine beſten Farben über die Gegend gegoſſen hatte, wenn das weiße, ſchimmernde Landhaus ſo recht zierlich auf dem fetten, ſatten Grün der Wieſen ſich abhob, rund umgeben, wie von einem Kranze, von blühenden Bäumen, dunkel und licht, wenn das fröhliche Auge ſuchend weiter ſchweifte über die bebaute Ebene, bis an die fernen, blauen Bergwände, an denen ein Strom hell und ſchnell, wie ein gepanzertes Heer, dahinzog — da kam's dem glücklichen Knaben vor, als ſei es hier mindeſtens eben ſo gut wohnen, als daheim in Carltonhouſe, wenn er auch die Brandung des Meeres nicht hören und die fernen, ſchottiſchen Grenzberge nicht erjagen konnte.

Er wurde bald heimiſch in Wittſtone. Den Baronet hatte er zuweilen beim Vater geſehen, ſeine Gattin aber nicht, und die kleine Harriet noch weniger. Sir David war nur eine andere Ausgabe von Williams Vater, unter

minder prächtigem Titel erſchienen, ſonſt an Inhalt ganz das Nämliche. Lady David aber gehörte zu jenen Frauen, wie man ſie nur in England findet, gebildet bis zum Gelehrtſein, dabei ſo häuslich, ſo unendlich liebreizend und echt weiblich, daß ihnen jedes Herz mit Vertrauen und warmer Hingabe entgegenſchlägt. Auch ihr Aeußeres trug engliſches Gepräge; die Geſtalt ſehr zierlich, Fuß und Hand im ſchönſten Ebenmaße, der Nacken von blendender Weiße und etwas nach vorne hinübergetragen, die Züge durchſichtig klar, eine Stirne kühl und hell, wie ein griechiſcher Tempel, von leichtem, lichtem Haar umweht. Gott weiß, welcher Wille ſie an den Baronet gebunden hatte, der ſtolz auf die Bildung und Schönheit ſeines Weibes, dennoch ſo wenig für jene als für dieſe geſchaffen war. Lady David mußte das tief empfinden. Wie ein leiſer Nebel lagerte ſich der Schmerz der Täuſchung und eine ſtille, weibliche Reſignation über ihr Leben; ihre Talente ſchlummerten in der ländlichen Einſamkeit, wozu ſie die Bequemlichkeit ihres Gatten verdammte. Jeder geſellige Genuß ging dem Weibe verloren. Sie lebte nur in ſich, nur für das einzige Kind, welches ſie geboren; ein beſchränktes Leben, und doch ſo reich, ſo unendlich reich an Segen für die eigene Bruſt und für ihre Umgebung.

Harriet war als das ſchönſte Kind hundert Meilen im Umkreiſe bekannt. Dunkles, ſeidenweiches Haar umgab das ſüße, lind geröthete Antlitz in ſchlichter Ordnung; die Augen waren hellblau wie die Kornblumen, wenn ſie eben aufgebrochen ſind. Ein fahrender Schüler, welcher einmal vier Wochen lang die Gaſtfreundſchaft des Hauſes

in Anſpruch genommen hatte, machte ſogar ein Gedicht auf die Kleine und verglich ihr Geſichtchen, dem Eindrucke nach, mit einer Mondnacht im Frühjahr. Es lag eine tiefe, ſchlummernde Fülle von Liebreiz, eine träumende Ahnung in den kindlichen Zügen, und wenn ſie die langen Wimpern des Auges ſchwer und langſam aufhob, um einen mit Einem raſchen, ſchelmiſchen Blicke zu durchblitzen, dann war's wirklich, als wenn der Mond, der volle, glühende, hinter dem dunklen Bergwald heraufgezogen käme und ſeine zitternden Strahlen über die Felder und durch die rauſchenden Baumzweige göſſe.

Da ſah es nun gar zu ſchön aus, wie das dreizehnjährige Mädchen auf der oberſten Gartenterraſſe ſaß zu den Füßen ihrer holden Mutter und mit den kleinen Fingern durch die Saiten der Harfe fuhr, welche ſie in freien Stunden von Mama ſpielen lernte. William ſtand neben ihr und blies ſeine Flöte zur Begleitung. Wie Schwäne durch die blauen Wellen zogen die Töne durch die ruhige Sommerluft, und das Abendroth ſchwebte liebend und duftig um die kleine Gruppe. Und wenn die einfache Weiſe verhallt war, dann ſetzte William ſein Inſtrument von den glühenden Lippen langſam ab und blickte die kleine Harfenſpielerin ſtill an. Die aber packte ihm Harfe und Flöte lachend auf, faßte ihn an der Hand und fort ging's durch den weiten, ſchönen Garten, die Mutter in freundlichem Sinnen hinter dem unſchuldigen Paare her.

William lernte eigentlich erſt in Wittſtone den Zauber und die unendliche Seligkeit der Kinderjahre kennen, und ſie durchdrang ſeine Seele um ſo wohlthätiger

und inniger, als in dem fünfzehnjährigen Knaben ſchon geheime Wünſche ihre Keime trieben. Morgens, wenn die Kleine im Hauſe beſchäftigt war, irrte er allein im Parke umher; er legte ſich feiernd in das hohe, dunkelgrüne Gras und betrachtete das Haus und zählte die blitzenden Fenſterſcheiben, immer die ſuchend, hinter welchen Harriet bei ihren franzöſiſchen Vokabeln ſaß. Dann wieder ſah er träumend an den Himmel, der ſeinen tiefblauen Bogen ruhig über ihm ausſpannte, oder er ſchaukelte ſich in dem Kahne auf dem kleinen Schloßteiche und las im Byron, welchen er ſchon weit beſſer verſtand. Wenn Harriets Stunden aus waren, kam ſie herab zu ihm gehüpft; er kannte ſie ſchon am Tritt, welcher kniſternd durch die weißen Sandwege ſich näherte, und ſobald er erſt ihr Kleid durch die Zweige ſchimmern ſah, klopfte es ihm unruhig in der jungen Bruſt, daß er ihr kaum entgegeneilen konnte. Dann gingen ſie Hand in Hand durch den Park und zählten die Blumen, welche über Nacht aufgeblüht und verwelkt waren; Harriet wies dem Knaben die dunkeln Spuren im Graſe und ſagte, da hätten die Feen am Abend getanzt und davon ſei das Gras ſo dunkelgrün geworden. „Mutter nennt das fairy rings“, fügte ſie hinzu, und die Kinder fürchteten ſich miteinander und wandelten Fuß vor Fuß in den verſchlungenen Kreiſen umher.

O du ſelige Zeit junger, ſproſſender Liebe, ſchöner und inniger als der Genuß ſpäterer Jahre, wo ſchon die Fackel der Begierde lodernd in das gereifte Gemüth ſchlägt, wo fremde Sorge und äußere Rückſicht ihre Schatten in

die ſonnige Stille des Lebens werfen — ſelige, dreimal ſelige Zeit!

Schnell, wie ein Traum, flogen die Tage des Sommers über Williams Haupte dahin, die glücklichſten, die einzig glücklichen ſeines Lebens. Die Sonne wurde bleicher, die Blätter rieſelten von den Bäumen und William packte weinend ſeinen Koffer. Denn Michaelis ſollte er wieder zur Schule. Seine Eltern kamen dieſes Mal nicht nach Carltonhouſe; der Lord hatte Verluſte gehabt und die Lady Launen; beide lebten in dumpfem Mißbehagen auf ihren Gütern in der Nähe Londons. Da ſaß er wenig Tage vor ſeinem Scheiden noch einmal mit Harriet auf der oberſten Terraſſe im Garten; Lady David war im Hauſe geblieben und ſpielte Schach mit ihrem Manne. Die Beiden im Garten hatten muſizirt, wie ehedem, aber nicht mit derſelben glücklichen Unbefangenheit, die Nähe des Abſchiedes lag beklemmend auf den jungen, ſpielend ineinandergewachſenen Herzen. Harriet hob heute die ſchweren Wimpern nur ſelten empor und William hatte ſeine Flöte weit von ſich geworfen in's falbe Gras. Und als auf einmal eine Schaar von Kranichen über ihnen hinwegflog, nach einem fernen, ſüdlichen Lande ziehend, da trat er ſtumm zu dem kleinen Mädchen und erblaßte und deutete auf die geflügelten Wanderer und auf die niedergehende Sonne. Es brach aus, wie ein plötzlicher Blitz, in ihren Seelen, und das Kind, welches in dem Augenblicke zur Jungfrau wurde, klammerte ſich feſt an ſeine Bruſt und weinte laut, und ſie küßten ſich. William riß ſich los und ſtürzte hinab in den dunkelnden Garten. Sie aber blieb oben ſtehen;

der Wind erwachte und ſchlug kühl an ihre brennende Wange, ſie merkte es nicht, die erſten Sterne leuchteten auf, ſie merkte es nicht, und als die Mutter ging, ſie zu ſuchen, lag ſie regungslos auf ihren Knieen und ihre Hände waren feucht von Thränen und vom frühen Nachtthau.

William kam des Abends nicht zum Thee und am dritten Morgen war er abgereiſt.

Jahre gingen und kamen. Harriet wuchs heran zur ſchönſten Blume im Thale des Tyne; aber in ihrem Kelche wuchs, wie die Perle in verſchloſſener Muſchel, die Liebe zu William, dem entfernten, und dieſe tiefe Neigung vergeiſtigte ihre Reize nur noch mehr. Das Leben des Jünglings floß einſam und trübe zwiſchen den Wänden ſeiner Schule dahin. Es kam kein Brief von Wittſtone und es ging keiner nach Wittſtone ab; ſeit jenem Abend, wo ſich die Kinder geküßt hatten, ſahen ſie einander nicht wieder und hörten gegenſeitig kein Wort von ſich. Deſto häufiger flogen Gedanken und Wünſche, luſtige Küſſe und roſenrothe Träume zwiſchen den Getrennten hin und her, die ſchnellſten, die treueſten aller Brieftauben.

Und ſo waren etwa vier Jahre ſeit dem Herbſttage des Abſchiedes hingegangen. Da kam eines Morgens die ganze Familie des Lords, William ausgenommen, welcher ſich zur Abreiſe nach Cambridge anſchickte, von Carltonhouſe nach Wittſtone hinübergeritten. Sie war in der ganzen Zeit nicht wieder auf dem Landgut im Norden geweſen, und Lady David wußte kaum, wie ſie den plötzlichen Beſuch und die übergroße Artigkeit von Mylord und Mylady aufnehmen ſollte. Die Gewißheit kam ihr

kurz darauf. Der Lord hatte ſich, nachdem er viel und oft im Geheimen mit dem Baronet verkehrt, einmal nach dem Frühſtücke an dem großen Kamine niedergelaſſen und flüſterte wieder angelegentlich mit Sir David. Die drei Damen ſaßen am Fenſter, und James, der junge Premier-Lieutenant, wandelte gleichmüthig in der Halle auf und nieder und ſtocherte ſich in den Zähnen. Draußen war's alt-engliſches Wetter. Der Nebel lag dicht und ſchlaff, wie ein Bahrtuch, auf der Erde; die Akazien nahe an der Schloßthüre ſenkten die vertrockneten, früh gefrorenen Blätter kraftlos hernieder, und der Wind pfiff in melodiſchem Einklange mit der ſiedenden Theemaſchine durch das weite Zimmer. Mit einem Male erhob ſich der alte Lord, that ſeinen Mund auf und ſprach —

Nun, er warb in feierlichen Worten, als ob er vor dem geſammten Reichs-Parlament ſtände, bei Sir David und ſeiner Gattin um die Hand ihrer einzigen Tochter Harriet, im Namen ſeines erſtgeborenen Sohnes, des ſehr ehrenwerthen Sir James, Premier-Lieutenant im zehnten Dragoner-Regiment, zukünftigem Lord.

Der aber hielt in ſeinem Parademarſch durch den Saal ein, ging mit abgemeſſenen Schritten auf Miß David zu, verbeugte ſich tief und küßte der Mutter die Hand. Sein inwendiges Dragoner-Geſicht ſchmunzelte aber gewaltig; denn Harriet war ein bildſchönes Mädchen, und ſeine Eitelkeit berauſchte ſich ſchon in dem Gedanken, eine Frau zu bekommen, die in dem Book of beauties geſtanden hatte und ſicher eine Zentral-Sonne für das Londoner high life werden mußte. Sir David machte eine Miene wie ein engliſcher Plumpudding, ſo glänzend

und ſo feiſt; die kleinen Augen waren die ſchwarzen, leckeren Roſinen drin. Und Mylady und Mylord ſtanden ſteif neben einander und verbeugten ſich verſchiedene Male.

Harriet? Sie wußte nicht, was ſie that und thun ſollte. Ihre Mutter aber ſchaute mit den großen, ſchmerzgewohnten Augen verwundert unter den Perſonen des kleinen Zirkels umher, und als ihr Blick auf die einzige Tochter fiel, die unendlich geliebte, da neigte ſie ihr Haupt, wie eine Lilie, und ihre Hände zitterten, wie Lilienblätter, und ſie ſchauerte ſtill in ſich zuſammen. Ihr ſchönes Herz hatte es ſich wohl ganz anders gedacht, denn ſie kannte Harriets unſchuldige Neigung und in ihrer Bruſt ſprach eine gewaltige Stimme für den fernen, wie einen Sohn geliebten William.

Der engliſche Familienkreis vereinigt, wie das ganze Leben des Volkes, die ſeltſamſten Widerſprüche. Seiner äußeren Erſcheinung nach ungemein frei und die bei uns Deutſchen unerläßlichen Formen der Konvenienz abweiſend, ſtellt er dagegen alle inneren Verhältniſſe, namentlich die Abhängigkeit des Kindes von den Eltern, um ſo ſchroffer und feſter heraus. Darin, wie in vielen anderen Stücken, hat das engliſche Volk mit dem altrömiſchen (beide ſind im Allgemeinen ſehr praktiſch,) eigenthümliche Aehnlichkeit. Verbindungen ſind bei ihnen gewöhnlich das Werk elterlicher Uebereinkünfte und ſpekulirender Berechnung; ſelten gehen ſie in den höheren Ständen aus gegenſeitiger Neigung hervor. Eine Leidenſchaft iſt gar bei einem vornehmen Engländer ein ſeltener Vogel. Ihre Ehe trägt von innen und außen die Spuren dieſer Wahrheit.

Der Lord war durch mißglückte Geld-Experimente, durch Aufwand und heimliches Spiel heruntergekommen. Darum ſuchte er eine reiche Parthie für ſeinen Erſtgeborenen, um dadurch den Glanz ſeines Namens aufrecht zu erhalten, und fand dieſe in der Tochter ſeines Freundes, des Sir David. Der Baronet fühlte ſich wiederum durch eine ſo nahe Verbindung mit einer der edelſten Familien in den drei vereinigten Reichen bedeutend gekitzelt; er gab ſein Geld, jener ſeinen Namen — mußte das nicht eine vortreffliche Ehe werden? James und Harriet waren dabei bloße Faktoren, todte Größen in der Rechnung.

„Es iſt eine alte Geſchichte", ſagt Heine. Die Tochter weinte, der Vater ſchalt, die Mutter bat — Mylord und Mylady traten auf hohen Fuß, zürnten ob der bloßen Möglichkeit eines Bedenkens, und James war und blieb ein Dragoner-Lieutenant, wie es ihrer viele giebt in London, in Petersburg und in Berlin. Ich glaube, die römiſchen Centuriones ſind nicht anders geweſen. Die gewöhnlichen Noth-, Hülfs- und Hausmittelchen von „Bedenkzeit, großer Jugend, Liebe zum elterlichen Hauſe" waren bald abgenutzt, der Winter drang um die Wette mit dem unwillkommenen Heiraths-Antrage auf das arme Mädchen ein. Eines Sonntag-Mittags ſitzen ſie am Frühſtücks-Tiſche, wieder in peinlicher Stille; horch! da donnert's auf den breiten Stufen der Haupttreppe, die Saalthür fliegt weit auf, und herein ſtürzt William, einen kleinen entfalteten Brief in der Linken, athemlos am Armſtuhl des Baronet niederſinkend, die flehentlichen Blicke auf Lady David gerichtet.

Ei, wie war der Burſche hübſch und groß geworden in den vier Jahren, und wie ſtand der ſchwarze, wallende Studentenmantel — denn er kam grades Weges von Cambridge — ſo ſchön zu dem glühenden Geſicht und zu den blonden, etwas gedunkelten Locken! Von ſeinen Lippen ſtürzten die heftigſten Bitten, die heißeſten Liebeserklärungen, verworrene Berichte, jugendliche Pläne — alles wirr durch einander. Harriet hatte ſich bei ſeiner Erſcheinung erhoben, ſie ging auf ihre Mutter zu in ſchwankender Eile, barg ſich an ihrer Bruſt, wie ein Vöglein im Neſt, und ſchluchzte krampfhaft. Der Vater Williams, mit ſeiner Gemahlin ebenfalls zum Beſuch anweſend, ſtotterte zornige Erwiderungen, die Lady und der Baronet ſahen ſich mit ſprachloſem Erſtaunen an, und James — ſpazierte wieder im Saal umher? Nein, er hatte ſich in eine Fenſterbank zurückgezogen, kaute an den Nägeln und läutete mit den langen Beinen. Eine Familien-Scene wie aus deutſcher Schule!

Sie endigte auf engliſche Weiſe. „Sir!“ ſagte der Lord zu William: „Ihr ſeid mein Sohn geweſen.“ Seinen Namen konnte er ihm, wie das in deutſchen Rührſtücken ſo oft und effektvoll angewandt iſt, nicht nehmen, weil er ihn nicht führte.

William ſollte auch des Baronets Haus nicht wieder betreten. Der Familienzirkel hatte ſich wie Spreu, unter die ein Windſtoß gefahren, plötzlich zerſtreut. Die Lady war nach einem Blick voll Zorn auf das Mädchen am Arme ihres Gemahls zur Thüre hinausgerauſcht. James trat gutmüthig zu dem Zerſchmetterten heran, ſchüttelte ihm mit einem ruhigen „Farewell“ die Rechte und ging

ohne Gruß an Harriet von dannen. Dieſe kniete noch immer zu den Füßen ihrer Mutter, welche nur für das Leid ihrer Tochter Sinn zu haben ſchien. Sir David fluchte und wies dem jungen Bewerber die Thüre.

Als es Abend geworden war — ein recht milder Abend nach einem finſteren, ſtürmiſchen Tage, — ſtreifte William in den bekannten Gängen des Parkes von Wittſtonehouſe umher. Alles war noch wie ehedem, durch die Aeſte blickten gaſtlich die Lichter des Wohnhauſes, die Wellen des Sees rauſchten gelinde am Ufer auf und ab, und hoch über dem Haupte des Wandelnden wölbte ſich des Himmels tiefblaue Decke. Aber ſtatt daß einſt an den Bäumen junge Blüthen gehangen hatten und in dem Knaben-Herzen ſüße Hoffnungen, ſchüttelte jetzt der Herbſtwind die nackten Zweige durcheinander, und des Knaben Träume waren welk geworden in einer Stunde. Er wußte es, daß er Harriet liebte und von ihr geliebt wurde; ſein Leben hatte in ihr eine Seele gefunden, ſein Streben in ihrem Beſitze ein Ziel, und nun — o es iſt eine ſchwere Stunde, die man an einem geliebten Grabe verweint oder über der Leiche einer Braut; aber ſchwerer iſt die, wo man ſeine lebendige Liebe tödten und begraben muß, des Lebens friſchen, warmen Körper von ſich werfen und als Schatten noch fortwandeln durch eine öde, leere, unheimliche Welt!

William blieb in der Nähe von Wittſtone. Er ſchrieb an Harriet; er ſah ſie ſelbſt Abends hinter den Gardinen ihres Fenſters, und konnte unterſcheiden, wie ſie das Taſchentuch an ihre Augen drückte und beide Hände heftig auf die Bruſt, wie ſie ihm Küſſe herunterwarf

und flehend zuwinkte. Am dritten Abend, als er wieder, dicht an die Mauer gedrückt, zu den hellen Scheiben emporſchaute, öffnete ſich der eine Flügel, ein Billetchen flog herunter — William fing es auf; noch einen Blick auf das offene Fenſter, wo Harriet mit ausgebreiteten Armen ſtand, laut weinend, und er ſtürzte fort in die einſame Nacht.

„Ich liebe Dich,“ ſchrieb ſie ihm, und Thränen hatten die Schriftzüge halb verlöſcht, „ſo ſehr, wie Du es weißt, und noch mehr. Aber fliehen darf ich nicht mit Dir. Ich habe eine Mutter, der ich alles bin, die ohne mich verzweifeln würde, die nur mich hat auf dieſer weiten Erde für ihr großes, ſchönes Herz, nur mich. Ich fliehe nicht mit Dir. Aber wie damals, mein William! als wir noch Kinder waren und glücklich, wie die Kraniche hoch über uns hinwegflogen und Du ſeufzend zu ihnen hinaufwieſeſt, ſo will ich zu Dir treten und Dich hinaufweiſen zu den ziehenden Wolken und Wettern des Himmels. Zieh hin, Du meine Seele, mein Leben, fahre hin — auf Nimmerwiederſehen!“

Und William ging. Denn es giebt eine Liebe, die größer iſt, als die Sorgen und Schmerzen von dieſer Welt, und inniger, als der Rauſch des Beſitzes; eine Liebe, die ſtark iſt, wie ein Löwe, und ſtill und duldſam, wie ein Lamm, die das Weib zum Manne und den Mann zur Jungfrau macht. William ging.

In England iſt das eine eigene Sache mit dem Wandern. Dort können heute fünf Knaben in einem und demſelben Zimmer beim Schulrektor ſchlafen gehen, und heut' über's Jahr ſind die fünf Knaben in fünf

Welttheilen Seeleute, Kaufleute, Kriegsleute, Weltleute, Kunſtleute. England iſt ein großes Land, aber lange nicht das Vaterland der Engländer. Die haben kaum eine Heimath und ſeltener noch ein Heimweh. Die ſind überall auf Reiſen und überall zu Hauſe.

Die Sonne beider Indien bleichte das Bild nicht, welches William im Herzen herumtrug, die Fluth des Weltmeeres ſpülte das Gedächtniß an Harriet nicht hinweg; er hatte ſie ja geliebt. Er war einundzwanzig Jahre alt, als er, Offizier in der Marine ſeines Vaterlandes, in Italien zum erſten Male wieder europäiſches Feſtland betrat, ſeit er nach dem Abſchied im Parke von Wittſtone als Midſhipman die weißen Küſten von Albion hatte verſinken ſehen. Sein trüber Sinn trieb ihn zum Wandern, raſtlos von einer Stelle zur andern, von Land zu Land, über Meer und Berg, — als ob das Unglück ſich ſelbſt entlaufen könnte. Er war in Neapel gelandet und beſuchte von da das wenig entfernte Herkulanum. Wie er in die noch halb verſchütteten Gaſſen der unterirdiſchen Stadt hinabſtieg, überlief ihn ein eigenes Grauen; ſo wie dort ſah's in ſeiner Bruſt, in ſeinem Leben aus. Zerſtörte Tempel, zertrümmerte Götterbilder, Staub und Stille ringsum — eine Stille des tiefen, plötzlich hereingebrochenen Todes. Ihm war zu Muthe, als ſei er in ſeine Heimath wiedergekehrt nach langem, wüſtem Umherirren und fände Gräber, wo er Paläſte verlaſſen hatte, Leichen für Lebendige. Gedankenvoll lehnte er an einer Säule am Tempel des Jupiter und ſtarrte in die Räume der alten Götzenkirche hinein. Da tritt ihm auf einmal aus einem dunklen, halb verſchütteten Gang derſelben eine

Geſtalt entgegen, eine Geſtalt, die er unter Tauſenden erkannt, am Schritte, an der leiſen Neigung des Hauptes nach vorn, am Pochen ſeines eigenen Herzens — Harriet, Harriet! Er ruft's mit herzzerſchneidendem Schrei, mit einem Sprung iſt er über die Trümmer hinweg. Die Fremde hatte den Schleier von dem bleichen Geſicht ſchnell hinweggeſchlagen und ſie lagen ſich ſtumm, küſſend, innig verſchlungen in den Armen, die Kinder vom Parke zu Wittſtone, unten in der Gruft, wo eine ganze Stadt geſchlummert hatte und erwacht war — ach! zu einem blaſſen, falben Scheinleben!

Aus dem Inneren des Tempels war bei dem Rufe des Namens eine lange Geſtalt heraufgeſtiegen, zugeknöpft in einem engen, unabſehbaren Ueberrock, den Hut tief in die Stirne gedrückt, den braun eingebundenen Murray in der Hand. Er ſchritt überraſcht und haſtig auf die Beiden zu, welche einander noch immer in den Armen lagen, wie zwei verſteinerte Bewohner jener unterirdiſchen Hallen, und trat mit einem fragenden Blicke auf ſie ein. Harriet richtete ſich bei ſeinem Herannahen auf, ganz langſam, ſtrich mit der Hand über die trocken gebliebenen Augen und wandte ſich mit den Worten: „mein Gemahl!“ aus Williams Armen auf den Andern zu. Es war nur ein Wort, aber in dem einen, im bloßen Klang der Stimme, der gepreßten, todten, hohlen, lag die ganze Leidensgeſchichte von den drei Jahren, wie der Baronet befohlen und die Mutter geweint habe, bis die arme, verlaſſene Harriet von allen Seiten bezwungen worden. Es war ein Wort und ein Augenblick, wie ſie in die Katakomben von Herkulanum recht eigentlich paßten.

In dem langen Ueberrock ſteckte natürlicher Weiſe James. Die Ausſchweifungen der Garniſon und die Londoner Routs hatten ihre Züge ungemein leſerlich in ſein Geſicht eingeſchrieben; ſonſt hatte er nicht altern können, weil er nie jung geweſen. Er erzählte dem Bruder, indem er ſich wegen der Umarmung auf die Lippen biß, daß er jetzt Lord ſei, weil ſein Vater geſtorben; ſeine Schwiegermutter wäre gleichfalls ſeit einem halben Jahre todt, und er reiſe zur Zerſtreuung mit ſeiner Frau in Europa umher. Kinder hätten ſie nicht, fügte er kurz hinzu, und fragte dann nach dem Zuſtand der oſtindiſchen Kolonieen, und wann William wieder abreiſe.

Harriet ſprach kein Wort. Sie hatte ſich abgewandt und den grünen Schleier wieder herabgelaſſen. Als ihr aber der Lord nach einer langen, langen Minute in raſcher Wendung den Arm reichte, um ſie hinwegzuführen, blieb ſie kopfſchüttelnd ſtehen, zog die Handſchuhe langſam von beiden Händen, legte ſie ſanft auf Williams Schultern und küßte ihn leiſe auf den Mund. Darauf ging ſie, nicht zögernd und nicht eilend, nicht einmal zurückſchauend, aus dem Tempel hinaus. Noch eine Sekunde, und ſie war Williams Blicken fern in der dunkelnden, verſchütteten Straße entſchwunden.

William lehnte noch immer an der Säule des Jupiter-Tempels. Ohne Beſinnung, wie im Traume gebannt und gefeit, hatte er das Weib geküßt und umfaßt und ziehen laſſen. Ach! und ſo ergriff ihn der Anblick ihres ungeheuren Leids, daß ſeine eigenen Irrfahrten und Schmerzen untergingen in dem Gedanken an ſie. Ihre Lippe hatte nicht geklagt, ihr war kein Wort entſchlüpft,

als das eine; aber in dem erloſchenen Glanz des Auges, in den bleichen, verſunkenen Zügen, in den abgemagerten Händen, in dem zerſprungenen Ton der Stimme ſprach ſich das in ſeinen tiefſten, heiligſten Keimen zerſtörte Leben dieſes Weibes aus. Und ſie war Harriet, ſeine Liebe, ſein Leben, ſeine Seele!

Das begab ſich am Jupiter-Tempel zu Herkulanum. Von jenem Abend aber bis zu dem in Hannover, wo ich William im Konditor-Stübchen begegnete, begab ſich nichts mehr in ſeinem Leben. Er reiſte mit größerer Raſtloſigkeit, als früher; damals trug er nur ſein eigenes Weh, jetzt verfolgte ihn auch die gebrochene Geſtalt der Geliebten. Was die vorhergehenden Zeilen enthalten, theilte er mir, ſo lange wir in der Reſidenzſtadt Hannover zuſammen litten, abgeriſſen und unvollſtändig mit, gerade wie ich es wiedergegeben habe. Dabei wandelten wir unter den entblätterten Linden der Friedrichsſtraße umher, oder wir ſaßen daheim und copirten die Comforts ſeiner fernen, engliſchen Heimath ſo gut wie möglich. Es war eine ſchöne Zeit und darum eine kurze. Noch hatten wir uns keinen Monat geliebt, da begleitete ich ihn ſchon auf den hannoverſchen Poſthof; er wanderte weiter. Wandern, immer wieder wandern! Wie der Wagen aus dem großen, roth angeſtrichenen Thorwege hinausrollte und der Poſtillon ſeine herzbrechende Muſik zum Beſten gab, ſtreckte William ſein Geſicht noch einmal zum Schlage

heraus und winkte mir mit der Hand. Sein Antlitz war bleich, der Strahl der Gas-Laterne fiel gerade hell über ſeine Züge. Ganz zuletzt winkte er noch einmal mit der Hand, und der Wagen war verſchwunden. Ich aber ſchlug meinen Mantel feſt um und über mich zuſammen und ging von dannen.

November darauf (denn ich muß nun einmal alles auserzählen, ſollt' es auch noch ſo trübſelig ſein), alſo etwa ein Jahr ſpäter empfing ich, aber nicht mehr in Hannover, ein Packet aus England, mit ſeiner Handſchrift bezeichnet. Er hatte mir nur einmal ſeit jener Zeit geſchrieben. Ich riß es auf: ein Brief von unbekannter Hand fiel mir entgegen, darauf einer von William, trockene Blumen, verbleichte Schleifen und ein angefangenes weibliches Portrait. Von den Blättern ging ein ſüßer, faſt betäubender Duft aus, ſie rauſchten ſo welk und grau unter meinen zitternden Fingern, mir war's, als ſchnürte ich eine vergilbte Mumie auf.

Eine Mumie iſt es auch, eine Leiche. William hatte ſich und ſeinen Schmerz nicht weiter ſchleppen können und war, wie es die Leute nennen, als Selbſtmörder zur Ruhe gegangen. Der Monat November iſt ein ſchlimmer Zeitpunkt für Schwermüthige; deshalb nennen ihn die Engländer auch Hang-month. Mir hatte er kurz vor ſeinem unglücklichen Ende geſchrieben; über Harriet nur, daß er ſie nicht wiedergeſehen, über ſeinen freiwilligen Tod ein flüchtiges Wort, keine lange Entſchuldigung, und endlich ein Lebewohl. Sonſt enthielt das Packet den kurzen Brief Harriets, den William unter ihrem Fenſter aufgefangen, und den früheren, ihm heimlich nach Cambridge

zugeſandten, dann die kleinen Zeichen und Zeugen ihrer Kinder-Liebe.

William hat mich zum Todtengräber dieſer Liebe gemacht. Ich ſchmücke ihr Grab, nicht künſtlich und zierlich mit allerlei ſteinernen Schnörkeln und klagenden Inſchriften; aber ein einfach Kreuz und einen einfachen Kranz hab' ich ihm nicht verſagen mögen.

Das böse Auge.

1.

Wer am zwölften Jänner des Jahres 1271 in die gute Stadt Fulda, — damals weit mehr als jetzt, obgleich nur einige Gehöfte und Häuser umfassend, die sich um die Kurie des Abtes geschart hatten — eingezogen wäre, der hätte sich wohl verwundern mögen über das rege und ungewöhnliche Treiben, das sich auf den Straßen überall kund gab. Kaum war der Wintertag angebrochen, als die Bürger und Insassen jener Häuser mit Weib und Kind sich in kleineren und größeren Gruppen zusammengesellten, und gemeinsam dem freien Platze vor der Kurie des Abtes Bertho, seines Namens des Zweiten, zuwandelten. Auch vom Lande waren die Bauern in reicher Anzahl hereingekommen, und mitten unter dem Volkshaufen gewahrte man die Reisigen und Dienstmannen des Abtes in vollständigem Waffenschmucke, als gälte es wiederum einen Zug in Feindesland, dergleichen der in Krieg und Frieden mit gleicher Kraft herrschende Abt schon gar viele angestellt hatte. Nur Rittersleute und Adelige waren in jenem Zusammenlauf nicht zu bemerken; die wenigen, welche innerhalb der Ringmauern der Stadt oder in deren

unmittelbarſten Nähe ihre Behauſungen hatten, hielten ſich jenes Morgens ſtreng hinter Thor und Riegel verrammelt. Kaum daß einzelne ihrer Knappen, und dieſe mit ingrimmigen Geſichtern, unter dem Volke umherſchlichen, Flüche in den Bart murmelnd und unwillkürlich die Fauſt ballend, wenn ſie in dem Gedränge auf das kahle Haupt und die braune Kutte eines Mönches ſtießen.

Hieraus und noch mehr aus der ängſtlichen Spannung und den ahnungsvollen Schauern, die ſich auf den meiſten Geſichtern deutlich abſpiegelten, hätte der Fremde wahrnehmen können, daß weder eine gottesdienſtliche Feier, noch ein fröhliches Volksfeſt die Maſſe zuſammenzog. Er brauchte nur ihrem Strome zu folgen, um vor den verſchloſſenen Thüren der etwas erhaben gelegenen Abtsburg den dunklen Schlüſſel zu dem Räthſel des zwölften Januars, das ſich entfalten ſollte, aufzufinden.

Dort ſtand nämlich, aus rohem Eichenholze gezimmert, ein Unheil weiſſagendes Gerüſte, an welchem die Dienſtpflichtigen des Abtes ſtrenge Wacht hielten, um dem Andrange der Neugier zu wehren. Das Gerüſt bedeutete nichts mehr und nichts weniger als ein Schaffot, und wer es beſteigen ſollte, war auch der Volksmenge kein Geheimniß mehr. Hatten es doch ſchon acht Tage zuvor die Boten des Abtes Bertho im ganzen Lande umhergetragen, daß am zwölften Januarius des Jahres 1271, des zehnten in der glorreichen Regierung des geſtrengen geiſtlichen Herrn, der Hermann von Ebersberg, der berüchtigſte unter den zahlreichen Raubrittern des geſegneten Buchenlandes, öffentlich und durch Henkers Hand vom

Leben zum Tode gebracht werden ſollte, ihm ſelber zur nachdrücklichen Strafe ſeiner wiederholten und bundbrüchigen Frevel in des Abtes Gebiet, ſeines Gleichen aber zum warnenden Exempel.

Welch' ein Aufſehn erregte die grauſige Kunde im ganzen Buchenlande, von der Werra bis zu den Ufern des Mains, ja ſelbſt weiter hinauf nach Franken und nach Thüringen, wohin die Wundermähre mit tauſend eilfertigen Füßen gekrochen kam! Wie ergrimmte das Geblüte der adeligen Herren, die ſich immerdar noch nicht recht unter den Krummſtab des Abtes fügen wollten, wie hart ſie derſelbe auch und wie oft er ſie zu Paaren getrieben hatte! Selbſt der Bürger und der Bauer ſchüttelte, wo er ſich unter den Seinen glaubte, bedenklich das Haupt, und Mancher meinte wohl, ſie würden es den Rittern entgelten müſſen, wenn ihr Gebieter alſo an einem aus ihrer Mitte ſich vergriffe. Nur die Mönche und die Geiſtlichen ſtießen hell in die Trompete der triumphirenden Kirche und verkündeten ihren Sieg über die weltliche Macht als ein glückliches, ſegensreiches Ereigniß. Von Allen aber, Frohlockenden und Leidtragenden, wallfahrteten zahlloſe Haufen am beſtimmten Tage zur Stadt Fulda und drängten ſich um den Platz des blutigen Schauſpieles, neugierig, zu ſehen, wie ein Diener des Friedens einem Manne der Gewalt ſein dem Geſetze verfallenes Haupt vor die Füße legen laſſen wollte.

Der Mann, von dem der ſtrenge Befehl ausgegangen war, Abt Bertho der Zweite, ſaß ſchon in vollſtändigem Schmucke ſeines hohen und heiligen Amtes, die Zeichen ir-

diſcher und weltlicher Macht vor ſich ausgebreitet auf dem kunſtvoll gearbeiteten Tiſche, in dem großen Prunkgemach ſeiner Burg. Abt Bertho war ein hoher, kräftiger Mann, der die Vierzig kaum überſchritten haben mochte. Um die gewiſſenhaft gepflegte Tonſur ſeines Hauptes ſchlang ſich noch, wie ein dunkler Kranz um einen nackten Stamm, eine Fülle ſchwarzer, dichter Haare. Sein Auge, ſonſt gewohnt, in dem kriegeriſchen und muthigen Feuer zu blitzen, das den Seinen in ſo mancher Feldſchlacht vorgeleuchtet hatte, blickte beſorglich unter den dunklen Brauen empor, wenn er die ſtets wachſende Menſchenmaſſe vom Fenſter ſeines Saales aus um die Thüren der Abtei zuſammenſchlagen ſah. Faſt ſchien es, als kämpfte er noch mit Zweifeln und Unentſchloſſenheiten; unruhig erhob er ſich von Zeit zu Zeit aus ſeinem Seſſel und ging mit raſchen, aber leiſen Schritten in dem weiten Gemach umher, die Arme gekreuzt und die Stirn in düſtere Falten ziehend.

In der weitläufigen Saalthüre ſtand unbeweglich, wie ein ſteinernes Bild, ein Mann, der Einzige außer dem Abt im Zimmer, der den Bewegungen des Letzteren ſtumm und ſcheinbar theilnahmlos folgte. Er war im Aeußeren ganz das Gegentheil zu dem Abte, ein kleiner, ſchmächtiger Mann, deſſen tiefliegende Augen aus einem unheimlich-bleichen Geſichte zu Zeiten wie Irrwiſche aufflackerten, um hernach ſich ganz in ihre Höhlen zurückzuziehen. Da lagen ſie, ſchief und zuſammengekauert, wie ein Paar lauernder Raubthiere, und nur wenn der Abt an's Fenſter ſchritt und ſeine Wanderungen im Saale von Neuem antrat, ſchoſſen ſie auf ihn los, und ein böſes

Lächeln flog über die ausdrucksloſen und verwitterten Züge des Mannes. Er war ganz in einen ſchwarzen, lang herabfallenden Mantel gehüllt, worunter ein Paar hoher, lederner Stiefel von rother Farbe hervorſahen.

Eine tiefe Stille herrſchte in dem Saale, in grellem Gegenſatz gegen das Geräuſch, das von unten wie die Brandung eines entfernten Meeres an die Fenſter ſchlug. Endlich unterbrach jene der Abt, auf den Kleinen an der Thüre zugehend. „Gerhard!“ ſagte er und blieb vor ihm ſtehen, „was meinſt Du, ſoll ich oder ſoll ich nicht?“

Ein ſeichtes Lächeln war die Antwort des Gefragten. „Geſtrenge Gnaden,“ ſprach er dann, ſich tief neigend, „Ihr ſeid Herr hier; Euch kommt es zu, zu gebieten; mir, nicht zu rathen, ſondern zu gehorchen.“

Wiederum ein lautloſes Schweigen, während es im Hofe immer lärmender wurde. „Die Meute verlangt ihr Opfer. Panem et Circenses. Hörſt Du ſie ſchnauben, Gerhard?“

„Bin das gewohnt, geſtrenge Gnaden. Die laufen zu dem Gerhard, wie zu einem Marktſpringer und Gaukler auf den Meſſen.“ Dabei grinſte ein tödtliches, gehäſſiges Lachen, womit er in den verſchiedenſten Nüancirungen jede ſeiner Reden zu begleiten pflegte, auf dem Geſichte des Furchtbaren.

Der Abt hob auf's Neue an, jedoch mehr mit ſich ſelbſt als zu Jenem redend: „In meinem guten Rechte handle ich hier, wie überall. Ich bin Herr, Jene ſind mir von Kirche und Reichs wegen als meine Miniſterialen unterthan. Ich darf ſie belehnen, ich darf ſie ſtrafen an Gut und Blut. Und warum ſollt' ich's nicht thun?“

Gerhard zuckte die Achſeln.

„Verdient haben ſie's tauſendfältig," fuhr Bertho fort; „der zumal, der in Todesangſt hier drunten ſitzt und ſein Sterbeglöcklein eben anklingen hört. Haben mich dieſe Ebersberger, dieſe von Steinau, von Lüppel, von Raßdorf, und wie ſie alle heißen mögen, nicht gekränkt und mir geſchadet, wo ſie es vermochten? Ich wollte den Frieden, ja, den wollte ich, und alles Gute den Vaſallen, ſo Gott der Herr unter meine Hand gegeben hat. Aber ſie waren die Geißel des Landes. Sie befehdeten mich, als ich es zu thun hatte mit dem Grafen von Ziegenhain, mit dem Hersfelder Abte, mit den Heſſen und mit den Thüringern; ſie raubten, ſie ſengten, ſie würgten in meinen geſegneten Landen, wie oft ſie auch, von mir in redlicher Schlacht oder in ehrlichem Vertrage gezwungen, den Frieden auf die Bibel beſchworen hatten. Sie zwingen mich, ſie treiben mich zum Aeußerſten; Ruhe muß ich haben. So falle denn das Haupt der Hyder!"

„Das wächſt nach," murmelte Gerhard in ſich hinein. „Da wird man alle Hände voll zu thun bekommen!" Zugleich lupfte er den ſchwarzen Mantel und hob ſein Schwert, ſchier eben ſo lang als der ganze Mann, das er unter demſelben verborgen hielt, mit beiden Händen hoch auf, um es dann tönend auf den ſteinernen Fußboden zu ſtampfen.

„Regt ſich das Meſſer ſchon, ehe ſich die Hand ausgeſtreckt?" fragte der Abt mit ſtrengem Blicke, worauf der Meiſter zuſammenfahrend ſich tief verneigte und in ſeine ſteinerne Unbeweglichkeit zurückkehrte.

„Gerhard!" ſagte Bertho nach einer kurzen Weile,

ſich in ſeinem Seſſel wieder niederlaſſend. „Tritt heran! Nahe heran! Du biſt ein treuer Diener Deines Herrn, auch fromm habe ich Dich befunden und der Kirche von ganzer Seele zugethan. Endlich weißt Du, daß ich Dich nicht verabſcheue, wie die Anderen, welche da meinen, Dein Gewerbe ſchände den Mann. Ruhig, Gerhard! Komm herzu, mein alter Küchenmeiſter!“

„Nur den Namen nicht!“ ſtammelte mit fliegender Röthe der Nahende, und zwar in einer Haſt, die ſeltſam mit dem ſanften und gemeſſenen Tone ſeiner übrigen Rede kontraſtirte. „Geſtrenge Gnaden weiß, daß wir, die wir Meiſter ſind, unſern guten Namen ablegen müſſen. Meiner, den Ihr eben genannt, iſt eben ſo alt, wenn auch nicht eben ſo edel, als der von Steinau, von Spala, von Brandau. Meine Väter haben ihn alle geführt, und alle nur bis auf die Stunde geführt, da ſie wurden, was ich bin. Ich habe ihn auch abgelegt am Tage, da ich mit meiner Braut hier getraut ward.“ Er drückte ſein Schwert unter den Mantel an's Herz. „Laßt den alten nun in Frieden liegen. Ich ſchäme mich ſeiner nicht, habe ihn auch nicht geſchändet und mein Eiſen nur gezogen, wo ich durfte und mußte; aber — ein Henker ſoll nicht Küchenmeiſter heißen!“

Er knirſchte mit den Zähnen und krampfte beide Fäuſte feſt zuſammen, um an ſich zu halten, ſo daß der Abt Mühe hatte, ihn zu beſchwichtigen. Dieſer brachte nun die Rede wiederum darauf, ob er dem Ebersberg noch auf dem Schaffot ſolle Gnade angedeihen laſſen, oder ob der gedrohte Streich wirklich fallen müſſe?

„Seht, geſtrenge Gnaden!“ ſagte Gerhard, ſich auf

ſein Schwert ſtützend und den ſchwarzen Mantel, worunter er ſchon das rothe Ehrenkleid ſeines entſetzlichen Amtes angelegt hatte, mit einem gewiſſen Stolze zurückwerfend, „mit ſo etwas ſcherzt man doch nicht gerne; da hättet Ihr den Gerhard wohl entbehren mögen. Ich habe mich nun einmal darauf geſchickt, das Volk da drunten — Ihr hört ja, wie es mir ſehnſüchtig entgegen murmelt, — freut ſich auch auf die Execution, und am Ende iſt der arme Ebersberger, deſſen Seele Gott in einer Stunde gnädig ſein möge, auch froh, ſeines wackeligen Kopfes los und ledig zu werden. Das Schlimmſte hat er nun lange überſtanden, die Angſt. Ich kenne das, hochwürdiger Herr! Hernach iſt ſo ein Burſche froh . . . .“ — Der Abt winkte ihm, zu ſchweigen. „Du haſt Recht,“ ſprach er, „man ſcherzt nicht mit dergleichen. Vergiß das nicht! Uebrigens fordert es das Geſetz, welches ſich nicht ſpotten läßt, daß hier ein wirkliches Opfer falle. Alle Mittel des Friedens und des Krieges ſind nun vergebens angewandt. Sehen ſie, daß ich das letzte, welches mir kraft meines hochheiligen Amtes zuſteht, nicht gebrauchen mag, ſo legen ſie mir es als Furcht aus, und die alten Gräuel nehmen wiederum ihren Anfang. Darum kein kindiſches Schwanken und Zaudern mehr! Geh', rufe mir meinen Cellarius und den Dekanus. Man ſoll mich fertig ankleiden, mir meinen Frühtrunk reichen und zu gleicher Zeit mein Roß ſatteln. Binnen einer Stunde fällt ſein Haupt. Du begib Dich mit einem Pater in das Gefängniß des Ebersberger's und bereitet ihn, jeder auf ſeine Weiſe, für ſeinen letzten Weg vor!“

Eilfertig verbeugte ſich Gerhard Küchenmeiſter und

ging mit ſchnellen Schritten, als fürchte er einen Widerruf dieſes ihn erſichtlich aufheiternden Befehles, hinaus. Auf der Schwelle rief ihn Bertho noch einmal zurück. „Gerhard!“ ſagte er, „mach's kurz mit dem armen Sünder, hörſt Du?“

Da blitzte ihn ein tückiſcher Strahl aus den kleinen Augen giftig an. „Herr Abbas!“ erwiderte der Gekränkte, „meine Altvordern waren zünftige und gelernte Meiſter bis in's vierte Glied hinauf rückwärts. Mein Großvater Kilian, deſſen Seele der heilige Kilian, ſein Schutzpatron, aus dem Fegefeuer erlöſen möge, ſo er ihn bislang noch vergeſſen, hat ein einzig Mal fehlgeſchlagen, und das lag nicht an ſeiner Hand, ſondern am Nacken des Delinquenten, der war ausgewachſen.“

Stolz ſchritt der Scharfrichter zur Thür hinaus, und der Abt verſank in tiefe Gedanken, mit den großen, klaren Augen aus dem Erkerfenſter hinausſchauend auf die im Schnee und Sonnenſchein funkelnde Gegend, bis dahin, wo das kühne und ſcharfgezeichnete Profil des Rhöngebirges ſich an dem blaßblauen Winterhimmel in prächtigen Silberlinien abſchnitt.

2.

In der Kette dieſes Gebirges glänzte als eines der feſteſten und bemerkenswertheſten Glieder der Ebersberg, worauf die Burg gleichen Namens, drei mäßige Stunden von der Stadt Fulda entfernt, gelegen war. Auf dieſer Burg ging es an jenem verhängnißvollen Januar-Morgen

in demſelben Grade ſtill und öde zu, als es in Fulda belebt und lärmend war. Die kecken Thürme ſchienen ordentlich den Kopf hängen zu laſſen, als wüßten ſie, welch' ſchwere Unbill an ihrem Gebieter verübt werden ſollte; wenigſtens wehte von der Zinne des einen die ſchwarze Trauerfahne in düſteren Falten in den goldenen Morgen hinein. Alle Zugänge waren feſt verrammelt, und kein lebendiges Weſen ließ ſich in der Nähe des Schloſſes blicken. Denn jenes Frauenbild, das mit aufgelöſten Haaren auf dem höchſten Söller ſaß, ſtarren und unverwandten Blickes auf die Thürme von St. Michael in Fulda herabblickend, war wohl nur ein Bild, von Künſtlers Hand in täuſchender Lebens-Aehnlichkeit dorthin geſtellt! Oder athmete der Stein wirklich, floß warmes, rothes Blut in dieſen ſchönen, aber regungsloſen Gliedmaßen?

Das Bild erhob ſich. Alſo doch ein lebendiges Weſen? Wer war das Weib? Sie erſchien wie eine Göttin, nicht ſowohl der ſanften, klagenden Trauer, als vielmehr des Haſſes und der glühenden Rachgier, wie ſie, die beiden Arme auf die ſteinerne Brüſtung geſtemmt, noch immer ſtarren Auges in das Fuldathal zu ihren Füßen hinunterſchaute. Von der friſchen Winterluft, die über den Kamm des Berges hinzog, bemerkte ſie nichts, eben ſo wenig von den lieben Sonnenſtrahlen, die bleich und kraftlos, aber ſegnend, wie ein brechendes Mutterauge, über die Gegend glitten. Ihr Herz war ſo kalt, daß es der Froſt nicht tiefer durchſchauern konnte, und ſo dunkel, daß kein Licht Eingang darin fand.

Es iſt Winfrida von Ebersberg, die Gattin, vielleicht

in dieſem Augenblicke ſchon die Wittwe deſſen, den der Abt Bertho zum Tode durch Henkershand verdammt hatte. Ein ſchönes Weib! Niemals haben glühendere Augen einen heißen Manneswunſch angefacht, niemals weichere Lippen eine ſüßere Gewährung geküßt. Eine Fülle blonder Haare floß um das ſtattliche, in ſtarken, aber edlen Formen ausgeprägte Antlitz, zu dem die von Kraft und Gluth ſtrotzende Geſtalt in ebenmäßigem Verhältniſſe ſtand. Zartheit und Zierlichkeit wurden in jedem einzelnen Gliede dieſes vollendeten Weibes vermißt; es entſchädigte aber für ihren Verluſt der überquellende Reichthum aller Formen und eine ſo gebietende Stattlichkeit, wie ſie bei dem Weibe wohl ſelten gefunden wird. Winfrida war ſchon als Mädchen — aus dem Hauſe der Steinau ſtammte ſie — berühmt geweſen als die keckſte Jägerin im ganzen Buchenlande, der kein Roß zu wild, kein Eber zu gefährlich war. Auch liebte ſie es, mit den Männern zu ihren Werken hinauszuziehen, ſtatt, wie es die einfache Sitte jener Zeit gebot, im Frauengemache zu weilen an der Spindel oder am friedlichen Stickrahmen. War ſie doch auch, mutterlos vom zehnten Jahre an, unter lauter Männern emporgewachſen, der Stolz eines tapferen, ſtets raub- und ſchlagfertigen Vaters, der ſeine Freude daran fand, wenn Winfrida mit den Söhnen oder ihren unbändigen Geſellen die ſteilen Felſenpfade der Berge verhängten Zügels hinunterſprengte und ganze Tage lang am blutigen Waidwerk ſich vergnügte.

Es war eine wilde, geſetzloſe Umgebung, worin das Mädchen aufblühte; zügelloſe Burſchen, die kein Geſchäft kannten, als Raub und Fehde auf den Heerſtraßen und

Gelage daheim, bildeten ihre ſtete Geſellſchaft, und die Grundſätze, die ſie mit der Muttermilch einſog, zielten nur auf einen rauſchenden Genuß des Nächſten und Gegenwärtigen. Was Wunder, daß Winfrida verwahrloſte unter ſolchen Einwirkungen? Bewußtlos ließ ſie ſich von dem Strudel ihrer Umgebung fortreißen und erlangte bald unter dem Geniſte der buchiſchen Ritterſchaft einen ſo großen Ruf und eine ſolche Schaar von Anbetern, daß ſie unumſchränkt mit ihren Launen über alle gebot.

Sie zählte ſechzehn Jahre, als ſie mit einem Manne zuſammentraf, der zum erſten Male tiefere Empfindungen in ihr rege machte. Wie ein Weſen höherer Art erſchien er ihr mitten unter den Wüſten und Rohen, mit denen ſie zeither geſchwelgt. Eine allmächtige Veränderung ging von jenem Tage an mit dem Mädchen vor; ſie ward ſtill und in ſich gekehrt, ihre Brüder trafen ſie oft in Thränen, und Roß und Jagdſpeer wurden von ihr nicht mehr berührt. Winfrida liebte mit aller Gluth ihres eigenmächtigen, an das Herrſchen gewöhnten Herzens. Der Mann ihrer Wahl aber wandte ſich kühl und beſonnen von ihr ab; und als ſie einſt — ſo ging die Sage — mit dem flammenden Geſtändniß ihrer Neigung auf den ſtammelnden Lippen, bewältigt von dem unbändigen Drang des heftigen Herzens, ihm die ſehnſüchtigen Arme öffnete, entfloh er, ein anderer Joſeph.

Der Gegenſtand dieſer erſten und einzigen Liebe Winfrida's war aber kein anderer, als Abt Bertho der Zweite, damals noch Junkherr von Leipolz, berühmt, wie ſie, im ganzen buchiſchen Quartier wegen ſeines ſchönen

und ſtattlichen Wuchſes. Erſt ſpäter hatte er, von Natur dem Weltlichen abgewandt, ſich die ſchwarzen Locken vom Scheitel ſcheren laſſen, war in dem Kloſter auf dem Petersberge bei Fulda Mönch geworden, und hatte endlich im Jahre 1261 vom Probſtſtuhl zu Petersberg einen tüchtigen Sprung gethan auf den Thron eines Fuldaiſchen Abtes. Denn wohl konnte man dieſen Seſſel einen Thron nennen, von dem aus das ganze Buchenland, bis nach Würzburg hinüber, in Thüringen und Heſſen noch hinein, regiert wurde.

Winfrida fiel, als ſie von Bertho auf ſo beſchämende Weiſe ſich verworfen ſah, in ihr altes, zügelloſes Leben zurück. Ja, ſie ſtürzte um ſo tiefer in deſſen Strudel hinein, als ſie das Gedächtniß ihrer Liebe gefliſſentlich in ſich zu betäuben ſuchte. Nur eines war von jener Stunde ihr geblieben, da ſie unerhört die Hand des ſtrengen, ſchönen Mannes an ihre Bruſt gepreßt hatte, ein ſeltſamer Blick des Auges, den keine Zeit wiederum verwiſchte. Früher war es groß, glühend, ausdrucksvoll geweſen, es hatte muthig, heiter, zärtlich und zornig geblitzt, dieſes Auge, wie es die Stunde gebot; allein ſeit jenem Tage beſaß es nur einen blendenden und ſtechenden Strahl, den eines tiefen, tödtlichen Haſſes. Alle Regſamkeit und aller Ausdruck ſchien aus den glänzenden Kreiſen entwichen zu ſein; wie eine ſtehengebliebene Sonne, aber mit unheimlichen und unausſprechlich ſcharfen Lichtern, ſchaute das Auge unter der offenen, breiten Stirn hervor. Und mochte Winfrida noch ſo ausgelaſſen ſein, ſelbſt mitten in den Entzückungen der Liebe blieb ihr dieſer verzauberte Blick. Niemand begegnete ihm gern; man glaubte, es weiſſage

Unheil, wenn Winfrida Einen mit den blauen, ſonderbar geiſterhaften Augen anblickte. Sie ward ſich deſſen auch ſelbſt bewußt und hob die Lider nur ſelten auf; gewöhnlich wurzelten ihre Blicke am Boden, oder ſie flogen in unſtäten Kreiſen umher. Nur wenn ſie Jemandem ihre rechte Liebe oder ihren rechten Haß wollte zu erkennen geben, wandte ſie die volle Kraft ihrer Sterne auf ihn, und gewiß taumelte dieſer verwirrt zurück, hätte er ſelbſt auf dem Schlachtfelde dem Tode unerſchrocken in's Antlitz geſchaut.

Nach des Vaters Ableben hatte Winfrida dem Ebersberger ihre Hand gegeben, weil er von allen Raubrittern der wildeſte war. Als ſein Gemahl ſetzte ſie die bisherige Lebensweiſe ungeſtört fort, ja ſie trieb ihren Gatten, ſammt ſeinen Brüdern und den ihrigen, und welche Ritter im Buchenlande mit ihnen zuſammenhingen, zu den gefährlichſten Zügen, zu den blutigſten Unternehmungen an, wobei es nichts Seltenes war, daß ſie ſelbſt in Reitertracht mit ausflog von ihrem Felſenneſte. Dadurch ward dies zum Mittelpunkte jener Horſte, von denen aus die unbändigen Raubvögel, die drei Ebersberger, Gyſo von Steinau, Albert von Brandau, Eberhard von Spala, Konrad und Bertho von Lüppel, Konrad von Rasdorf, Gyſo von Schenkewalt, das Land trotz der fortwährenden Gegenwehr der Fuldaer Aebte unſicher machten. In ihrem Intereſſe ſtanden gewöhnlich auch die Grafen von Ziegenhain, und aus einer leicht erklärlichen Eiferſucht die Hersfelder Aebte, namentlich der kriegeriſche Heinrich von Boyneburg, aber auch die Landgrafen von Heſſen und Thüringen, welche zwei Lande um dieſelbe Zeit unter

heftigen Wehen von einander geriſſen wurden. Selbſt die Biſchöfe von Würzburg machten oft gemeinſchaftliche Sache gegen den Abt zu Fulda mit jenen buchiſchen Rittern, die gewöhnlich nichts beſaßen, als eine Burg oder ein Paar von der Fuldaer Abtei zu Lehen getragene Grundſtücke. Deshalb that es wohl Noth, daß auf dem Stuhl in der Kurie zu Fulda ein ganzer Mann ſaß, dergleichen Bertho der Zweite war, ſo wie auch, daß einmal den ewig erneueten Raub- und Blutſcenen ein nachdrückliches Ende gemacht wurde.

Abt Bertho wollte dies, wie ſchon erzählt worden, eben am Morgen des zwölften Jänner 1271 durch die Hinrichtung des älteſten Ebersbergers, Winfrida's Gemahl. Was dieſe, die bitterſte Feindin des Fuldaer Abtes unter allen Grafen und Herren, bei dem erklärten Siege des Erſteren empfand, war nicht Wittwentrauer um den Gemahl, ſondern ein Gefühl der empfindlichſten Kränkung, die wiederum von dem lange Verhaßten ausging, und der brennende Durſt nach Rache an dem einſt Geliebten, der es nicht nur gewagt, ſie zu verwerfen, ſondern der auch dem ganzen buchiſchen Adel mit Erfolg die Spitze geboten hatte. Als die furchtbare Botſchaft auf Ebersberg anlangte, ſtand Winfrida erſt eine geraume Weile erſtarrt und bleich da, mit bebenden Lippen, die Hände krampfhaft geballt; hernach aber ſchneller gefaßt, als die zu Boden geſchmetterten Männer, hieß ſie die beiden Brüder ihres Gemahls, ein Zwillingspaar, Albert und Heinrich von Ebersberg, aufſitzen und im ganzen Buchenlande werben nach Männern. „Gilt es nicht, den Hermann zu befreien," ſo rief ſie aus, und ihre Augen ſchleuderten Blitze unter

die entſetzten Ritter, „ſo gilt es, ihm eine Todtenfackel anzuzünden, wie noch keinem Gemordeten eine gelodert hat!“ Und die Brüder gehorchten blindlings dem Weibe, das ſie doppelt lenkte: als Furie mit der Geißel des Haſſes, und als Göttin an dem Leitzaume einer unſinnigen Liebe, worin beide Brüder der Schwägerin anhingen. Sie ſelbſt blieb, während ihre Sclaven den dunklen Samen der Verſchwörung unter den Empfänglichen ausſtreuen ſollten, daheim ſitzen auf Burg Ebersberg, ſtumm und ſtarr, wie eine Bärin, der man in die ſichere Höhle dringen will. Ihr gewohnter Platz war droben auf dem Söller des einen Thurmes, von wo aus ſie weit in die Gegend hinabſchaute, als könnte ſie mit dem böſen Auge eine Drachenſaat geharniſchter Männer aus dem winterlich verſchneiten Boden zaubern. Dort ſaß ſie ſtundenlang, die Hände gefaltet, mit aufgelöſten Haaren, ohne daß eine Bewegung das mindeſte Leben in dem gereiften, aber noch immer reizenden Körper verrathen hätte. Sie hatte keine Gedanken mehr, weder an ſich, noch an den, der ihr Gatte hieß; ihre ganze Seele ward ausgefüllt von dem einen Bilde deſſen, den ſie einſt auch, aber im entgegengeſetzten Sinne, darin getragen hatte, und die Loſung zu ſeinem Bilde war ein Wort, nur ein Wort, das flammende Wort: Rache!

3.

Vergeblich hatte Winfrida von Stunde zu Stunde auf Nachricht von den ausgeſandten Brüdern ihres gefangenen Gatten geharrt. Die buchiſchen Ritter hatten

alle eine Scheu vor dem Abte, dem ſie nicht gerne in offener Schlacht, Stirn gegen Stirn, begegneten. Alle Hoffnung auf Befreiung des Gefährdeten war deshalb bei Winfrida zerronnen. Nach einer ſchlafloſen Nacht ſtieg ſie am Morgen des zwölften Jänner wiederum hinauf an die gewohnte Stelle, von wo aus ſie ſogar die aller Ecken und Enden zuſammenſtrömende Menſchenmenge dunkel erkennen konnte. Wie ein wimmelnder Ameiſenhaufen zeigte ſich ihr die Stadt Fulda, und es erfaßte ſie bei dem Anblicke dieſes fernen und unheimlichen Bewegens eine ſo tödtliche Unruhe, daß ſie, unfähig, dieſelbe länger zu bemeiſtern, hinabſtieg, ſich eilig in unſcheinbare Knappentracht und auf ein raſches Roß warf und gen Fulda hinunterſprengte.

Glockengeläute von den Thürmen aller Kirchen und Klöſter in der Nähe empfing ſie. „Jetzt wird er hingerichtet!“ hörte ſie die ſich ſputenden Landleute am Wege ſagen und drängte ihr Thier in athemloſer Haſt durch ihre Reihen hindurch, um nicht zu ſpät zu kommen.

Die traurige Ceremonie war in vollem Gange, als ſie, am Thore angelangt, vom Pferde abſaß und auf die Kurie zuſchritt. Schon hatte Hermann von Ebersberg, begleitet von einem Geiſtlichen, das Gerüſt beſtiegen. Eine athemloſe Stille herrſchte unter dem dichtgedrängten Zuſchauerkreiſe. Am Portale ſeiner Kurie hielt, umgeben von ſeinen Dienern und von dem Hofſtaate der Kirche, Abt Bertho, vollſtändig gerüſtet und hoch zu Roß emporragend aus dem dunklen Menſchenknäuel. In ſeine Nähe trieb Winfrida ein unwillkürlicher Drang ihres

Herzens, deſſen Pulſe in dieſer ſchauervollen Stunde ſchier zu ſtocken ſchienen.

Sie gewahrte, wie Hermann an den Rand des Schafots getreten war und, indem er das Oberkleid abwarf, dem Volke zuwinkte. Auch hörte ſie aus dem leiſen Brauſen der Menge mit einem Male ſeine Stimme auftauchen, laut und vernehmlich, und wie ſie emporſah, durchzuckte ihr Herz ein Strahl entſetzlicher Freude an ihrem Gatten, der, obſchon dem Tode in das gräßlichſte Antlitz ſehend, doch ſo frei und unbefangen daſtand.

„Ihr Männer," rief der Ebersberger mit der Schlachtenſtimme dröhnend von ſeiner furchtbaren Rednerbühne herab, „Ihr Männer, Ihr wollt Einen ſterben ſehen, dem die Meiſten von Euch das Leben ſchon lange nicht mehr gegönnt haben? Wohl, ich mache Euch das Vergnügen, obſchon ich ohne redliches Urtheil hinüber muß. Der Mann da" — er winkte verächtlich nach Bertho — „hatte mir freies Geleit zugeſichert."

„Das lügſt Du," ſagte der Abt mit feſter und vernehmlicher Stimme; „Dir war Strafloſigkeit verheißen, falls Du Dich reinigen könnteſt von Deinen vielen und ſchweren Verbrechen; Du vermochteſt es nicht. Des Reiches Geſetz richtet Dich, nicht ich!"

Gerhard Küchenmeiſter, der auch ſchon oben auf dem Gerüſte ſtand, ſchien des langen Geredes müde zu ſein; er trat von einem Fuße auf den andern und fragte mit einer ſehr verſtändlichen Pantomime bei dem Abte an, ob es noch nicht an der Zeit ſei. Dieſer wollte aber vor allem Volke nichts übereilen, um auch nicht den leiſeſten Schatten einer Ungerechtigkeit auf ſein Verfahren zu laden;

vielmehr rief er dem Verurtheilten noch einmal mit lauter Stimme zu, ob er ihm oder dieſen guten Leuten noch ſonſt etwas zu ſagen habe.

„Dieſen guten Leuten," erwiderte höhniſch Ebersberg, einen Schritt zurücktretend, „dieſen guten Leuten, die ſich freuen, den Hirſch erlegt zu ſehen, der ihnen die Kohlgärten ſo oft zerſtampfte, denen ſage ich im voraus, daß eine Zeit kommen wird, da ſie die heutige Stunde, obwohl ſie ihnen im Augenblicke eine Feier erſcheint, verwünſchen werden. Wir haben Euch mit Neſſeln gezüchtigt, aber die werden Euch mit Skorpionen züchtigen!"

Unwilliges Gemurmel des Volkes übertäubte ſeine Worte. „Vivat Berthous Secundus!" ſtimmten die Mönche an, und der Pöbel griff nach Steinen, um die eigene Wuth an dem Opfer der Gerechtigkeit noch einmal zu kühlen. „Fort mit ihm!" — „Meiſter Gerhard heraus!" ſo tönten verworrene Stimmen aus dem Haufen; ja, ein Wurf flog ſchon an die dröhnenden Bretter des Gerüſtes.

„Wagt's, ihn anzurühren!" ſagte hierauf mit gellender und ſchneidender Kälte der Scharfrichter, indem er vor ſeinen Delinquenten trat; zugleich warf er den ſchwarzen Mantel ab und ſtand nun in ſeinem feuerrothen Amtskleide, das Rieſenſchwert mit beiden Händen faſſend, vor dem Ebersberger, ihn mit dem kleinen Leibe zu decken. Der aber ſchüttelte ihn von ſich ab, wie der Bär den Schweißhund, der ihn gefaßt hat, und ſich gegen den Abt wendend, raffte er noch einmal ſeine ganze zuſammenbrechende Kraft zuſammen und ſchrie ihm überlaut zu:

„Und Dir, der Du unter Deinem heiligen Gewande alle Leidenſchaften der Erde birgſt, Mann des Friedens,

deſſen Kreuz ein zweiſchneidiges Schwert iſt, Dir den letzten, grimmigſten Fluch eines Gemordeten! Rache über Dich und Deine Stadt und Deinen Stuhl!“

Da hielt den tobenden Pöbel keine Schranke mehr zurück. „Reißt ihn in Stücke!“ erſcholl es von einer Seite, „hinauf an ihn und den Meiſter!“ von der andern. Gerhard und ſeine beiden Geſellen faßten den Ebersberger, drückten ihn auf den Stuhl nieder, — eine Secunde, ein Streich, ein Schrei von allen Enden — und es war geſchehen. Gerhard Küchenmeiſter ſtand da, das Haupt des Gerichteten hoch in der Hand emporhaltend, mit einer gräßlichen Zufriedenheit auf dem ſonſt ſo blaſſen, jetzt aber hochrothen Angeſicht, das verſteinerte Volk ſtolz und höhniſch überblickend.

Zu gleicher Zeit war aber an den Thoren der Kurie eine neue Bewegung entſtanden, und als das Volk, im erſten Augenblicke gebannt an die Scene auf dem Hochgerichte, die Blicke wieder dorthin wandte, ſah man mit Beſtürzung, wie mehrere Geiſtliche um den hochwürdigen Herrn beſchäftigt waren. „Was iſt mit dem Abte?“ — „Er iſt krank, er iſt ohnmächtig geworden, er iſt vom Pferde gefallen!“ — Beſorgt drängte man um die Stelle her, als auf einmal die Thore des Hofes aufgeriſſen, Abt Bertho ſchnell hineingeführt und jene dann den Nachſtürzenden gerade vor der Naſe wieder zugeworfen wurden. Unzufrieden und verwirrt ſtand die Menge an den Pforten. Da trat ein Kapuziner unter ſie, um ihnen zu erzählen, wie alles zugegangen ſei.

„Ich war in der Nähe des hochwürdigen und ge-

ſtrengen Herrn," ſagte er, „und werde Euch alles getreulich mittheilen.

Seht, in dem Augenblicke, da Eure Augen alle auf Meiſter Gerhard's ehrloſe Hände gerichtet waren, da drängte ſich auf einmal ein kecker, ſchlanker Burſche an den Herrn Abt heran. Und Ihr wißt, als der Verruchte, deſſen Seele Gott jetzt gnädig ſein möge, wie ſeinem Leibe die Raben, die kirchenſchänderiſchen Worte: „Rache, Rache!" über unſer geſalbtes Oberhaupt herabgerufen hatte, da faßte der Fremde feſt in die Zügel des Herrn Abtes und ſagte, ihn mit einem Paar Augen anglotzend, wie ich im Leben keine geſehen habe, auch keine wieder zu ſehen begehre, ganz leiſe und doch ganz vernehmlich: „Amen!" Darauf glitt der Herr Abt wie ein Sack, mit Reſpekt zu vermelden, von ſeinem Rößlein, und ich hörte, wie er im Sinken, beide Hände wie zur Abwehr gegen den Fremdling ausgeſtreckt, den Namen Winfrida lallte."

Kopfſchüttelnd und mit aufgeſperrten Mäulern ſtand der Kreis des Volkes um den Pater herum.

„Wo iſt der Fremde? Wo blieb er? Wer war er?" ſo beſtürmte man ihn von allen Seiten.

„Im erſten Augenblicke, als wir um den Geſtrengen herum waren, kam er mir aus dem Geſichte, und ich weiß nicht, wo er geblieben iſt. Benedicite, lieben Kinder!"

Er gab ſeinen Segen, die Weiber kreuzten ſich, die Fluth verlief. Meiſter Gerhard war der letzte auf dem Platze. Er hatte ſeinen Mantel wieder aufgerafft und ſtand mit unterſchlagenen Armen auf ſeiner Schaubühne da, während die Geſellen den Leichnam des Ebersberger's

in einen ſchlechten, hölzernen Schrein ſargten und ſchon an dem unheimlichen Gerüſte emſiglich abbrachen.

4.

Im Fuldathale waren ſchon die erſten Boten eines frühzeitigen Lenzes eingetroffen, während in der Rhön noch alle Kuppen tiefer Schnee und alle Bergwaſſer das Eis bedeckte. Auch Winfrida's Rache keimte, ſich noch äußerlich mit einer winterlichen Ruhe umhüllend, auf der Feſte zu Ebersberg. Ein ſcheinbarer Friede hatte nach ihres Gatten Hinrichtung im Buchenlande geherrſcht, aber unter dieſem Frieden lag, ausgeſtreut von ihren und ihrer Helfer Händen, die böſe Saat, die über Nacht emporſchießen konnte. Faſt alle Ritter des buchiſchen Quartiers waren der Verſchwörung gegen Bertho beigetreten, theils aus eigenem Intereſſe, theils von den beiden Ebersbergern und ihrer Schwägerin getrieben. An der Spitze des geheimen Bundes ſtand Gyſo von Steinau, Winfrida's Bruder; aber ſeine heftigſten und thatenluſtigſten Theilhaber waren die Zwillinge Albert und Heinrich von Ebersberg, denen außer dem Gefühl befriedigter Rache wohl in der Ausführung ihres Planes noch ein ſüßerer Lohn entgegen blühen mochte. Ueber die Art und Weiſe, wie man an dem Abte den Tod des Ebersberger's rächen wollte, waltete aber unter den Verſchworenen noch eine große Meinungsverſchiedenheit ob. „Blut wird nur durch Blut geſühnt," das war alles, was die Wittwe entgegnete, wenn man ſie um ihren Rath fragte. Ihrer An-

ſicht traten die beiden Schwäger und ihr Bruder bei, während die Gemäßigten, theils aus einem Reſt von frommer Scheu vor dem geſalbten Haupte, theils aus ſchmutzigem Eigennutz, eine bloße Brandſchatzung des Fuldaiſchen Gebietes und einen öffentlichen, allgemeinen Kriegszug gegen Abt Bertho den Zweiten als hinreichend erkannten. Unter dieſen Berathungen und Anſchlägen, von denen der Abt, getäuſcht durch die Todtenſtille ſeiner Umgebungen, nichts ahnte, war der Monat März herangekommen. Winfrida trieb täglich zur Eile; die Verſchworenen ſelbſt meinten, es ſei endlich Zeit, zu handeln. Da zeigte ſich auf einmal in ihrer eignen Mitte ein Zwiſt ſeltſamer Art, der das ganze Unternehmen, wenn nicht zu vereiteln, doch aufzuhalten drohte. Die Brüder Albert und Heinrich von Ebersberg waren es, die, bisher in Rath und That die Unzertrennlichen, nun auf einmal in der bitterſten und offenſten Feindſeligkeit gegen einander entbrannten. Der Gegenſtand dieſes Bruderzwiſtes war derſelbe, welcher auch über den älteren Bruder ſein blutiges Ende gewiſſermaßen herabbeſchworen hatte, Winfrida, die Walkyre des Ebersberger Hauſes. Die Zwillinge ſtritten darum, wer nähere Rechte an ſie habe, und wem der Platz an des hingerichteten Bruders Stelle gebühre. Und ſo ingrimmig ward dieſer von der unſinnigſten Liebe zu dem furchtbaren Weibe entzündete Haß, daß eines Tages — es war zu Anfang März — beide Brüder vom gemeinſchaftlichen Mahle auf Burg Ebersberg fortſtürzten, um draußen die blanke Waffe entſcheiden zu laſſen, wer von ihnen leben ſolle.

Unweit des Schloſſes erhebt ſich ein vorſpringender

Theil jener breiten und bewaldeten Kuppe, worauf dasſelbe gelegen iſt, ein Hügelkopf, noch bis auf den heutigen Tag der Pfaffen- oder der Spielberg genannt, zum Gedächtniß an das, was gleich erzählt werden ſoll. Dorthin eilten mit gezücktem Schwerte Albert und Heinrich, ſich meſſend mit den Blicken des tödtlichſten Haſſes. Schon hatten ſie ihre Stelle eingenommen, es klirrten durch Waldesdickicht bereits die Schläge der beiden breiten Degen, als auf einmal Winfrida mit fliegendem Haare und fieberiſch gerötheten Wangen zwiſchen die Kämpfenden ſtürzte. „Was beginnt Ihr, Raſende?“ rief ſie ihnen zürnend zu, die brudermörderiſche Waffe Beiden zugleich mit kecker Fauſt entreißend. Und die von ihrem Zauber Gebannten ſtürzten inbrünſtig zu ihren Füßen nieder, jeder eine Hand der Geliebten an die Lippen ziehend.

Fürwahr, ein ſeltſames Bild: Winfrida in ihrer ſchwarzen Wittwentracht, groß und gebietend aus den entſetzlichen Augen auf die beiden Jünglinge herabſtarrend, und dieſe, einander ähnlich, wie zwei Weſen deſſelben Gepräges, wie Doppelgänger, zu ihren Knien hingeworfen, die Arme ſehnſüchtig nach ihr ausgeſtreckt. Man hätte ſie mit Meduſa vergleichen können, ſo flogen ihr die langen Haare ſchlangengleich um die runden Schultern, ſo funkelten in grauſenhafter Unbeweglichkeit die thränenloſen Augen aus dem glühenden Antlitz hervor.

Verächtlich ſchleuderte nach einer langen Minute Winfrida die beiden Hände der noch immer Knienden zurück. „Ihr ſeid,“ ſagte ſie bitter, „nicht werth, dieſes Gewand zu berühren. Steht auf!“

Faſt mechaniſch gehorchten Beide. „Verſöhnung!“

herrſchte ihnen die Unerbittliche weiter zu. Sie weigerten ſich, wenn ſie nicht erſt über ſie entſchieden, zwiſchen ihnen gewählt hätte. „Ja, entſcheide Du!“ flehten ſie, und Winfrida ſchüttelte langſam das ſchöne Haupt.

„Seid Ihr nicht Thoren,“ ſprach ſie nachdrücklich, „daß Ihr in die blutigen Fußſtapfen deſſen treten wollt, der mit ſeinem kopfloſen Schatten trennend zwiſchen uns ſteht? Meint Ihr, es ſei ihm ſo weich gebettet geweſen an meiner Seite? Knaben, lernt erſt haſſen von einem Weibe, ehe Ihr lieben wollt!“

„Gebiete, was ſollen wir thun, Dich zu gewinnen?“ Alſo ſtürmten die beiden Liebenden auf ſie ein.

„Und Ihr fragt noch?“ entgegnete ihnen Winfrida. „Die Hand ſollt Ihr gegen unſeren gemeinſamen Feind aufheben. Ehe der Mörder Eures Bruders nicht todt zu meinen Füßen gelegen hat, eher — das ſchwöre ich bei ſeinem Andenken — wird Keiner von Euch an dieſem Herzen liegen!“

„Er ſterbe!“ ſagten beide Brüder, einander die Rechte hinreichend, und Winfrida fügte ihre Linke, wie ſegnend dieſen fluchwürdigen Bund, über die verſchlungenen Hände.

Von Neuem beriethen nun die Ritter, wie man dieſen längſt bei ihnen feſtſtehenden Plan, und zwar binnen der kürzeſt-möglichen Friſt, zur endlichen Ausführung bringen könne. Albert erbot ſich, den Abt in ſeiner Kurie oder auf ſeinem Zuge niederzuſtechen, Heinrich wollte ihm das Recht dazu ſtreitig machen. „Mord!“ ſagte Winfrida verächtlich, „feiger, heimlicher Mord! Ward mein Gatte etwa auch nur ermordet? Vor allem Volke mußte er ſein edles Haupt zur Schlachtbank tragen, und Ihr wollt

den Schlechten nur rücklings und meuchlings, wie einen ganz gewöhnlichen Schächer, hinüberſchaffen? Oeffentlich war ſein Verbrechen, öffentlich ſei auch ſeine Rache; ein Schauſpiel, wie jenes, für den verſammelten Haufen!"

Die Männer ſchauderten zuſammen. „So entſcheide Du," ſagte Albert, „wer von uns Beiden den Streich führen wird!" Ihm ſtimmte Heinrich willfährig bei.

„Höret mich," entgegnete Winfrida. „Ihr ſeid einander körperlich und an geiſtigen Gaben gleich. Mein Herz würde nicht unter Euch zu wählen wiſſen, wenn es die Liebe gälte. Warum ſoll es zum Haſſe Einen ausſuchen? Laßt den Zufall entſcheiden!"

Bei dieſen Worten griff ſie in den Säckel an ihrem Gürtel und zog zwei Münzen heraus. „Seht hier," fuhr ſie fort, „ſein verhaßtes Ebenbild, wie das eines Königs oder Kaiſers auf edle Metalle geprägt. Dieſe zwei Münzen werde ich jede gegen meine Bruſt drücken, und zwar ſo, daß einmal ihre Schrift, das andere Mal ſein Haupt meinem Herzen zugekehrt iſt. Nun ſpielt! Ihr wählt jeglicher eine der Hände, und wer die Münze getroffen hat, die mit dem Kopf an meiner Bruſt liegt, der ſoll den Verhaßten tödten!"

„Wir ſind's zufrieden," ſagten die Brüder, „aber Du ſollſt auch entſcheiden, wer von uns Zweien Deiner Liebe dienen darf, nicht bloß, wer Deinem Haſſe!"

„Erſt der Haß, dann die Liebe," ſprach Winfrida mit ſtechenden Augen. „So ſteht es in meinem Herzen geſchrieben." Zugleich kehrte ſie ſich von den Männern ab, drückte beide Hände, in jeder eine Münze haltend, auf ihre Bruſt, und hieß nun die Brüder wählen.

Lange ſtanden ſie unentſchloſſen, wer zuerſt ſich ausſprechen ſollte. Endlich ergriff Albert ihre Rechte; ſie öffnete. „Du biſt's!“ ſagte ſie kalt. „Sein Kopf ruht an meinem Herzen.“

Albert ſtand entzückt, Heinrich mit verbiſſenem Ingrimme. „Betrachte auch Deine Hand,“ ſagte ihm Winfrida lächelnd. Er gehorchte. Die Münze lag eben ſo in der Linken wie in der Rechten, das Gepräge nach außen, Bertho's Bild nach innen gewandt. Staunend ſahen die Brüder das Weib an.

„Verſteht Ihr mich nicht?“ fragte ſie, und der Strahl einer dämoniſchen Freude glitt über das ſtrenge Geſicht. „Mein Haß wählt nicht unter Euch, er will Euch Beide zu ſeinen Boten machen; nicht eines Todes ſoll der Mörder meines Gatten ſterben, ſondern eines zwiefachen, eines unendlichen.“

Unzufrieden mit dieſer Beſtimmung, wollten die beiden Brüder auf's Neue um eine Entſcheidung in Winfrida dringen, als dieſe, die Arme öffnend, mit jedem einen der Zwillinge feſt und zärtlich umſchlang. „Kleingläubige!“ flüſterte ſie in ihrer Mitte, „meint Ihr, wer ſo reich iſt an Haß, beſäße nicht auch der Liebe genug für Euch Beide?“

Sie küßte Einen nach dem Andern auf den Mund, machte ſich alsdann ſanft aus ihren Umſchlingungen los und ſtieg des Weges zur Burg wiederum hinauf. So lange die Brüder noch einen Saum ihres ſchwarzen Kleides ſehen konnten, ſtarrten ſie der Scheidenden mit trunkenen Blicken nach; dann aber, ſich lange mit wechſelndem Ausdrucke in daſſelbe, zweimal wiederholte Antlitz blickend,

ſtürzten ſie erſt eine Minute lang einander in die Arme und trennten ſich dann, auf entgegengeſetzten Seiten die ſteilen Pfade des Pfaffen- oder Spielberges hinunter eilend.

5.

Die Sonne des achtzehnten März ging funkelhell über dem Rhöngebirge auf und beſtrahlte deſſen beſchneite Scheitel mit einem blutigen Roth, ähnlich dem, worin die Gletſcher des Alpenlandes bei ihrem Auf- und Niedergange flammen. Das Thal, durch welches die Fulda hinzieht, an einzelnen Stellen noch gebannt vom Eiſe des Winters, während ſie anderwärts die geborſtenen Schollen ſchon auf ihren Wogen fortwälzte, lag noch in einer tiefathmenden Ruhe, obgleich oben auf Burg Ebersberg bereits ein lautes und geſchäftiges Treiben, durch die erſten Blicke der Sonne erweckt zu werden ſchien. Die Knappen zäumten die Roſſe auf und führten die hell wiehernden auf den Burghof hinaus. In den Thüren und Gängen erſchienen überall ſchlaftrunkene Gäſte, welche den kurzen Schlummer und die Spuren eines nächtlichen Gelages abſchüttelten und ſich in ihre Waffen warfen. Im großen Saale ſaßen einige ſchon wieder bei ihrem frühen Trunk zuſammen, wiewohl die leeren Krüge noch überall in den Ecken umherlagen, und reichliche Ströme auf dem Fußboden Zeugniß davon ablegten, wie mancher wackere Kämpe ſich den Hals hatte brechen laſſen müſſen.

Derweilen nun Ritter und Reiſige im Saale ſich verſammelten, ſchlich Heinrich von Ebersberg mit ſchwin-

delnden Sinnen aus Winfrida's Gemach, um ſich gleich den Uebrigen zu rüſten. Als der erſte Strahl von Oſten an die Zinnen der Burg klopfte, weckte ſie den Schlafenden in ihrem Arm und wand ſich ſanft aus dem ſeinigen. Beſtürzt fuhr er auf, wie aus einem ſüßen Traume ſehr zur Unzeit aufgejagt, und als er ſich völlig ermuntert, hatte ſie alle Mühe, den Stürmiſchen mit den ſchönen Händen von ihrer Bruſt abzuwehren und an ſeine Pflicht zu mahnen. „Halte Deinen Schwur beſſer, als ich den meinigen," flüſterte ſie mit einem Anflug roſiger Scham auf den bleichen Wangen, der dem Weibe ſeltſam wohl ſtand, und indem ſie ein inniges Lebewohl auf ſeine Lippen küßte, ſchob ſie den begehrlich Widerſtrebenden aus der Thür, um ſelbſt in die Kleider zu fahren.

Nachdenklich ſtand Winfrida eine lange Weile an dem Fenſter ihres Gemachs, der immer höher ſteigenden Sonne groß und ernſt in das große, ernſte Auge blickend. „Er ſieht ſie nicht wieder!" flüſterte ſie in tiefer Bewegung in ſich hinein, und ihre Finger falteten ſich unwillkürlich. Wer möchte dem Gedankengange des Weibes folgen, als ſie im Thale die erſten Glocken der Frühmette, von einem günſtigen Lüftchen ihr zugeführt, erwachen hörte und mit ihnen die Klänge des Mordes und der erſehnten Rache verglich, von denen ihr Burghof dröhnte? Sie dachte ſich noch einmal den unendlich Gehaßten als unendlich Geliebten, wie er vor ihr ſtand in aller Fülle und Kraft ſeiner Mannes-Schönheit; ihr Herz, wie damals, klopfte in ſeinen feurigſten Pulſen für ihn, ſie wähnte ſich im Augenblicke wieder das ſchuldloſe, reine Mädchen, das in ſeiner Liebe ein neues Leben tagen ſah. Und wenn ſie

damit zuſammenhielt, was ſie geworden! Wenn ſie an den als Verbrecher gefallenen Gatten dachte, wenn ſie ſich die letzte Nacht vergegenwärtigte, da ſie nach einem wüſten Gelage mit den Dienern ihrer Rache den einen ihrer Buhlen aus ihrem Kämmerlein hinaus- und den andern hereingelaſſen hatte, — — beide Brüder des todten Gemahls — ſo brachen ſelbſt über ihre verſtockte und verwahrloſte Seele Scham und Reue ſo gewaltig herein, daß ſie bewegungslos an dem Fenſter ihres Schlafgemachs zuſammenglitt, den geſchändeten Buſen dem kalten Morgenwinde preisgebend und die weinenden, ſeit undenklicher Zeit zum erſten Male wieder weinenden Augen feſt auf die entweihten Hände preſſend.

Ein Pochen an der Thür ſtörte ſie auf; Gyſo von Steinau, ihr Bruder, war es, der zur Eile trieb, weil ſonſt die Genoſſen im Burgſaale ſich wiederum feſtzechen würden, ſtatt auszuziehen. Haſtig wuſch Winfrida ihre Thränen — die letzten — aus dem überwachten Antlitz ab, hüllte die Glieder in die unſcheinbare Knappentracht, die ſie bei ſolchen Zügen zu tragen pflegte, und trat an des Bruders Hand in den Kreis der Männer, von Allen mit lautem Jubelrufe, nur von dem Zwillingspaare mit ſtummer Begier begrüßt; die Köpfe glühten ſchon wieder von dem frühen Wein; allein das war eine Gluth, die Winfrida als die Morgenröthe einer endlichen Rache freudig begrüßte. Sie gebot, den mächtigen Humpen noch einmal zu füllen, und feſten Schrittes an den Tiſch tretend, credenzte ſie ihn den Rittern mit dem bedeutungsvollen Worte: „Einen guten Morgen, einen beſſern Abend!“

Der Becher kreiſte. Endlich fragte Gyſo von Steinau,

das Haupt der Vereinten, ob Alle beiſammen wären. Es meldeten ſich außer ihm und den beiden Ebersbergern: Albert von Brandau, Eberhard von Spala, Konrad und Bertho von Lüppel, Konrad von Rasdorf und Gyſo von Schenkewald. „Unſer neun!“ zählte Gyſo, „eine gute Zahl.“ — „Du vergiſſeſt mich,“ ſagte ſeine Schweſter, „ich reite mit.“ — „Alſo zehn im Ganzen, dann mögen noch drei Knechte mit aufſitzen.“ — „Nimm vier, Bruder,“ ſo erinnerte Winfrida, „denn dreizehn bedeutet kein Glück.“ Allein ſie ward mit ihrer Warnung ausgelacht. Die Rotte polterte die Stiegen hinunter, drei Knechte ſaßen mit auf, und nun ging's, in vollem Trabe, zum dunklen Burgthore hinaus über die weichen, verſchneiten Bergwege in's Thal abwärts.

Abt Bertho ahnte, als er früh Morgens aus ſeiner Studirzelle in den hellen, blauen Winterhimmel hinaufblickte, nichts von der Wetterwolke, die ſich in dieſem Augenblicke ſchon von der Rhön herab über ſeinem Haupte zuſammenzog. Ein ſtiller Friede hatte ſich in ſeiner Seele ausgegoſſen, weil, ſeit er an dem Ebersberger ein Exempel ſtatuirt, ſein Gebiet Ruhe gehabt vor den Einfällen und Gräueln der ritterlichen Wegelagerer. Ihn täuſchte die äußere, gewiſſermaßen nur aus Betäubung fließende Windſtille, in der ein beſſerer Wetterkundiger wohl den nahen Sturm hätte vorausſehen mögen. Bertho aber ſchöpfte nichts Arges aus einzelnen Drohungen und Gerüchten; er meinte die Hauptmacht ſeiner Erbfeinde gebrochen zu haben, und ging nun mit rechter Luſt am Schaffen darauf aus, auch im Frieden durch fromme Stiftungen, durch zeitgemäße Geſetze ſeiner Bürger Wohl

zu begründen. Dafür galt er ihnen auch alles, der thätige, herablaſſende, kluge Herr, der trotz ſeines erhabenen Amtes noch alltäglich in der von ihm gegründeten Jacobs-Kapelle die Meſſe las und ſeiner Verpflichtungen als Seelenhirt treulich ſelber wartete.

Ebenſo ſchickte ſich Bertho auch an jenem verhängnißvollen Morgen des achtzehnten März an, die gewohnte Meſſe an gewohnter Stelle abzuhalten. Bekleidet mit der Stola und dem Pallium, ſchritt er durch die Reihen der ihm ehrerbietig Raum machenden Kirchgänger, um in die Jacobs-Kapelle — ſie lag unweit ſeiner Kurie — zu gelangen.

Auf dem Wege dahin ſtieß ihm auch Gerhard Küchenmeiſter ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder auf, der, als unehrlich von dem Volke gemieden, unweit der Kirchenthür ſtand und bei Annäherung des hochwürdigen Herrn ſein Haupt in ſchuldiger Demuth entblößte. Freundlich dankte der Abt dem bewährten Diener; und obgleich die unſern beobachtenden Bürger und Landleute nachdenklich den Kopf über ſolche Herablaſſung, dem Halbmeiſter gegenüber, ſchüttelten, blieb er doch eine Weile bei dem Manne ſtehen und fragte leutſelig nach ſeinem Wohlergehen.

Bis zur Erde neigte ſich Küchenmeiſter und entgegnete in einem mißmuthigen Tone: „Wie es ſo geht, geſtrenge Gnaden! Nichts zu ſchaffen gehabt ſeit vielen Tagen! Da ſitzt man denn bei den Büchern in der Halbmeiſterei ſo ganz einſamlich, brütet über einem neuen Tränklein oder einer wunderthätigen Salbe. Aber ich wollte, die Muße hörte wiederum einmal auf.“

„Da ſei ja Gott für," erwiderte der Abt mit verweiſendem Tone, „daß wir Deines Armes ſo bald wieder bedürfen ſollten! Glaube nicht," ſetzte er begütigend hinzu, „daß wir Deine Treue und Ergebenheit darum minder ſchätzen; allein ſo lange wir noch in dieſem Gewande hienieden zu wallen haben, verhoffen wir, mit dem Stäblein Sanft auszukommen und Deines Stabes Wehe nimmermehr zu bedürfen."

„Wie es Euer geſtrengen Gnaden belieben dürfte," ſagte unterwürfig der Scharfrichter. „Indeß traut, wenn Ihr dem Rathe eines geringen Mannes ein geneigtes Gehör geben wollt, nicht zu feſt auf die augenblickliche Ruhe. Ihr ſollt mich einen Pfuſcher ſchelten, wenn nicht in der Kürze wieder ein Mohnkopf oder ein Paar für meine Sichel reift."

„Du meinſt?"

„Halten zu Gnaden, hochwürdiger Herr! Allein wir haben bei unſerem Gewerbe ſo allerlei Zeichen und Berufungen. Und letzte Nacht hat mein gutes Eiſen in ſeiner Scheide einen gar merkwürdigen Rumor vollführt, und als ich's heute früh genau beſah, ſeht! da hing ein Tröpflein friſchen Blutes unten an der Spitze. Gebt Acht, das iſt nicht umſonſt geſchehen. Seit meine Väter es geführt haben, hat ein ſolches Wunder allemal was zu bedeuten gehabt."

Mißbilligend verwies der aufgeklärte Abt dem Manne ſolchen gottloſen Aberglauben und trat mit einem frommen Gruße über die Schwelle des Tempels. Aber Gerhard, der ſie nicht überſchreiten durfte und nur von fern ſeine Andacht zu verrichten gekommen war, blickte ihm

geraume Zeit beſorglich nach. „Ich weiß nicht,“ murmelte er für ſich, „das Geſicht des Herrn hat mir heute ganz mißfallen wollen. Lagen nicht ſo ernſte hippocratiſche Falten darauf, trotzdem, daß es gleißte, wie der liebe Vollmond, als ob die Wolken ſchon in der Nähe ſtünden, die dieſen verhüllen wollten? Ja, wahrhaftig,“ ſetzte er, ſich weit vorausbeugend, hinzu, indem er mit einem tiefen Grauen den ſchon am Hochaltare fungirenden Abt genau anſtarrte, „um ſeinen Hals ſehe ich ſchon den ſchmalen rothen Streifen, den ich an Allen wahrnehmen muß, die eines unnatürlichen Todes ſterben. O Entſetzen!“ Und das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, ſtürzte er von der Schwelle hinweg.

Noch hatte er ſie keine Viertelſtunde verlaſſen, als die Zehn vom Ebersberge, ſcheinheilige Andacht im Geſichte, gebückten Hauptes und ſich an der Pforte mit dem Weihwaſſer inbrünſtig netzend, über dieſelbe Schwelle hereinſchritten. Die drei Knappen mit den noch ſattelfertigen und aufgezäumten Roſſen waren unweit der Kurie des Abtes in einer Spelunke zurückgelaſſen, worin die Ritter, wenn ſie gen Fulda kamen, abzuſitzen pflegten. Ein blanker Speer, der aus dem Dache aufgeſteckt war, und an ſeinem Schaft ein Kranz von Tannenzweigen kündigten das niedere, verdächtig ausſehende Haus als Schenke an.

Der Abt ſtand in ſeinem weißen Prieſtergewande, das Meßbuch in den Händen, am Hochaltare, um ihn die Diener des niederen Klerus, und rings in der kleinen, aber neuen und zierlichen Kapelle das kniende Volk. Die helle Winterſonne ſchien durch die ſchmalen Spitz-

fenſter und webte eine Glorie um Bertho's ehrwürdiges Haupt. Er war gerade daran, das Graduale vorzuſingen, als leiſer Sporenklang auf dem ſteinernen Boden ihn ſtörte. Befremdet ſah er auf, um nach den ſpäten Ankömmlingen zu blicken, jedoch ohne ſich in ſeinem Amte irre machen zu laſſen. Eine leichte Bläſſe fuhr über ſein Antlitz, als er in dem Gange nahe an der Thür ſeine erbittertſten Feinde ſtehen ſah; ein Pfeiler verbarg ihm eine Geſtalt darunter, die er ſonſt leicht erkannt haben würde, — Winfrida, welche, mit glühenden Augen nach dem Hochaltar ſtarrend, die Hände wie zum Gebet, aber krampfhaft zuſammengefaltet, hinter ihrem Bruder Gyſo kniete. Bertho hatte ſich im Augenblicke wieder gefaßt, obwohl eine natürliche Bangigkeit ihn heimlich anwehen mochte. „Du ſtehſt in Gottes Haus, in Gottes Hand; ja an ſeiner Statt ſtehſt Du hier," dieſer Gedanke durchſtrahlte tröſtlich ſeinen frommen Sinn, „was mag Dir widerfahren?"

Auch ging das Graduale ruhig vorüber und die Epiſtel ward geleſen.. Noch immer tiefe Stille, nur unterbrochen durch die leiſen Fußtritte der um den Altar ſchwebenden Geiſtlichen und durch die Töne des heiligen Glöckleins, das zuweilen, wie ein glühender Tontropfen, in den Vortrag der Epiſtel einfiel. Nach ihrer Beendigung wandte ſich Bertho um, der Gemeinde zu, und intonirte mit ſtarker Stimme ſein: „Beata gens!" Das war der Augenblick. Noch hatte er das dritte Wort des Pſalmes nicht geſprochen, als Gyſo von Steinau in die eiſernen Handſchuhe klatſchte. Auf dieſes Zeichen warfen ſich die beiden Herren von Ebersberg, ſie knieten zuvorderſt

in der Reihe, mit einem gewaltigen Satze auf die Stufen des Hochaltars ſtürzend, von der Linken und von der Rechten über den Geſalbten des Höchſten her, und ihre Dolche fuhren mit einem Stoß in Bruſt und Kehle des Unglücklichen.

Ein durchdringender Schrei des tiefſten Entſetzens flog über die Häupter der knienden Menge. Aber auch in ihre Reihen brachen die Verſchworenen und jagten, die blanken Ritterſchwerter hoch wie Engel der Vernichtung über die Beſtürzten ſchwingend, die ganze Schaar Betender aus der Kapelle. Wie eine Heerde — alſo ſagt ein alter Schriftſteller über die Unthat — wie eine Heerde, deren Hirt als erſtes Opfer gefallen iſt, von den Wölfen nach allen Weltgegenden zerſprengt und verſchleudert wird, ſo floh unſer Haufe vor den gezückten Schwertern der Gewalt, die wir im Heiligſten entblößt ſahen.

Bertho war bei dem gleichzeitigen Doppelſtreiche der Zwillinge zu Boden gefallen. Das Meßbuch entglitt ſeinen wehrloſen Händen, über das feſtliche Prieſtergewand und die Stufen des Altars hinab rieſelte das Blut. Aber — „als ob es nicht genug ſei, an Einem Tode zu ſterben!“ — es brachen auch von den andern Verſchworenen Einzelne wieder herein, und während eine räuberiſche Fauſt nach den Kelchen und Koſtbarkeiten auf dem Altartuche packte, wütheten die andern an dem bejammernswerthen Opfer des abſcheulichſten aller Verbrechen. Mit ſechs und zwanzig Stichen und Hieben an dem geweihten Leibe lag Abt Bertho ausgeſtreckt auf der höchſten Stufe des Altars, ſo daß nicht unpaſſend erſcheint der Vergleich

eines Chroniſten, der an Cäſars tragiſches Ende, auch wenige Tage des Monates nur von dieſem verſchieden, erinnern will.

Wie berauſcht von dem vergoſſenen Blute, ſtürzten die Raſenden, als ſie ihrer Rachgier genug gethan hatten, aus dem Tempel hinaus. Leer war er, ganz leer; die Hymne verſtummt, die Bilder zerſchlagen, die Weihrauchwolken verzogen, das Tuch vom Altar abgeriſſen, zu deſſen Füßen röchelte ein Sterbender. Nur die Sonne ſchien noch mit denſelben Strahlen auf die Mordſtätte herab, freundliches Licht über die Steine des Fußbodens verbreitend, aber unheimliche Schatten in den gewölbten Gängen und um die kalten Pfeiler umher.

Aus dieſen Schatten ſchlüpfte, als Alle die Kapelle verlaſſen, eine behende, gebückte Geſtalt, huſchte die Stufen des geſchändeten Altars hinan, kauerte neben dem in den letzten Todeskämpfen ſich windenden Manne nieder. Winfrida war es. Niemand hatte ihrer in dem Momente der Unthat Acht gehabt, da Jedermann genug mit ſich ſelbſt beſchäftigt war. In einem Beichtſtuhle verſteckte ſie ſich, bis alles todtenſtill geworden war; dann ſchlich ſie heraus.

So kriecht aus dem dürren Laube des Waldes eine Schlange und ringelt ſich um den Leichnam des gemordeten Löwen, mit ihrem Geifer die ſtarren Gliedmaßen beleckend. So taucht aus Nebel und Dunſt die Schlachtengöttin hervor, wenn die Sonne längſt hinter den angezündeten Hütten hinuntergegangen iſt, und befühlt die Gefallenen und ſchwebt in einem gräßlich einſamen Reigen

über das Blutgefilde, das ihr liebſter Tanz- und Tummelplatz iſt.

Haſtig kniete das Mannweib über Bertho's Leiche, ihre Finger ſuchten das verhaßte Herz; es ſchlug noch in den letzten, matten Pulſen. Sie ſetzte ſich neben den Gefallenen, ſein entſtelltes Haupt lehnte ſie ſanft in ihren Schooß und ſaß ſo eine geraume Weile, mit den Meduſen-Augen über den Sterbenden und ſein hochheiliges Castrum doloris hinblickend. Da verkündeten ſchnelle Zuckungen das letzte Aufflackern der Lebensflamme in dem furchtbar mißhandelten Körper, weit riegelte Bertho die Augen noch einmal auf und ſtarrte das ſteinerne Geſicht, welches ſich über ihn beugte, an. „Kennſt Du mich?“ ſo fragte ſie in ſein Ohr, und aus ihren Augen flackerten die Irrlichter des Wahnſinns. „Ich bin Winfrida!“

„Apage!“ ſtöhnte Bertho heraus, warf ſich in den ihn gewaltſam umfaſſenden Armen des Weibes hoch empor und ſank dann zurück, — todt, wirklich todt, endlich todt.

Da legte ihn Winfrida ſtill wie ein eingeſchlafenes Kind aus ihren Armen fort und nieder auf den harten Stein, und nach einem langen, letzten Blick auf ſein Todtengeſicht, dem ſie die Augen ſorgſam geſchloſſen hatte, ſchlich ſie aus der Jacobs-Kapelle hinaus, die Thür vorſichtig hinter ſich anlehnend.

6.

Ein allgemeiner Schrei des Entſetzens und des tiefſten Mitgefühls ſchlug zu dem langmüthigen Himmel empor, als die Nachricht von der unglaublichen That des achtzehnten März ſich ausbreitete. Nicht blos die nächſte Umgebung ward mit Abſcheu gegen die Mörder des Heiligſten im Heiligſten erfüllt, nein! die ganze Chriſtenheit ſchauderte bei ſolchem Frevel, und ſelbſt die Feinde des Abtes in der Nähe und in der Ferne ſtimmten ein in den Verwünſchungsruf, der aller Orten und Enden gegen die Ebersberger und ihre Mitſchuldigen ausbrach. Zu Hersfeld ward ſogar, ebenſo wie im Kloſter Korvey, ein Denkſtein geſetzt zur Erinnerung an dieſe fluchwürdige That, die der gute Engel lieber aus dem großen Buche menſchlicher Geſchichten vertilgt hätte.

Bertho's Fall war ein Signal zu Unordnungen und Gräueln aller Art in dem verwaiſten Sprengel. Seine Mörder zogen, das Kainszeichen, und zwar ein ſchlimmeres, weil ein vatermörderiſches, auf der gebrandmarkten Stirn, von Hof zu Hof, von Schloß zu Schloß, von Flecken zu Flecken; Brand und Blut bezeichnete ihre Spur. In einen Taumel des Zerſtörens ſchienen ſie verfallen zu ſein, und wütheten ſelbſt gegen einander, um demſelben zu fröhnen. Ebersberg hatte ſie zuerſt wieder aufgenommen; ſpäter, als man ſich hier nicht mehr ſicher glaubte, wanderte man gen Steinau, und fortgeriſſen in den Strudel des lockerſten und ſündigſten Lebens, kannten bald alle Verſchworenen des achtzehnten März keine blei-

bende Stätte mehr, wohin ſie ihr von Jedem verfolgtes und dem Geſetz verfallenes Haupt legen konnten. Eine regelloſe Beſitz- und Güter-Gemeinſchaft ſchien unter den buchiſchen Rittern eingeführt zu ſein; man brandſchatzte den Bürger und Bauer, keine Straße und kein Haus war mehr vor den Anfällen jener Beuteluſtigen ſicher, und die Nächte wurden verpraßt bald hier, bald da, auf der Burg eines Gleichgeſinnten.

Ein ſchaudervolles Bild des geſetzloſen, keine Scheu und keine Schranke mehr kennenden Zuſtandes jener Zeit! Und mitten in demſelben ſtand als eine dämoniſche Geſtalt — Winfrida, die Walkyre, die Furie der Ebersberger. Seit ſie das Haupt des hinſcheidenden Bertho in ihren Schooß zum letzten Male gebettet hatte, verhehlte ſie den beiden Brüdern, die um ihre Liebe warben, ihre ſtolze und ſpröde Gleichgültigkeit nicht mehr. Sie hatte ſie als Werkzeuge benutzt, und als der Streich gefallen war, ſtieß ſie dieſelben höhniſch und verächtlich bei Seite. Zwar ließ ſie ſich noch mit fortreißen in das ausgelaſſene und zügelloſe Treiben ihrer Umgebung, da ihr kaum eine andere Wahl blieb; allein innerlichſt fühlte ſie eine tödtliche Leere, einen Ekel an ihrem ganzen Leben, deſſen Aufgabe ſie mit ihrer befriedigten Rache gelöſt glaubte.

Frühling und Sommer des Jahres 1271 waren unter ſolchen Schauern dahingegangen. Was ſie an Segen ausgoſſen über das Buchenland, verwandelte deſſen Ritterſchaft — einer entfeſſelten Horde wilder Raubthiere nicht unähnlich, die, haben ſie einmal Blut gekoſtet, nicht wieder zu zähmen ſind — für die unglücklichen Einwohner

im Fluch. Laut ſchrie ihr Angſt- und Klagegeſchrei um Hülfe in ſolchen Bedrängniſſen, lauter noch das an allerheiligſter Stätte vergoſſene Blut um Sühne.

Unter ſolchen Umſtänden konnte der Stuhl des geiſtlichen Oberhirten nicht wohl lange erledigt bleiben. Man übertrug, um deſſen Wahl zu beſchleunigen, das Geſchäft ſieben Bevollmächtigten, und noch ehe der Winter in's Land kam, hatten die Fuldaer an Abt Bertho dem Dritten von Mackenzell einen neuen Gebieter, an den ſie ſich mit ihren dringenden Beſchwerden gegen die Ritterſchaft wenden konnten. In dem übernommenen Regenten-Namen lag zudem für ihn eine ſtille Verpflichtung, die Manen ſeines geopferten Vorgängers nicht länger ungeſühnt zu laſſen. Hatte er auch deſſen kräftigen und kriegeriſchen Geiſt nicht, ſo ließ er es doch an nichts fehlen, um dem Unweſen ſo viel und ſo bald als möglich zu ſteuern. Er ſammelte ſeine dienſtfähige und dienſtpflichtige Mannſchaft und zog mit ihnen der Horde der Ritter nach, begierig auf eine Gelegenheit wartend, wo er mit einem Schlage ihren Umtrieben ein Ziel ſetzen könnte.

Hierzu ward ihm von einer Seite die Hand geboten, wo er es wohl am allerwenigſten erwartet hätte. Es war nämlich kurz vor dem heiligen Chriſtfeſte des Jahres 1271, als eines Abends eine Botſchaft von Winfrida bei dem Abte anlangte, des Inhalts, daß die vereinigten Ritter, namentlich aber die Ebersberger, auf den erſten Weihnachtstag einen Zug gegen den Abt zu Haſel — ein kleiner offener Flecken, wenige Stunden nördlich von Fulda gelegen — beſchloſſen hätten und ſich zu dem Ende

auf Hafelſtein, der Burg eines Befreundeten, ſammelten. „Wollt Ihr nun," ſo ſchrieb die Entſetzliche, „einen geſegneten Fiſchzug thun, ſo ſehet zu, daß Ihr Ort und Stunde wohl treffet. Ich habe das Meine gethan und waſche meine Hände."

Der beſtimmte Tag war herangekommen, ein graues, in Regenſchleier und Nebel eingehülltes December-Kind, das ſeiner hohen und feſtlichen Bedeutung im Aeußeren wenig glich. In aller Frühe rückten die Ritter, die beiden Ebersberger an der Spitze, auch Gyſo von Steinau und Andere vom achtzehnten März unter ihnen, in Hafel ein, plünderten und raubten erſt in dem wehrloſen Oertlein und drangen hierauf in die Kirche des dortigen Abtes, um hier — weder des heiligen Ortes, noch der heiligen Stunde achteten ja diejenigen, welche Bertho im Amtskleide und am Hochaltare niederſtoßen konnten — ihren heutigen Thaten die Krone aufzuſetzen. Mit raſchen Sprüngen ging es über die niedrigen Mauern, über friſche und verſunkene Gräber hinweg in die Kirche, welche nach alter Sitte mitten unter den ſtillen Wohnungen des Friedens, ſelber die friedlichſte, gelegen war. Winfrida ritt wiederum unter den Rittern, am heutigen Tage noch ſtiller und unzugänglicher, als ſie es in der letzten Zeit überhaupt geweſen war, mit den erſtarrten Augen oft, als ſuche und erwarte ſie etwas, um ſich blickend.

Hafel liegt eingeklemmt in die enge Bucht zweier kahl und ſteil emporſteigenden Hügel; namentlich ſteht die Kirche tief und dicht an den Fuß des einen angelehnt, ſo daß man von droben leicht über den ganzen Ort und

den Friedhof insbeſondere hereinbrechen kann, ohne von unten bemerkt zu werden. Auf dieſen Boden waren die Angriffspläne des Fuldaiſchen Abtes berechnet. Kaum hatten die Wegelagerer ihr Ziel erreicht, als er mit ſeiner Schaar, bisher im nahen Tannicht verſteckt gehalten, raſch herunterzog, den Platz vorſichtig von allen Seiten umzingeln ließ, und nun mit gewaffneter Hand eindrang in das verödete Gotteshaus, worin die Feinde bereits frech und habgierig hauſten. Unter dem lauten Ruf: „Für Bertho!“ brachen die Entſchloſſenſten unter den Angreifenden über ſie herein, wurden aber zurückgeworfen und konnten es nicht hindern, daß die Ritter und ihre Reiſige die ſchwere Kirchenthür klirrend in ihren Angeln umdrehten und ſich hinter derſelben mit den ſtarken Balken des Hauſes verſchanzten.

Der Abt mit den Seinigen ſtand belagernd draußen und forderte vergebens zu einer friedlichen Uebergabe auf. Da, zum Schlimmſten ſelbſt entſchloſſen, gebot er mit lauter Stimme, Fackeln herbeizubringen, um das größtentheils aus Holz leicht zuſammengezimmerte Haus über den verfehmten Häuptern in Brand zu ſtecken. „So möge mir Gott verzeihen,“ rief er aus, „wenn ich mit Pech und Schwefel dieſe Drohnen aus ſeiner entweihten Zelle verjage!“

Darüber ſtutzten doch die Bedrängten; und als kurz darauf einzelne Flammenzungen an allen Ecken des Kirchleins emporleckten, als der graue Rauch mit dem Nebel des kalten, tröpfelnden Wintermorgens ſich ſchon ſichtbarlich verſchlang, da begriffen ſie wohl, es gelte

hier ihr Letztes. Dicht an einander gedrängt und mit weit vorgeſtreckten Speeren ſtürzten ſie, einem Strome ähnlich, dem man ſein natürliches Bett abgegraben hat, aus der Thür hinaus, empfangen von wildem Feldgeſchrei und einem wüthenden Angriff der Aebtlichen. Auf der Stätte des Todes entbrannte ein furchtbarer Kampf, Mann gegen Mann; jedes Grab ſchien neue Leichen verſchlingen zu wollen, und ſtatt eines allgemeinen Auferſtehungs-Tages die Nacht allgemeiner Vernichtung hereinzubrechen. Beide Ebersberger, auf beſondern Befehl des Abtes am Leben geſchont, waren, rücklings und von allen Seiten umringt, gefangen genommen worden; der Junker von Schenkewalt wühlte ſich heulend ein neues Grab in einem alten; dreißig Fußgänger und zwei und zwanzig Berittene lagen todt auf der Wahlſtatt.

Aber ſchrecklicher als alles Streiten der Männer war Winfrida's Anblick, die mit aufgelöſten Haaren, ihre Bruſt den Stößen und den Streichen des Mordes freiwillig Preis gebend, in dem Getümmel umherſtürzte. „Tödtet mich," ſo ſchrie ſie den Zurückweichenden mit gellender Stimme zu, „um der ewigen Barmherzigkeit willen, tödtet mich, erwürgt mich, zerſtampft mich! Nur Tod, Tod!" Allein, wohin ſie auch floh, wie ein gehetztes Reh mitten unter ſeine Treiber ſtürzt, überall taumelten die Betroffenen zurück, wenn ſie einen fliegenden Blick in das ſtarre Auge der um den Tod Flehenden warfen. Alle Züge ihres Antlitzes ſchlugen Wellen, glühten, zitterten; die langen, gelben Haare flogen um

ihre Schultern, ihre Füße wankten, ihre Arme ſchlotterten. Nur das Auge ſtand in dieſem Chaos ſtill und ſteinern da, eine bleiche Sonne unter ſinkenden Welten.

„Nimm Dich in Acht!“ riefen allenthalben die Burſchen ſich zu: „das böſe Auge!“ — „Das iſt die Hexe von Ebersberg!“ — „Gott ſei uns gnädig!“ — Und Jedermann hütete ſich, dem Weibe zu begegnen, und wie man auch ſich drängte, ſie wandelte immer in einer Oede, und wie auch der Todesengel würgte, bei ihr ging er ſtets vorüber und ſenkte erſchrocken das Schwert und verhüllte ſein Angeſicht vor dem ihrigen.

Als die Sonne um Mittag die Nebelſchleier bezwang, hatten die Mannen des Abtes einen völligen, aber theueren Sieg über ihre Feinde errungen. Die Gefangenen waren abgeführt, die Verwundeten ächzten auf dem doppelten Leichenfelde umher; am glücklichſten waren die Todten, die unter der Erde und die darüber. Das Kirchlein glimmte noch an einzelnem Gebälke und rauchte dünn; unter dem Funkenregen und in dem Dampfwirbel ſtand Winfrida, auch hier die Letzte, wie in der Jacobs-Kapelle zu Fulda, die geballte Fauſt und die ewig-gleichen Augen — eine entſetzliche Niobe! — gen Himmel gerichtet.

7.

Hart ruhte der Arm der Gerechtigkeit auf dem Hause der Ebersberger. Ihr Wappenschild ward zerbrochen, die Burg geschleift, die Zwillinge, des Geschlechts letzte Sprossen, im Jahre 1272 zu Frankfurt am Main auf Befehl des deutschen Kaisers durch das Rad vom Leben zum Tode gebracht. Auch die übrigen Verschworenen, wie weit sie nicht auf dem Friedhofe zu Hasel lagen, büßten streng; Steinau mußte, zum steten Gedächtniß an seinen Frevel, drei Räder in sein adeliges Wappen aufnehmen, und viele der Uebrigen ihre Burg entweder freiwillig aufgeben, oder doch von Mauern und Thürmen gewaltsam entblößen lassen.

Und Winfrida? —

Sie ward seit dem Weihnachtstage zu Hasel nicht mehr gesehen. Die Landleute erzählen sich, sie sei in die Flammen der Kirche gesprungen, und zu gleicher Zeit ein Rabe mit krächzendem Geschrei aus denselben emporgestiegen. Andere wollen ihr auf der höchsten Rhön, im tiefen Schnee, an den wildesten Abgründen und Klüften des Gebirges begegnet sein.

Heute zu Tage, wenn Du in stillen Abenden die beiden Thürme von Ebersberg sammt der Rundmauer, die dieselben stückweis noch verbindet, und die andern im Schuttgerölle und welkem Laub zerstreuten Trümmer der Feste besuchst, um eine köstliche Fernsicht in das Fuldathal und auf die Rhönberge zu haben, kannst Du ein großes, bleiches Weib, kein Gerippe und kein Gespenst,

ſondern eine ſtattliche, volle Geſtalt, die dem Leben noch mit nimmerſatten Lüſten und nimmermüden Kräften zu gehören ſcheint, dort umherwandeln ſehen. Aber hüte Dich, daß Du ihren Blicken begegneſt; das böſe Auge übt noch immer ſeine verſteinernde Gewalt. Der Wanderer geht ihr ſchauernd aus dem Wege und ſpricht, ſich Stirn und Bruſt andächtig bekreuzend, ein Ave Maria für die ruheloſe Seele.

Blinde Liebe.

1.

„Biſt Du fertig, Eliſchen?“ — „Gleich, liebe Tante; nur noch die eine Feder hier am Baret.“ — „So ſpute Dich! Ich höre den Wagen kommen, daß Du mir die Frau Räthin ja nicht warten läſſeſt!“ — „Da bin ich ſchon, liebe Tante; fix und fertig.“

Eliſchen ſtellte ſich in vollem Ballſtaate vor die Tante und ſtreichelte liebkoſend ihre bleiche Wange und ſprach, indem ſie ſich an die Lächelnde anſchmiegte: „Ach, Tantchen, ich freue mich wohl unendlich auf den erſten Maskenball, dem ich entgegengehe; allein wenn Du dabei wäreſt, wenn Du mitgehen könnteſt . . . .“

„Gutes Kind!“ erwiderte die Tante und küßte ſie auf die glühende Stirn. „Aber wie heiß Du biſt; nimm Dich nur ja in Acht bei dem Demaskiren. Und haſt Du denn alles parat, Larve, Ueberſchuhe, Mantel? Vergiß nur nichts!“

Die Frau Räthin trat mit ihrer Tochter herein, um Eliſchen abzuholen. „Ei, wie die Kleine ſich ſchön gemacht hat!“ rief ſie aus und das erbleichende, bitterfreundliche Geſicht ihrer Begleiterin beſtätigte dieſe Worte. „Nein, Tante, das iſt doch ein wahrer Jammer, daß Sie Ihre Nichte in ihrer ganzen Herrlichkeit nicht einmal

vom Kopf bis zur Zehe betrachten können, Jammer und Schade!“

Tante Sabine ſeufzte leiſe und umſchloß die geprieſene Schönheit zum Abſchiede noch einmal herzlich. „Biſt Du wirklich ſo hübſch, mein Lieschen?“ flüſterte ſie dem erröthenden Mädchen in's Ohr, „und ſitzt Dir alles nach Wunſche?“

Eliſe trat vor den Spiegel, um ſelbſt die Antwort auf die letzte Frage da zu holen. Und ſie ſah, daß alles gut war! Ein knappes und kurzes Gewand von grüner Seide umfing die ſchlanken Glieder des Mädchens, Aermel und Leibchen mit ſchwarzem Sammt eingefaßt und reich geſchnürt mit goldner Litze. Von dem Haupte nickten zwei weiße Federn, die ſich behaglich und ſtolz über den braunen, phantaſtiſch gekräuſelten Locken wiegten und das kleine ſchwarze Baret faſt gänzlich bedeckten. „Nun gieb mir meinen Falken und die Maske, Karoline!“ rief ſie der wartenden Zofe zu, und mit heimlichem Bedauern verſteckte ſie die blühenden Wangen und den in Erwartung ſüß lächelnden Mund hinter der ſchwarzen Seide der venezianiſchen Larve. Sie zog die weißen Stulphandſchuhe mit geſtickten Aufſchlägen an, gab den geduldigen Falken (denn er war ausgeſtopft und eigentlich nur ein Habicht von der Art der Hühnerhabichte) einſtweilen an ihre Zofe und fragte die Räthin mit einem zierlichen Knix, ob's gefällig wäre?

Nach zahlreichen Umarmungen, Wünſchen und Warnungen von allen Seiten kam es endlich zum Aufbruch; die Damen ſchritten hinaus, von Tante Sabine bis zur Thüre begleitet, die Hausthür klingelte, die Pferde zogen

an, und Sabine ſtand einen Augenblick darauf, als alles wieder ſtille geworden, einſam am Fenſter ihres Zimmers, hinausſchauend in die dunkle, winterliche Nacht.

Sabinen war ſie eine ewige, dieſe Nacht. Sie ſah nicht, wie jetzt eine weiße, blinkende Schneedecke über den Platz gelagert war, worauf ihre Fenſter blickten; ſie ſah auch nicht, ob Sterne am Himmel ſtanden, winterlich funkelnd und grimmig hell, oder ob feuchte Wolken daran umherzogen. Sie ſah kein Licht, keinen Frühling, kein menſchliches Angeſicht, nicht einmal das geliebte, engelſchöne ihrer Nichte, die eben zum Maskenballe gefahren war, —

Denn Sabine iſt blind.

Wer fühlt es mit und nach, wie einem Mädchen zu Sinne iſt, das daheim bleiben muß, wenn Andere zu Spiel und Tanz hinausfahren, wenn die Wagen draußen rollen und die Laternen an den Kutſchen wie Irrlichter hin- und herhüpfen, wenn hie und da vielleicht ein Trompetenſtoß aus dem unfernen Ballſaale herübergeflogen kommt, wie ein jubelnder Herold der Freude, an die Verlaſſenen abgeſandt? In ſolcher Stunde allein am Fenſter ſtehen, die brennenden Wangen zur Kühlung an die Scheiben gedrückt, das Herz voll Trauer, voll Wünſche, voll Erinnerungen und im Auge eine erſtarrte Thräne, — wer fühlt es mit und nach?

Tante Sabine empfand nichts von dem allen. Sie ſtand wohl einſam am Fenſter ihrer verödeten Stube, ihre Hände gefaltet über dem ruhig ſchlagenden Herzen und mit den lichtloſen Augen hinausgewandt in die Nacht; allein in deren Höhlen blinkte keine Thräne, im

Herzen kein Wunſch und keine Trauer, — nur eine Erinnerung, eine allmächtige, unſterbliche, deren Wellen nicht hoch und gewaltig erſchütternd durch die Seele des Weibes brauſen, ſondern die wie ein See, tief und ſtill, mit glatter Oberfläche, worin ſich Trauerweiden und flüſternde Cypreſſen ſpiegeln, das ganze Leben Sabinens bedeckte.

In den See hatte ſie ihre Jugend wie einen heiligen Hort ſtillſchweigend verſenkt. Nur zuweilen, an Abenden, wie der heutige, wenn Elischen auf der Tante ausdrücklichen Wunſch den Vergnügungen ihres Alters nachgegangen war, nur dann läutete und lichtete es drinnen in der Tiefe, und Sabine, die mit inneren Augen hinabblickte, ſah liebe Geſtalten und ſelige Stunden und einen Abgrund voll Schmerz, wie eine verſchüttete Stadt, da drunten liegen. Ein Abend beſonders, ein Abend . . .

Damals waren Sabinens Augenſterne noch nicht verſchleiert vom ſchwarzen Staar; ſie glänzten ſo hell und ſo heiter, wie die ihres Elischens am heutigen Tage, ja noch ausdrucksvoller und inniger. Die Wangen, die jetzt bleich und mit zarten Runzeln durchfurcht waren, glühten vor Freude, und in den Haaren, in welche jetzt der Reif des Alters ſchon gefallen, ſtrahlte damals die Luſt und die Kraft der vollſten Jugend. So fuhr ſie auch einmal — es mochte lange her ſein — mit ihrer ſeligen Mutter zum Maskenballe. Sie war, deutlich beſann ſie ſich auf alles, damals als ein junges Landmädchen erſchienen, mit gelbem Strohhut und einem bebänderten Rechen in der feinen Hand. Als ſie in den Saal getreten, kamen ihr viele Augen ſehnſüchtig entgegengeflogen, aus den

dunkeln, unheimlichen Larven zu ihr herüberfunkelnd, und im geflügelten Reigen, den ſie als Königin des Balles durchſchwebte, wehte manch' ſüßes, heißes Wort ihre jungfräuliche Wange an. Aber Sabine hatte deß wenig Acht. Ihre Augen hingen mit bangem Antheil an der Geſtalt eines Einſiedlers, der, ohne ſich in den Tanz und die Kreiſe der Fröhlichen zu geſellen, allein darin umhertrieb, aber immer in Sabinens Nähe war und, an eine Säule gelehnt, mit traurigen Blicken ſie verfolgte. Wenn Sabine im Tanze an dem Einſiedler vorüberflog, ſtreifte ſeine Hand ihre grüne Schürze, und ein tiefer Seufzer ſtahl ſich aus der braunen Kapuze heraus.

Um ein Uhr mußte man ſich demaskiren. Es ſchlug drei Viertel auf Eins, als der Einſiedler haſtig an das zitternde Landmädchen herantrat. „Ein Wort, Sabine!" ſprach eine leiſe, wohlklingende Stimme; Sabine hörte ſie noch jetzt, dieſe Stimme, als ſie allein am Fenſter ſtand, in der Nacht, da Eliſe zum Maskenballe gefahren war.

„Joſeph, um Gotteswillen, Sie noch hier!? Was wagen Sie?" antwortete bebend vor Furcht und Schrecken das Mädchen, als ſie an der Stimme wirklich Einen erkannte, den ſie längſt unter der Kutte vermuthet hatte. Aber der Einſiedler entgegnete, indem er mit eiſernem Griffe die Hand des Mädchens erfaßte und ſie in eine Fenſterniſche zog: „Ich wage nichts; wer nichts zu verlieren hat, kann nichts mehr wagen. In einer Viertelſtunde bin ich nicht mehr in dieſen Mauern, die ich haſſe, wie meinen Kerker, die ich anbete, wie meinen Tempel, weil Sie darin athmen, meine Göttin, mein

Leben, mein Alles!“ Und leidenſchaftlich umfaßte der Arm des Asceten die ſchlanke Taille des ſchwindelnden Mädchens. „Hören Sie mich ruhig aus, Sabine!“ fuhr er hierauf fort. „Seien Sie ohne Furcht; hier ſind wir ſicher, weil die Menſchlein im Augenblicke mit ihrem werthen Ich zu ſehr beſchäftigt ſind, um Fremdes beobachten zu können. Ich reiſe noch in dieſer Nacht, binnen wenig Minuten.“ — Sabine unterdrückte einen Schrei und ſtarrte den Redenden athemlos an. „Was ſinnen Sie, Joſeph? Ich bitte, ich beſchwöre Sie . . . .“ — „Bitten Sie nicht und beſchwören Sie nicht, mein Entſchluß ſteht feſt. Ich denke, Sie kennen mich. Darum bin ich hier, um Sie noch einmal zu ſehen. Das Miniſterium hat mein letztes Geſuch geſtern abermals in Gnaden abgeſchlagen, weil — nun, Sie wiſſen ja, warum.“ Der Einſiedler ſtampfte ingrimmig mit dem Fuße. Sabine ſeufzte: „O Gott! O Gott!“ — „Ich habe alles gethan, was in meinen Kräften ſtand, mich gebeugt ſogar, wo ich gerade gehen konnte; aber man verlangte, daß ich kriechen ſollte; ich ein Knecht jener Leute werden, die unwürdig ſind, mir die Sandale auf- oder zuzubinden, auf der ich meinen letzten Weg zu Ihnen geſchlichen bin. Wir ſcheiden, hier, in dieſer Secunde. Wenn Sie morgen früh erwachen, ſind Sie eines Schattens ledig, der Ihnen am Ende läſtig hätte werden müſſen. Leben Sie wohl.“

Sabine ſtand unbeweglich und ſtumm; ihre Sinne drohten zu ſchwinden; es war, als drehte ſich der Saal mit den vielen hüpfenden Lichtern um ſie herum, und als ſtürzten die Paukenwirbel wie Steine eines zerſchmet-

terten Tempels auf ihre athemloſe Bruſt. Sie faßte mit beiden Händen die Arme des Einſiedlers, um ihn feſt zu halten oder ſich an ihm, ihr Haupt ſank wie geknickt an ſein Herz und die Maske entfiel dem bleichen, ſchönen Geſichte. „Sabine, meine heißgeliebte Sabine!“ rief Joſeph aus, indem er die faſt Beſinnungsloſe ſtark an ſich drückte; er riß die eigene Larve hinweg, die Kapuze ſtreifte ſich halb von den ſchwarzen Locken des Mannes.

Ein blauer Domino, der den ganzen Abend Sabinen mit begehrlichen und den Einſiedler mit argwöhniſchen Blicken verfolgt hatte, trat in dieſem Augenblicke heran und legte ſeine Hand auf des Letzteren Schulter. „Wer ſind Sie, mein Herr?“ raunte er dem Auftaumelnden zu, „und mit welchem Rechte wagen Sie es, ich will nicht ſagen, dieſe Dame hier zu überfallen, ſondern überhaupt an dieſer Stätte zu erſcheinen? Man kennt Sie, beſſer vielleicht, als Sie glauben oder als Ihnen lieb iſt!“

Sabine zitterte wie ein Lamm zwiſchen den beiden, zornig einander gegenüberſtehenden Männern. Aber der Einſiedler hatte mit raſcher Beſinnung ſeine Larve von der Erde aufgerafft. „Maskenfreiheit!“ rief er heftig aus und ſtieß den Arm ſeines Feindes zurück. Durch das Geräuſch dieſer Scene waren mehrere Zeugen herbeigezogen; ein leiſes Murmeln lief durch den jeden Augenblick anſchwellenden Kreis, der die Fenſterniſche umgab, und auf die unglückliche Sabine fielen wie ſpitze Pfeile eine Menge heimlicher Fingerzeige, triumphirender Blicke und ziſchelnder Hohnreden. Die meiſten kamen von Frauen, von jungen Frauen. Sie glaubte, in die Erde ſinken zu müſſen, als ihr der Einſiedler mit tiefer Ver-

beugung den Arm bot und ſie durch die unwillig Raum machenden Zuſchauer zu dem Seſſel ihrer Mutter führte. „Wer iſt der Menſch?“ fragte man hinter ihm drein. „Ich kenne ihn nicht,“ entgegnete giftig der blaue Domino, ſeinen Feind nicht einen Augenblick aus dem Geſichte verlierend. „Bald werden wir Gelegenheit haben.“ — Der blaue Domino hatte ſeine Uhr hervorgezogen. „Ein Uhr!“ rief er, die Larve abnehmend, aus. „Demaskirt, meine Damen und Herren!“ Und wie ein Tiger ſtürzte er auf den Einſiedler los, der eben von Sabinen und ihrer Mutter ſich beurlaubte und haſtig den Weg nach der Saalthüre einzuſchlagen ſchien. Der Domino trat ihm, von mehreren Masken gefolgt, hart an der Thüre entgegen. „Demaskirt, mein Herr, wenn ich bitten darf!“ — „Und warum?“ — „Weil es die Vorſchrift ſo will.“ — „Aber ich ſtehe im Begriff, zu gehen.“ — „Sie hätten ſich gar nicht eindrängen ſollen, wo Ihnen Ihr Stand und Ihr Glaube nicht zu erſcheinen erlaubte.“ — „Mein Herr, mäßigen Sie ſich.“ — „Mäßigen gegen einen Juden!?“ ſchrie der blaue Domino überlaut, daß es durch den ganzen Saal hallte. Aber in demſelben Augenblicke hatte auch der Maskirte Larve, Kapuze und Strick abgeriſſen; ein todtenbleiches, ſcharf gezeichnetes Angeſicht ward ſichtbar, woraus die ſchwarzen Augen ſprühende Blicke umherſchoſſen. Man ſah, wie die Lippen des Mannes krampfhaft zitterten und die Zähne knirſchend an einander ſchlugen. Eine Sekunde ſtand er ſo, während der Hauſe ihn dem Ausgange immer näher drängte und ſich mitten aus demſelben drohende Stimmen vernehmen ließen: „Werft ihn hinaus! Hinaus mit dem Juden!“

Da richtete ſich die Geſtalt des Umringten in ganzer Länge auf, und mit einem gewaltigen Ausholen ſchlug er ſeinen Strick gerade in's Geſicht des blauen Domino's, der hart an ihm ſtand. „Das zur Antwort!“ rief er, ſo laut er vermochte, und ſtürzte hinaus, verfolgt von einzelnen, laut ſchreienden und lärmenden Masken.

Hinter ihm war's todtenſtill geworden. Der blaue Domino taumelte mit blutender Naſe zurück und konnte ſich, betäubt von der Heftigkeit des Schlages, kaum aufrecht halten. Im Fond des Saales entſtand eine leiſe Bewegung; Fräulein Sabine iſt ohnmächtig geworden, raunte man ſich zu, und bald darauf war ſie ſammt ihrer Mutter am Arme dienſtfertiger Freundinnen hinausgeſchwankt.

Als die Stadt am Morgen nach dem Maskenballe aufwachte, hatte es über Nacht Neuigkeiten in ſchwerer Menge geregnet, die den dürren und unfruchtbaren Boden der Geſellſchaft wenigſtens eine ganze Woche lang bewäſſern mußten. „Wiſſen Sie es ſchon,“ rief man ſich auf der Parade, im Kaffeehauſe, unter den Arkaden, im Theater zu, „der ſchöne Judendoktor, Herr Werther, iſt die Nacht auf und davon gegangen.“ „Ja“ — ward hinzugefügt — „und der Scandal bei der Sache iſt, daß er ſich erſt auf dem Adels-Caſino eingedrängt hat bei der großen Maskerade. Der Lieutenant Heldlein hat ihn hinauswerfen wollen, iſt aber ſelbſt am ſchlechteſten dabei gefahren. Werther hat ihn öffentlich in's Geſicht geſchlagen.“ — „Der wird nun wohl ſeinen Abſchied nehmen müſſen,“ ſagten die Offiziere, die unter ihm ſtanden.“ — „Und Fräulein Sabine iſt ſeit heute Morgen ſterbenskrank,“ verſicherten

die Frauenzimmer. — „Sie ſoll einen ernſtlichen Liebeshandel mit dem Juden gehabt haben, mit dem Sohne des Hauſirers," ziſchte die Tochter einer geheimen Juſtiz-Räthin, die ſelbſt den Entflohenen einmal, aber vergebens, conſultirt hatte, um ſich ihre Seitenſtiche und Herzbeklemmungen von ihm kuriren zu laſſen.

Und während die Namen Joſeph und Sabine auf dieſe Art von tauſend Zungen zerſägt, zerfetzt und beſudelt wurden, flog jener mit raſchen Roſſen der Grenze ſeines Vaterlandes zu, mit dem heiligen Gelübde in dem vergifteten Herzen, nie wiederzukehren in ein Land, das ihn grollend ausſtieß. Als aber die Berge der Heimath hinter ihm verſanken, als der letzte Grenzſtein, der äußerſte Schlagbaum mit den Farben ſeines Landes vor ihm aufſtieg, da fiel ſein Haupt ſchwer und trauernd auf ſeine Bruſt, aus ſeinen Augen ſtürzte eine Thräne, und von den ſchmerzlich zuckenden Lippen eine Name, der Name: „Sabine".

Bei Sabinen, die daheim geblieben, ſah es nicht heiterer aus. Die grünen Vorhänge ihres Kämmerleins waren dicht herniedergelaſſen und zu den Füßen des jungfräulichen Bettes, worin Sabine mit dem Tode rang, kniete die Geſtalt ihrer Mutter, die unter heißen Zähren das Leben ihrer Einzigen vom Himmel erflehte. Sabine blieb leben. Sie öffnete nach einem wochenlangen Kampfe zwiſchen Sein und Nichtſein die ſchönen, ſanften, blauen Augen wieder, aber nicht mehr dieſelben. Vor ihre hellen Sterne hatte ſich ein graues Gewölbe gezogen, in dem die böſe Maſſe der Krankheit ſich entladen; Sabine war ſtaarblind geworden.

2.

Zwiſchen jenem Maskenballe, von welchem Sabinens ewige Nacht datirte, und dem heutigen, zu dem Elischen mit der Frau Räthin gefahren, lagen etwa dreißig dunkle, lange Jahre, die Sabine, unſichtbar für Andere und ſelbſt des Sehens unfähig, wie Schatten gemahnten. In dieſen Jahren ſtand der Sarg ihrer Mutter, auf den die blinde Jungfrau ihre letzten Thränen geweint. Mit ihr war auch ſie dem Leben und der Erde abgeſtorben. An eine Verbindung mit einem Manne dachte ſie begreiflicherweiſe nicht, obſchon es deren gegeben hätte, die gern ein Auge zugedrückt, ſtatt Sabinens beide. Denn Sabine war reich und galt in der Stadt für ein geiſtreiches und ſehr liebenswerthes Mädchen, vornehmlich ſeitdem ſie den Staar bekommen. „Die Aermſte," ſeufzten die mitleidigen Herzen, wenn Sabine in der erſten Zeit nach ihrer Erblindung je dann und wann am Arme der Mutter hinausging, um das bleiche Geſicht an den Strahlen der Frühlingsſonne zu wärmen, die ſie nicht mehr ſehen konnte. Und in Haufen kam man, um Sabinen zu fragen, zu tröſten, zu küſſen, zu weinen, bis Sabine, erdrückt von der plötzlichen Liebe für ſie, vorzog, daheim zu bleiben und auf ihrem Lehnſtuhle am Fenſter zu ſitzen, die Hände im Schooße gefaltet und Stirn und Wangen durchſichtig klar, ſo daß ſie mit den hohlen, lichtloſen Augen und dem ſteinernen Angeſicht eher einer Büſte, als einem lebendigen Mädchenkopfe glich, über den kaum zwanzig Lenze hingegangen.

Als Sabinens Mutter begraben war, nahm die Verlaſſene die Tochter einer entfernten Verwandten zu ſich. Eliſchen war damals noch ein kleines Kind und fürchtete ſich anfangs vor der blaſſen, blinden, ſtillen Tante. Aber allgemach wußte dieſe das junge, unſchuldige Herz ſo feſt an ſich zu ziehen, daß Eliſchen um die Welt nicht wieder von ihr laſſen mochte und den ganzen Tag um die Tante war, ihr vorlas und vorplauderte, und ſich von ihr erzählen und unterrichten ließ. Oft ſpielten die Beiden wie harmloſe Kinder auf dem Teppich der kleinen Erkerſtube umher, und wer ſie geſehen hätte, würde darauf geſchworen haben, ſie müßten Mutter und Tochter ſein. Sabine vergaß zu Zeiten in der Beſchäftigung mit dem heranblühenden Mädchen ihr Alter und ihr ſchweres Unglück, und ſelbſt Eliſchen dachte nicht immer daran, daß die arme Tante wohl zwei ganz ordentliche Augen hatte und doch nicht ſehen konnte, wie hübſch ſie ihre Puppe angezogen, und wie die Hyazinthen am Fenſter ſchon im Februar gelbe und rothe Blumen bekamen. Ganz und gar verwuchſen dieſe weiblichen Naturen in einander, ſo daß das Kind von ſeiner Unbefangenheit und dem ſorgloſen Frohſinn an die Matrone abgab, und dieſe die Kleine wiederum mit ſanften Armen zu ihrer eigenen, theuer erkauften Ruhe emporzog. Es lag eine Welt von Frieden hinter den beiden Erkerfenſtern, die auf den großen, prächtig rauſchenden und glänzenden Paradeplatz gingen. Mit zierlichſter Ordnung war immer alles in dieſen beſchränkten Räumen vertheilt, und Sabine ging ſo ſicher und heiter in denſelben umher, daß ein Unkundiger die Blinde in ihr kaum entdeckt hätte.

Eliſe war der gute Engel Sabinens. Sie verwahrte das Herz der einſam und ungeliebt verwelkenden Jungfrau vor dem zuſammenziehenden Gift des Egoismus, der Bosheit, des Neides, der Engherzigkeit, des Argwohns, der Frömmelei, — kurz vor allen jenen Scharten und Schärfen, die den Charakter einer „alten Jungfer“ vor allem anderen zum verdorrten Baume machen. Sabine brauchte ihr Herz nicht an Canarienvögel und Cypernkater zu hängen, weil es Eliſe ganz ausfüllte. Sabine ſetzte keine innere Säure ab über das eigene Welken, denn ſie bemerkte es kaum. Sabine ward keine alte Jungfer, da ihre Beſtimmung ſich in dem Nichtchen wenigſtens zum Theil erfüllte; denn wenn auch der heilige Mutter-Name nicht auf ihrem Wege blühte, ſo fielen doch in die Schatten ihrer langen Nacht die Ahnungen des Mutter-Gefühles und wahrten die reine, im Schmerz geläuterte Seele vor dem Verſumpfen, wie vor dem Vertrocknen. Unmerklich führte Elischen, als ſie heranwuchs, die Tante auch wieder dem Leben und der Geſellſchaft zu, weil Sabine das Kind, verſtändig und wohlwollend genug, nicht davon ausſchließen durfte. Die Geſpielinnen der kleinen Nichte ſuchten ſie auf und gefielen ſich bald gar wohl in der Tante Nähe, die wie eine milde, heimiſche Atmoſphäre Alle wohlthuend umfing. Sie ſelbſt ging mit der Nichte, deren Schönheit ihr von allen Seiten belobend angeprieſen wurde, an einſamen und wenig beſuchten Orten wieder luſtwandeln und freute ſich, wenn die Leute, welche ſie kannten, ihr alle mit dem Namen „Tante Sabine“ entgegenkamen, ſo daß ſie bald die Allerweltstante wurde. Es lag eine ſüße Beruhigung für

ſie darin, daß die Welt, aus der ſie mit blutendem Herzen ſich geflüchtet hatte, ſie wieder ſo mild und tröſtlich aufnahm, nachdem die erſte Heftigkeit des Schmerzes bei ihr ſelbſt abgeſtumpft war. Und weil ihr der äußere Sinn die Zeichen des Wechſels und des allmählichen Todes nicht zuführte, gab ſie ſich gern der Täuſchung hin, als ſei alles noch ſo, wie ſie es an jenem Masken-Abend verlaſſen. Ihr eigenes Bild ſtand ihr noch vor in dem Glanz und der Anmuth glücklicher Jugend, und ſein Bild, Joſephs Bild . . . . .

Ach, das hatte die alte Jungfer ſtill und tief in ihr ewig junges Herz verſchloſſen, wie in einen Heiligen-Schrein, und alle Blumen ruhiger, in verſöhnter Wehmuth aufgehender Stunden trug ſie als Gedächtniß-Opfer treuer Liebe vor dieſes Bild und ſchmückte damit die geliebten, die unvergeßlichen Züge, welche durch alle Dämmerung der Blindheit hell und hehr in die abgeſchloſſene Seele hineinſchienen. So gedachte ſie in treuer Huld an ihren Lieben, als ſie am Abend des zweiten Maskenballes einſam an ihrem Fenſter lehnte. Wie ſie mit Joſeph ſich begegnet am Krankenbette ihrer Mutter und wie dieſer, der junge, unberühmte, durch Noth und Zufall herbeigerufene Arzt das theure Leben erhalten; wie ſie nichts Beſſeres zu thun und nichts Höheres zu geben gewußt für dieſes Höchſte, als ihre erſte und letzte Liebe, und wie ein verſtohlener Liebes-Frühling, verdeckt vor den Augen der Welt und darum doppelt ſüß, den verſchlungenen Herzen geblüht: das alles wiederholte ſich das fünfzigjährige Mädchen in gewiſſenhafter, verſchwiegener Bruſt. Und von allen Kleinodien ihrer Liebe,

und von allen heimlichen Stunden und heißen Küſſen fehlte auch nicht eines. Denn es gemahnte ſie im tiefſten Winkel ihres Innerſten, als müſſe ſie dieſen kargen Schatz ſorgſam hegen und pflegen, damit, wenn er einſt vor ſie träte, — „dort oder hier," ſagte ſie mit frommen Seufzern — damit ſie ihm alsdann den ganzen Schatz vorweiſen könnte und ſprechen: Sieh, Du Lieber, da iſt unſer gemeinſamer Reichthum, von deſſen Zinſen ich gelebt in den Jahren der Trübſal!

Doch konnte denn dieſe Stunde jemals ſchlagen? Joſephs Spur war im Schnee von Rußland verweht. Im erſten Jahre ſeiner Abweſenheit kam ein Bote von da an Sabinen geflogen; aber der Bote konnte ja nicht durch das Gitter flattern, das ihre Augen gefangen hielt, und die Mutter, welche damals noch lebte, las ihrer Tochter den Brief wohl treu und redlich vor, allein von einer Antwort und weiteren Verbindung mit dem Entflohenen dürfe, meinte ſie, die Rede nicht ſein, ſelbſt wenn Sabine, die unheilbar Erblindete, den Gedanken an eine ſolche noch nähren möchte. Darum zerriß die Kette, und die Jungfrau umſchlang ſich nur mit den Reſten derſelben, ſo feſt ſie vermochte, damit kein anderer Eindruck das theure Bild verlöſche. Sie brauchte darum wenig Sorge zu haben, da ſie blind war.

Im Grunde, ſagte ſich Sabine in nachdenklichen Nächten, wenn ſie ſchlaflos, aber ohne quälende Unruhe, auf ihrem einſamen Lager ſaß, im Grunde that er recht, zu fliehen. Mit ſeinem heißen, ſüdlichen Gemüthe, worin der Ehrgeiz und der Durſt nach Freiheit, nach Ruhm, nach Glanz unbezwinglich emporloderten, mit ſeinem

reichen, begeiſterten Wiſſen und eckigen Stolze, den die Unkundigen für Dünkel ausſchrieen, mit dem ganzen Weſen eines gefeſſelten Prometheus taugte er nicht in die Geſellſchaft, nicht in die eintönige und einförmige Maſchine. Damals hab' ich es ihm oft angeſehen, wie unwillig er in die Kette knirſchte, woran das Vorurtheil und die leidige Gewohnheit ſeinen Adlergeiſt gern gefangen genommen hatten. Und wie er ſchön war, der Mann meines Herzens, in ſolchem Unmuth, wie bei dem Kampfe gegen das Alltägliche, das Klägliche ſein dunkles Auge Blitze ſchleuderte und die ſtarke, kunſtfertige Hand ſich drohend ballte! Und abermals wie ſchön, wenn meine Liebe den Löwen auf einen Abend lang in vergeſſenen Schlummer geſungen, daß er zärtlich und ganz aufgelöſt in hingebender Leidenſchaft an dieſem treuen Herzen raſtete!

Joſeph, mein geliebter Joſeph!

Aber der Name verſcholl, und die Arme, welche ſich ſehnſüchtig nach einem Schatten in der Ferne ausgebreitet hatten, fielen in demüthiger Entſagung der Verlaſſenen in den Schooß und ſchloſſen ſich da zu einem leiſen, brünſtigen Gebete. Und darnach ſuchte ſie ihre Ruhe und barg die heißen Augen, noch voll vom Bilde ihres Lieben, den ſie zuletzt geſehen und nichts Fremdes nach ihm, ſchauernd in dem verſchwiegenen Kopfkiſſen.

3.

Andern Morgens erhob ſich die Tante vorſichtig und ſchlich leiſe in ihr Zimmer, um die noch ſüß ſchlafende Ballſchwärmerin nicht ſtören zu müſſen. Wie erſtaunte ſie aber, als ihr Eliſe ſchon in der Thür entgegenflog und ihr ein zärtliches „Guten Morgen, liebe Tante“ auf die verwunderten Lippen küßte. — „Du biſt ſchon wach, ſchon angekleidet, liebes Kind?“ fragte Sabine. „Ei, da mußt Du kurze und ſchlechte Raſt gehabt haben, oder kurze und ſchlechte Luſt auf dem Balle.“ — Die Nichte verſicherte das Gegentheil, und wenn Sabine den Abglanz des Vergnügens hätte gewahren können, der bei der Erinnerung an den geſtrigen Abend über Hals und Wange des jungen Mädchens flog, ſo würde ſie allerdings an ihrem lebendigen Antheil am geſtrigen Maskenballe keinen Augenblick mehr gezweifelt haben. Dagegen fiel es der Tante auf, wie Elischen ganz gegen Gewohnheit bei der Chocolade ſo gar ſtill und einſylbig war, während ſie ſonſt nach einem Tanz oder einer Geſellſchaft von luſtigen Bemerkungen und Erinnerungen überfloß. Von dem Maskenballe ſchien ſie auch keine Neuigkeit, kein Ereigniß mit heimgebracht zu haben; ſie hielt ſich blos an allgemeine Verſicherungen und meinte, es ſei hübſch, ſehr hübſch geweſen, und ſie habe bis zwei Uhr getanzt, und hernach —

Arme Tante! Du konnteſt nicht bemerken, wie bei dieſem „Hernach,“ das nicht einmal über die roſigen

Lippen des Mädchens kam, ſondern ſiedendheiß auf das über Nacht aufgeblühte Herz zurückſank, wie dabei auf Eliſens Stirn ein grelles Feuer entbrannte, ſo daß ſie ſelbſt erſchrocken in den Spiegel ſah, heimlich froh, daß die Tante den verrätheriſchen Zeugen nicht wahrnahm. „Noch eine Taſſe, liebe Tante?“ fragte ſie, um ablenkend ihre Verlegenheit zu verbergen; aber als ſie die angenommene hingereicht, hielt Sabine ihre Hand halb lächelnd, halb mahnend feſt und ſprach: „Mein Kind verbirgt mir etwas; ich ſehe nicht mit meinen Augen, daß Du über und über erröthеſt, aber ich fühle es an dieſen zitternden Fingern und an dem Pulſe, der heute wenigſtens ein Dutzend Wellen mehr ſchlägt in einer Minute, als geſtern um dieſelbe Stunde.“

Die Nichte ſtammelte eine Entſchuldigung, worauf Sabine ihre Rechte bekümmert fahren ließ und mit zartem Vorwurf zu ihr ſagte: „Wie Du willſt, meine Tochter.“ Dagegen hatte Eliſe keine Waffe mehr; dem bleichen Geſichte gegenüber half kein Leugnen, und jene beiden todten Augen drangen tiefer, unwiderſtehlicher in die kleinen Geheimniſſe dieſer jungfräulichen Bruſt, als die ſchärfſte Brille eines ſtrengen und untäuſchbaren Richters. Eliſe warf ſich ſchluchzend und mit heißen Wangen in die Arme ihrer Freundin und beichtete.

Süße Schuld der erſten Liebe, deren Schuld nur eine heilige Unſchuld iſt! Deine Flammen lodern nur einmal auf der Stirne des Mädchens, wie auf einem Altar der Veſta, der Liebe beſtes und zarteſtes Opfer, weil ihre Erſtlinge!

Eliſe hatte gar nicht viel zu erzählen; Sabine

wußte bald ihr ganzes, übervolles Herz auswendig. Auf der Maskerade war der holden Jägerin ein ſtattlicher Jäger entgegengetreten, Alpenroſen auf dem ſpitzen Hütlein und einen Stab mit krummem Gemshorne in der Hand. Der Jäger hatte noch vor dem erſten Tanze die Anfangsbuchſtaben ihres Namens ganz richtig in die Hand ſeiner Gefährtin geſchrieben und, als dieſe lächelnd genickt, ſie gleich um den erſten Walzer und den Cotillon gebeten. Eliſe ſagte zu und ohne Mißvergnügen; „denn," meinte ſie, „ich hatte den Alpenjäger auch gleich erkannt, —

„So, woran denn?" warf die Tante lächelnd dazwiſchen.

„Nun, am Wuchs, an der Geſtalt, am Gange. Wir hatten uns (hier wurden die Schritte der Erzählung immer kleiner und trippelnder, die Stimme der Beichtenden leiſer und die Wangen immer heißer) wir hatten uns vorher ſchon öfters in Geſellſchaften geſehen, auch bei kleinen Bällen und einmal hier bei Dir, liebe Tante. Weißt Du (fügte das Mädchen raſch und in einem Zuge hinzu), derſelbe Herr, der Dir vor ungefähr vier Wochen den vergeſſenen Shawl ſo geſchwind nachbrachte und Dich bei Forſtraths bis an den Wagen geleitete? Du ſagteſt damals, er hätte eine hübſche Stimme und ſei ein ſehr artiger Cavalier."

„Was Eliſchen für ein gutes Gedächtniß hat für die Worte der Tante! Nun, wie heißt denn der höfliche Cavalier, welcher der Tante den Shawl nachträgt und die Nichte zum Cotillon engagirt?"

„Ach, liebe Tante . . . Du fragſt auch ſo viel . . .

Wie er heißt, daran denke ich ſelbſt kaum — . . . Er heißt Julius von Dreieiſen und iſt Fähnrich bei den Garde-Grenadieren.“ . . . Das Letzte verhallte ganz an der Bruſt Sabinens, ſo daß dieſe mit dem dreifach leiſen Ohr, dem der Jungfrau, der Mutter und der Blinden, Mühe hatte, den Namen richtig zu verſtehen. Sie wiegte nachdenklich den Kopf und ſtreichelte ihrem Kinde die Wangen, während dieſes in heftigſter Spannung zu ihren Zügen aufſchaute, um aus dem bedeckten Spiegel der Augen oder dem feinen Mienenſpiele ihres Geſichts eine ferne Hoffnung zu ſuchen. Aber Sabine ſchwieg und bat die Nichte nur, fortzufahren.

War aber das Ende nicht leicht zu errathen? Und hatte es Sabine ſelbſt nicht ſchon heraus, als ſie danach fragte? Jäger und Jägerin blieben, wie es das freundliche Schickſal durch die gleiche Maske befohlen zu haben ſchien, für den Abend beinahe die Unzertrennlichen. Und als ſie im wunderherrlichen Cotillon dicht an der rauſchenden Muſik geſeſſen, deren Töne Andrer Worte für ſie und die ihrigen für Andere übertäubten, da war von den Lippen des in einen Garde-Fähnrich verwandelten Gemſenjägers nach und nach eine leiſe und ſtammelnde Erklärung gefloſſen, ſo zart und ſo weich, wie der ſorgſam gepflegte Heldenbart, der auf dieſen Lippen keimte. Die Jägerin hatte freilich nichts geantwortet; allein als im brauſendem Galopp der Jäger ſeine Courage und ſeine Anfrage noch einmal zuſammennahm und in ſeiner Tänzerin Ohr zwei Worte ſtatt aller andern flüſterte, da ſchlug ſie die Augen verſchämt nieder und ihre Finger

erwiderten mit ſcheuem Drucke die Bitte des ſie enger umfaſſenden Kriegers.

Um zwei Uhr war die Frau Räthin ſchon gekommen, gerade als die ſchönſte Tour des Cotillons angegangen, um Eliſen anzuzeigen, der Wagen ſei bereit. Sie hätte recht gut noch bleiben können, denn es war kaum erſt die Hälfte der Leute fortgegangen. Allein ihre Tochter trieb heimlich zum Abſchiede, weil ſie den Abend dreimal „geſchimmelt“ und auch im Cotillon mit angenommener Gleichgiltigkeit, innerlich grimmig und unmuthig vor getäuſchter Erwartung, in einer Ecke des Saales ſaß. Da half denn freilich kein Bitten des Alpenjägers; Elischen mußte mit ſcheinbarer Bereitwilligkeit, dankbar ſogar für den Schutz, den ſie unter den Flügeln der Frau Räthin gefunden, nach ihrem Tuch greifen und, freilich nicht ohne einen langen Blick von der Saalthür rückwärts geworfen zu haben, mit den Drängenden hinuntergehen.

Hier ſchloß ſtockend Elischens Beichte. Die geneigte Leſerin wird finden, daß ihr das gehörige Ende durchaus abgeht, und wenn Tante Sabine nach Art kleiner Kinder, die ein Mährchen erzählen hören, nun gefragt hätte: „Und da??“ ſo würde die ſchöne Büßerin ſich am Scheidewege zweier Pflichten gefunden haben, der Verſchwiegenheit und der Aufrichtigkeit. Denn:

Als ſie ſammt der Frau Räthin und ihrer überfreundlichen Tochter ſchon im Wagen geſeſſen, war plötzlich ein Jemand die Treppe heruntergekommen und hatte den Kutſcher, welcher eben mit der Peitſche klatſchen wollte, angerufen, zu halten. „Gnädiges Fräulein,“ ſagte der Jemand, indem er an den Wagenſchlag trat, „Sie

haben ihren Falken oben im Fenſter liegen laſſen.“ Eliſe ſteckte den Kopf heraus, ſich zu bedanken; da reichten ihr zwei warme Hände den ausgeſtopften Hühner-Habicht dar und eine kecke Lippe ſtreifte im Dunkel ihre Wange, daß ſie erſchrocken zurückfuhr.

Aber nicht wahr, das brauchte Elischen der Tante auch nicht grade haarklein zu berichten? Es hätte ja ausſehen können, als ſei ſie nachläſſig geweſen, wie einſt die Tante mit dem vergeſſenen Shawl, und als müſſe juſt der Fähnrich von den Garde-Grenadieren, Herr Julius von Dreieiſen, dieſen Familien-Fehler bei ihnen immer wieder gut machen. Da war's viel beſſer, daß ſie über dieſen, doch im Grunde höchſt unwichtigen Schluß mit einem ſtarken Herzklopfen hinausging. Auch ſchien die Tante Sabine gar nicht nach einem ſolchen weiter fragen zu wollen; ſie wiegte, als ihre Nichte verſtummt war, noch immer nachdenklich den Kopf und antwortete keine Sylbe, ſo daß faſt eine peinliche Stille an dem Chocoladen-Tiſchchen entſtand.

„Liebſte Tante“, . . . hob am Ende Eliſe wieder an und küßte die mütterliche Hand, welche auf ihren braunen Locken ruhte. Aber Sabine ließ ſie nicht zu Worte kommen. „Kind!“ ſprach ſie mit ſorglichem und altklugem Tone, „Du biſt noch ſo jung und dieſe Nachricht kommt mir ſo überraſchend.“

„Aber, theuerſte Tante, Du ſagteſt ja, Du kennteſt den Herrn . . . den Herrn Fähnrich ſchon . . .“

Sabine lächelte. „Eben, daß er Fähnrich iſt!“

„Nun darüber,“ entgegnete haſtig die Nichte, „darüber kannſt Du Dich beruhigen. Er hat mir geſtern Abend

geſagt, er ſtehe der Nächſte zum Lieutenant, ſein Examen habe er mit Glück überſtanden und bei dem erſten Avancement könne es ihm nicht fehlen.“

„Ueberhaupt, liebes Kind, weißt Du bei Deiner Unerfahrenheit und großen Jugend noch nicht, in wie vielen Rückſichten die Verbindung mit einem Militair bedenklich iſt. Das Ungewiſſe ſeines Schickſals, die ſtete Gefahr . . .“

„Wenn ſich nun Julius, um Dich über dieſen Punkt völlig zu beruhigen, in eine Lebens-Verſicherung einkaufte?“ rieth ſehr verſtändig die kleine Nichte, und auf dieſen ſcharfſichtigen Vorſchlag konnte Sabine nicht umhin, recht herzlich zu lachen und das über Nacht herangewachſene Kind freundlich an ſich zu ſchließen. Damit ſchien eine heitere und leichte Stimmung über beide Frauen herabzukommen. War Eliſe anfangs verſchloſſen und einſylbig geweſen, ſo erzählte und plauderte ſie jetzt deſto mehr, ſo daß, als es auf der Stadtuhr plötzlich elf ſchlug, die kleine Rednerin erſchrocken auffuhr. „Herr, du Gerechter!“ rief ſie, „ſchon elf Uhr! Und um drei viertel auf zwölf wollte Julius . . .“

„Was wollte Julius?“

„Nun, Tante, er wollte fragen, wie Du Dich befändeſt, wenn Du's gütigſt erlaubeſt, und da hab' ich geſagt . . .“

„Er möchte lieber noch vor drei viertel kommen, nicht ſo, mein Täubchen?“

„Ach, liebe Tante!“

„Nun, da geh' hin, meine holde Jägerin, und putze Dich, aber nicht wieder als Jägerin. Du ſiehſt, wie

gefährlich das ausfallen kann. Geh' hin, mein Töchterchen!"

Und Sabine küßte die Davonhüpfende noch einmal mütterlich auf die helle, ſchöne Stirn. Darauf, als Eliſe mit ſchwebendem und eilfertigem Fuß hinausgegangen, ſaß die Tante allein auf dem Sopha und ihre Augen ſtarrten nachdenkend vor ſich hin. Ob des Kindes Zukunft, ob die eigene Vergangenheit vor den Blicken der Sinnenden ſchwebte?

Vielleicht, daß es ihr träumendes Herz nicht wußte!

4.

Ihr kennt jene ſonnigen und blauen Tage, welche ſich, geflügelte Vorläufer des Frühlings, bis mitten in den Monat Februar hinauswagen, mit weichen, elaſtiſchen Flügeln, die Eure Wangen ſchmeichelnd anwehen, und mit hell lächelnden Sonnenblicken über das kahle Feld, bei dem Euch und den Knospen die Augen aufgehen, den Liebenden ſogar das Herz?

Schöne, ſüße Tage, ſchön und ſüß, wie alles im Leben, was wie Ahnung und Hoffnung ausſieht!

An einem ſolchen Tage begab es ſich, daß Tante Sabine an der Nichte Arm unter dem noch blätter- und ſchattenloſen Lindengange luſtwandelte, der um die Mittagsſtunde die elegante Welt aufzunehmen pflegte. An Sabinens Seite ging Herr von Dreieiſen, auf deſſen jugendfriſchem Geſicht zwei der rieſigſten Hoffnungen Haſchen

ſpielten, nämlich die Hoffnung eines erſten Liebhabers und die eines Seconde-Lieutenants. Man ſagt ja, das Glück verſchönere die Menſchen. Julius ſchien auch ſtrahlender, größer, ſchöner geworden zu ſein; er unterhielt die Tante angelegentlichſt von allem, was er zu erfaſſen und zu behandeln wußte, und zur Nichte ſandte er dann und wann einen noch beredteren Blick hinüber, ſo daß Eliſchen die Augen erröthend niederſchlug und nur zuweilen, beim Umwenden am Ende des Ganges, verſtohlen und doch ſtolz, verſchämt und doch zärtlich, zu ihm aufzuſchauen wagte.

Die Erſcheinung dieſer drei Spaziergänger ſchien unter der Menge der übrigen Aufſehen gemacht zu haben, vielleicht weil man es nicht gewohnt war, die Blinde an ſo beſuchten Orten zu ſolcher Stunde zu treffen, oder weil der militairiſche Geleitsmann der beiden Damen Grund gab zu neuen Vermuthungen. Vor allen war dem Fähnrich ein großer, trotz des verführeriſchen Sonnenſcheins noch tief in ſeinen Wintermantel verſteckter Mann aufgefallen, der ihnen beſtändig auf dem Fuße folgte und unter dem Hute, welchen er tief in die Stirne gedrückt hatte, mit zwei forſchenden und funkelnden Augen die beiden Damen ſcharf anſah. Einmal war er ſogar ſtehen geblieben und hatte ſie dicht an ſich vorbeiziehen laſſen, wobei Herr von Dreieiſen einen tiefen Seufzer aus dem Mantel vernommen haben wollte. Er theilte ſeine Bemerkung Sabinen mit und machte Eliſen auf dieſen Schatten aufmerkſam. „Bei Gott," rief er mit einem vielſagenden Blick auf das jungfräuliche Schwert an ſeiner Linken, „bei Gott, wenn es dieſer Aufdringliche

noch lange ſo treibt, ſo werde ich ihm weiſen . . .“ — Seine Drohunng erſtarb auf den kühnen Lippen, weil Eliſe ihm einen bittenden Blick der Beſorgniß zuſandte. Als aber bei einer abermaligen Wendung der Große im Mantel ihnen wiederum den Weg vertrat und namentlich Sabinen lange anſah, hielt ſich der ritterliche Champion nicht länger. „Mein Herr!“ ſagte er halblaut, indem er die Frauen einen Schritt vorwärts gehen ließ, „wie kommt es, daß Sie dieſe Damen und mich, die wir unſeres Wiſſens nicht die Ehre haben, von Ihnen gekannt zu werden, einer ſo beſondern, ich möchte ſagen, auffallenden Aufmerkſamkeit würdigen?“

Julius war ſehr roth geworden. Der Fremde ſchwieg und ſah den ängſtlich und raſcher davoneilenden Frauen nach, bis er von ihnen nicht mehr gehört werden konnte. „Herr Lieutenant!“ erwiderte er hierauf, indem er den Mantel ein wenig lüftete, „Sie können mir einen unendlichen Dienſt erweiſen.“

Julius Beſorgniſſe ſchwanden, als er dem Fremden in's Geſicht geſehen. Es war ein ſchon ältlicher Mann, mit einer hohen, kahlen Stirne, blaſſer Geſichtsfarbe und ſcharfen Zügen. Bei des Kriegers drohender Anrede war ein bitteres Lächeln, dem Schatten einer trüben Erinnerung nicht unähnlich, über dieſe Züge hingeglitten. „Haben Sie die Güte,“ bat er hierauf den Stutzenden mit bewegter Stimme, „ſich von den Damen, welche Sie geleiten, jetzt zu verabſchieden, und ſchenken Sie mir eine Stunde, die in Ihrem eigenen Intereſſe, wie in dem Ihrer Begleiterinnen zugebracht werden ſoll.“

Der Fähnrich ſah den Fremden verwundert an.

„Ihr Name, mein Herr, wenn ich bitten darf?“ — „Erlaſſen Sie mir alles, bis nachher. Ich gebe Ihnen das Wort eines Ehrenmannes, daß Sie, ohne ſich zu beſchimpfen, mit mir gehen dürfen, und daß die Eröffnungen, die ich Ihnen zu machen habe, für Sie und für jene Damen von der höchſten Wichtigkeit ſind.“

Dreieiſen beſann ſich aus vielen Romanen, die er auf der Wache geleſen, auf ähnliche Begegnungen und auf räthſelhafte Unbekannte. Er zitterte vor Freude, daß er hier perſönlich an der Schwelle eines Abenteuers ſtände und nun für ſeine Liebe wo möglich etwas erleiden oder erleben könne. „Erwarten Sie mich hier!“ ſprach er kurz zu dem Fremden, eilte Sabinen und ihrer Nichte nach und deutete ihnen ernſt und gehalten an, wie er genöthigt ſei, ſie zu verlaſſen und dem geheimnißvollen Spaziergänger im Mantel Rede zu ſtehen. Vergebens drang Sabine in ihn, ſich näher zu erklären, eine Sache, die ihm an ſich ſchwer geworden ſein dürfte. Vergebens flehte Eliſe, ſich nicht in Gefahr und ſie nicht in den Mund der Leute bringen zu wollen. Julius blieb feſt auf ſeinem Willen, und während die Frauen wie aufgeſcheuchte Tauben ihrem Schlage zueilten, ſah man ihn und den Unbekannten in dem nahgelegenen Stadtwalle in einem einſamen Seitenwege verſchwinden.

„Tante, er erſchießt ihn!“ jammerte Eliſe und gab ſich nicht eher zufrieden, bis ſie von ihrem ſtandhaft behaupteten Wachtpoſten am Fenſter die beiden Männer wieder zu dem Thore hereinkommen ſah, und zwar dem Anſcheine nach im beſten Einverſtändniß, Arm in Arm. In der Mitte des Platzes trennten ſie ſich und Herr von

Dreieiſen kam gerade auf der Tante Haus zu. Als er für Eliſen nahe genug war, um den Ausdruck ſeines Geſichts erkennen und daraus auf das Vorgegangene ſchließen zu können, bemerkte ſie eine wunderbare, aber keineswegs ſchmerzliche Aufregung in den Zügen ihres Freundes und ſah mit wachſendem Erſtaunen, wie Dreieiſen, nachdem er mit Hand und Blick ganz bedeutſam zu ihr hinauf gegrüßt, in ihre Hausthüre trat. Was konnte er um dieſe Stunde wollen? Neugierig ging ihm Eliſe bis auf den Vorſaal entgegen und erſchrak ordentlich, als Julius ſie an der Hand ergriff und jeder Frage von ihrer Seite durch eine feierliche Erklärung zuvorkam.

„Geliebte!“ redete der Krieger und hielt die ſanft in das Zimmer Zurückſträubende an beiden Händen feſt, „o Geliebte! Ungewöhnliche Ereigniſſe erheiſchen ungewöhnliche Maßregeln. Es giebt im Menſchenleben Augenblicke, — verzeihen Sie um deswillen, wenn ich gegen alle Sitte“ —

Und nun begann eine lange, von den heftigſten Gemüthsbewegungen beider Theile begleitete Erzählung. Das Küchenmädchen will ſogar durch eine boshafte Thürſpalte bemerkt haben, wie außer dem Gemüthe auch die Arme des vortragenden Fähnrichs in heftiger Bewegung geweſen ſeien und bald die ſchlanke Taille Eliſens im Feuer der Rede umſchlungen, bald betheuernd und beſchwörend gen Himmel gegriffen hätten. Gewiß iſt, daß die Beichte nicht eher ein Ende nahm, bis die Tante aus der Nebenthür nach dem vermißten Kinde rief und dieſes ſich erſchreckend aus den immer häufiger werdenden Vergeſſenheiten ihres Freundes losmachte.

Was hatte denn Julius erzählt? Und wer war der fürchterliche Unbekannte? Und wie endete das Zuſammentreffen der Beiden? Und in welchen Beziehungen ſtand Jener zu Sabinen, zu Eliſen, zu Julius? Und wohin war er gegangen? Und wird er wiederkommen? Und wann? Und . . .

Ein Chaos von Fragen! Aber, geliebte Leſerin, Dein ſcharfes Auge hat das Geheimniß längſt durchblitzt, und ich gebe mir vergebliche Mühe, noch einige räthſelhafte und romantiſche Ungewißheit in meiner einfachen Geſchichte aufrecht zu erhalten.

Du wirſt Dich deshalb auch nicht wundern, wenn Du am nächſten Mittage die drei Spaziergänger wiederum in dem Lindengange antriffſt und ihren Schatten wiederum dicht auf ihren Ferſen. Als jene am Ende abermals umdrehten, ſtand der Schatten dicht vor Sabinens blindem, bleichem, ahnungsloſem Antlitze und ſchaute in daſſelbe, ohne daß der Fähnrich es hinderte. Vielmehr blickte er und Eliſe mit athemloſer Erwartung in die Augen des Fremden, und die kleine Gruppe ſtand eine geraume Weile zuſammen. Als hierauf Sabine an Eliſens Arm ruhig weiter ging, der kurzen Stockung wenig oder gar nicht achtend, faßte der Unbekannte tief erſchüttert des Fähnrichs Hand und rief ihm flüſternd zu:

„Sie iſt gerettet!!“

Aber Sabine ſtutzte, bleichte, wankte in demſelben Augenblicke. Denn ſo leiſe auch die drei Worte herausgeſtoßen waren, ſo trug ſie doch ein Hauch des Frühlingswindes an ihr zartes Ohr, und dieſe Stimme — o Gott, dieſe Stimme — — ſie hätte ſie wieder erkannt im

Schmettern der Trompeten und unter Kanonendonner; ihren ſchwächſten Ton hätte ſie herausgefunden und ſich feſt an ihn gehalten in der troſtloſen Nacht ihrer Blindheit. Dieſe Stimme tönte ja ſeit dreißig Jahren unaufhörlich in allen Ecken ihres Herzens. „Eliſe!“ ſeufzte ſie, ſich an die Nichte haltend, denn ſie war ihrer Sinne kaum noch mächtig. Eliſe faßte ſie hilfreich in ihre Arme, und die hellen, warmen Thränen floſſen dem Kinde über die Wangen. Julius trat ſelbſt ſchwankenden Fußes heran und wagte die Tante nicht zu berühren, die ihm eine Heilige ſchien in dem Augenblicke. Nur der Fremde hielt ſich einen Schritt zurück und machte keine Miene, heranzutreten. Seine Blicke waren ſtarr auf Sabinen geheftet, der Mantel glitt ihm von der Schulter, die Arme ſchienen ſich unwillkürlich nach ihr auszuſtrecken . . . . .

Armer Joſeph!

Vor dreißig Jahren war er hinweggegangen, ein junger, blühender, kräftiger Mann. In der letzten Stunde hatte er auf die warmen Lippen des Mädchens ſeine Verzweiflung geküßt, und ſeit dieſer Stunde war ihr Bild, jung, blühend, kräftig, nicht von ihm gewichen. Und geſtern, und heute, da er ſie wieder ſah, die er geliebt — ach! da war aus dem ſchönen, prächtigen Haus mit ſtrebendem Giebel und ſchlanken Säulen eine Ruine geworden, und er ſelbſt ſtand als Greis mit kahlem Scheitel vor ihr.

Armer Joſeph!

Er ſchlug den Mantel, wie ein Trauernder, über ſich zuſammen, winkte dem jungen Manne, mit den Frauen

fortzueilen, und ging ſelbſt einſam ſeine ungekannte Straße, fremd in der Stadt, die ihn geboren, gleichgiltig betrachtet von den Menſchen, die ihn ausgeſtoßen, nur von Einer geahnt und im Geiſte weich und warm umfaßt.

Denn die Liebe iſt ſcharfſichtiger als der Haß und ihre Erinnerung eine ewige, wie ſie ſelbſt.

5.

Ob ich es nun den Leſerinnen mache, wie Herr von Dreieiſen Sabinen? „Tante!“ ſagte er mit feierlichem Tone und küßte die Hand der Verwunderten, „Tante! Ihnen ſteht Großes bevor; rüſten Sie ſich auf alles Ungewöhnliche!“ So erfüllte er nämlich den Auftrag des Zurückgekehrten, der ſich ihm zuerſt entdeckt und ihn erſucht hatte, die Nichte in's Geheimniß zu ziehen und gemeinſchaftlich mit ihr Sabinen auf ſanfte und ſchonende Art vorzubereiten. Junge Liebende ſind aber zum Extemporiren weit geeigneter; deshalb wußte Dreieiſen nichts hervorzubringen, als jene Anrede, und Eliſe warf ſich dazu, zitternd vor Furcht und Hoffnung, in die Arme der erſchreckten Tante.

Aber allmählich begann es in ihrem Innern zu tagen. Was konnte ihr denn auf Erden begegnen, außer ihm? Und ſie fragte nicht, ſie ſchickte ſich nicht, ſie bebte bloß an allen Gliedern und bat: „Laßt ihn kommen; denn ich habe ihn vorgeſtern ſchon gehört!“

Joſeph kam. Das alte Haus war es noch, dieſelbe Treppe .... Doch vom Wiederſehen ſollen wir Alle nichts wiſſen, und ich führe Euch gleich mitten in Sabinens ſtilles Zimmer, da ſie mit dem Verloren-Gegebenen am Fenſter ſtand, während Julius und Eliſe ſich beſcheiden hinter den Ofen zurückzogen und in flüſterndem Zwiegeſpräch einander Bilder und Träume ihres künftigen Glückes vorgaukelten.

Sabine hing an dem Munde des Erzählenden. Zwei ſüße Täuſchungen waren ihr geblieben, unveränderliche Denkmale jener Zeit, wo ſie beide an derſelben Stelle geſtanden hatten, Joſephs Stimme und ſeine weiche, warme Hand. Daß aber der Scheitel des Freundes vom Alter und von der Sorge ſeines unſtäten Lebens entlaubt war, daß ſeine Schmerzen tief eingegraben ſtanden um den welken und zürnenden Mund, daß ſein Auge nur dann und wann noch helle Blitze des Ingrimms und der empörten Kraft ſchleudern konnte, davon wußte die Aermſte eben ſo wenig, als von der Veränderung, die mit ihrer eigenen Geſtalt vorgegangen war. Sie ſagte ſich wohl, daß ſie beide alt geworden; allein ſie ſah es doch nicht, und darum verlor ſich die unendliche Wehmuth, mit der Joſeph ſeine einſam verblühte Liebe betrachtete, bei Sabinen zu einem Gefühle ſtiller Reſignation über das Vergangene und hoffender Freude an der Gegenwart.

Joſeph erzählte. Von Rußland hatte er ſich, da ihm die Sterne auch dort nicht lächeln wollten, in die Türkei gewandt. Raſtloſe Wanderſucht ließ ihn nirgends eine bleibende Stätte finden; er zog mit ſeinem Kreuz in das Land, wo der am Kreuz den Fluch über ſeinen Ahnherrn

Ahasver ausgesprochen hatte. Schien er sich doch selbst eins zu sein mit dem ewig Wandernden und wollte keine Heimath, außer seiner Kunst, die ihm auf dem Wege zugleich als Stab und Stütze diente. So pilgerte er durch den Sand der asiatischen und afrikanischen Wüste; der Steppenwind verwehte seine Spur, und nur der Dank Derer, die sein Wissen gerettet, folgte dem Unbekannten. Am längsten und liebsten weilte er im Lande der Todten, in Aegypten; die stummen Pyramiden und die Mumien-Gesichter gemahnten ihn wie Lebendig-Verstorbene, mit denen er geheimen und geistigen Umgang pflog, die ihm von ihrem alten Glanze und ihrer ehemaligen Schönheit zuraunten und ihn starr und geduldig anhörten, wenn er seine alte, unvergessene Weise ihnen in die tauben Ohren sang.

Nach dreißigjähriger Wanderung kam er zurück in die Heimath, um am Grabe Derjenigen zu ruhen, die er längst verstorben wähnte. Aber als er in der Stadt angekommen und mit klopfendem Herzen den Namen genannt, welchen er seit dreißig Jahren nicht über die gehorsame Lippe gebracht, als er erfahren, daß sie noch unter den Lebendigen wandle, fast unsichtbar und selbst nichts sehend: da gelobte er sich mit einem theuren Schwur, ihr den Tag und das Licht durch seine Hand wieder zu geben, durch dieselbe, welche sie der Unglücklichen entzogen. Mit dieser Absicht trat er hin vor Sabinen und betrachtete genau und kunstverständig die beiden geliebten Augen, in deren unverhüllte Sterne er einst — ach! mit welch anderen Empfindungen — geblickt hatte.

Sabine sträubte sich anfangs gegen Josephs Plan,

weniger aus Furcht vor der gefährlichen Stunde (denn das Weib hat die ſtärkere Seele, wenn es zu leiden gilt!), als aus ruhigem Verzichten auf einen Sinn, den ſie ſo lange entbehrt hatte. Aber es fiel heimlich der Gedanke in die Wagſchale, daß ſie wiederum etwas zu ſehen habe, ſeit Joſeph zurück war, und in dem Spiegel dieſer Vorſtellung erſchienen ihr auch äußere Umgebungen, der Himmel mit ſeinen Sternen und die Erde mit ihrem Frühling und ihr glückliches Kind, auf deſſen holdem Antlitz die ſchönſte Morgenröthe eben angebrochen war, alle dieſe erſchienen ihr in einem reizenden und begehrenswerthen Lichte. „Ich will, was Sie wollen!“ ſagte ſie endlich auf die eindringlichen Bitten der Ihrigen, und ſo ward am Ende der Tag zu der Operation von Joſeph im Stillen anberaumt.

Es war ein trüber, weicher, warmer Märztag, dieſer Tag, an dem des Meiſters Hand ihren beſten Preis gewinnen ſollte. Die Fenſter des Erkerſtübleins waren, wie der blaue Himmel droben, dicht verhangen. Sabine ſaß, bleicher noch als gewöhnlich, aber mit gefaßtem Herzen, in ihrem gewohnten Lehnſtuhle, während Joſeph auf dem Marmortiſchchen ſchon ſeine ſpitzen, blinkenden Inſtrumente ausbreitete. Eliſen hatte er mit Gewalt wegführen müſſen; die Zitternde lag in einer dunkeln Ecke der Küche auf ihren Knieen und rang die kleinen Hände in ſchrecklichſter Angſt. Julius, der es ſich nicht hatte nehmen laſſen, in der Tante Nähe zu bleiben, ſtand athemlos am Fenſter.

Und nun —

Joſeph hatte die Aermel zurückgeſchlagen und griff

nach der Nadel. Aber er fühlte, wie ſeine Hand zum erſten Male in ſolchem Augenblicke zitterte und das Blut in ſtockenden Wellen vom Herzen zurücktrat. Er ſtieß die Nadel ſchauernd zurück, trat noch einmal vor Sabinen und betrachtete ihre Augen; dann, mit ſtammelnder Zunge: „Sabine!“ fragte er, „biſt Du bereit?“ Und ſeine beiden Hände ergriffen die ihrigen und er drückte ſie zitternd an's Herz.

„Ich bin's.“

Da begann er . . .

Und Joſeph ſah, wie unter ſeiner Hand der Nebel allmählich zerrann, der das linke Auge bedeckt hatte, und wie der blaue, klare Spiegel, durchſichtig wie ehemals, in derſelben lichten und tiefen Farbe ihm in gebrochenen Strahlen bereits entgegen dämmerte. Da wuchs ſein Muth, und ſeine Hand wurde feſter und drückte ſchärfer, ſo daß Sabine leiſe und ächzend ihm zuflüſterte: „Joſeph, Du thuſt mir weh!“ Aber im Augenblicke, da ſie das herausgeſtoßen, war's auch gethan, und ſie zuckte freudig auf. „Licht!“ rang es ſich gewaltig aus ihrer gequälten Bruſt und das Auge wandte ſich blitzſchnell nach jener Seite, wo Joſeph zuvor einen Laden aufgeriſſen hatte. „Du ſiehſt?“ fragte er und lenkte ihre wiedergebornen Blicke auf ſich. Aber das zitternde Auge ſank ſchmerzlich zuſammen, und während es der Arzt ſchonend wieder in die alte Nacht einhüllte, ſprach Sabine, die Hände ungewiß und zweifelnd nach ihm ausgeſtreckt: „Wer war das, Joſeph? Ich ſah . . . —“

Der Freund gebot Schweigen und nach kurzer Raſt, nach einer langen, bangen Minute voll Angſt und Weh,

ſtrahlte ihm auch das zweite Auge gerettet und dem Lichte wieder gewonnen zu. Da warf er ſein wohlthätiges Marterwerkzeug zum zweiten Male von ſich und ſtürzte an's Fenſter und ſeine Kniee beugten ſich unwillkürlich, während die bebende Lippe flüſterte: „Gott meiner Väter, ich danke Dir!“

Sabine war ſtill, ganz ſtill und ließ ſich geduldig auf ihr Schmerzenslager zurückleiten; ihre Seele war eingenommen von dem erſten Bilde, das ihr das neue Licht gezeigt, und kaum hatte ſie ein Wort der Beruhigung für Eliſen, die mit einem Freudenſchrei an ihrem Bette niedergefallen war.

„Wo blieb Julius?“

„Der Herr Lieutenant ſind ohnmächtig geworden,“ referirte der Wundarzt, welcher Joſeph begleitet und unterſtützt hatte. Und in der That, in der Ecke des Divans lehnte mit bleichem Angeſichte, die Augen geſchloſſen und die Lippen erdfahl, Julius von Dreieiſen, Fähnrich bei den Garde-Grenadieren. Der Chirurgus hatte die knappe Uniform gelüftet und rieb die Heldenſchläfe mit wohlriechendem Waſſer, während Eliſe ihre Sorgen erſchrocken zwiſchen der Tante und dem Geliebten theilte. Einen ſcharfen Blick ließ Joſeph über den gefallenen Krieger gleiten und trat alsdann, tief aufſeufzend, zu ſeiner Geheilten.

Sabine erkrankte an den Folgen der glücklichen Operation nicht ohne Gefahr; man zitterte für ihr Leben, das in ſeinen zarteſten Fäden angegriffen war. Joſeph wich nicht von ihrer Seite, und es war ein rührendes Bild, wenn die zwei Menſchen, die ſich im Frühling Liebe und Treue geſchworen, endlich im ſpäten, verwelkenden Herbſte das heilige Gelübde auslöſen konnten. Aber in beiden Seelen war die mühſam und allmählich wieder erkämpfte Ruhe neuen Erſchütterungen gewichen. Beſonders ſchien es, als ob Sabine im Geheimen eine Beſorgniß und einen leiſe nagenden Kummer hege, der ihrer Geneſung neue Hinderniſſe in den Weg ſchob. Die Kinder, Julius und Eliſe, ſuchten vergeblich den Grund dieſes Seelenleidens zu erforſchen. Nur Joſeph, der mit geübtem Auge jede Regung der Dulderin beobachtete, errieth, was den Frieden ihres Herzens getrübt hatte. Es war das Licht, das er ihr wiedergegeben, jener entfeſſelte und entwölkte Sinn, der durch den erſten ſeiner neuen Eindrücke ſie, ſtatt glücklich, unglücklich machte. Ihr Auge hatte Joſeph eine Sekunde lang geſehen; er mußte es geweſen ſein, weil er noch die Nadel in der Hand hielt, und nur daran hatte ſie ihn erkannt, nicht an dem Angeſichte, das ſie wie ein fremdes, unbekanntes gemahnte, noch an der ganz veränderten Geſtalt. Die Täuſchungen, mit denen ſie ſich die Nacht ihrer Blindheit ausgeſchmückt, zerrannen bei dem erſten, wohl- und wehthuenden Lichtſtrahl. Sabine

war aus einem Traume aufgeſchreckt; ſie erwachte, ſah ſich um und ward inne, daß alles um ſie anders geworden ſei, alt, fremd, todt — ſogar das Bild, das unverrückt und wandellos vor ihr geſtanden hatte, von den Lichtern ihrer Jugendliebe magiſch verklärt. Sie hatte lange, lange geſchlafen; warum mußteſt Du ſie wecken, Unſeliger?

So fragte ſich Joſeph ſelbſt, wenn er deutlich in der Seele ſeiner Geretteten las. Er wurde durch dieſe Entdeckung im innerſten Leben vernichtet und glaubte, von Neuem die Wirkungen des Fluches zu erfahren, von dem ſeine Schritte allüberall begleitet waren. Wohin er kam, hatte ſeine Hand Gutes gethan, geholfen, geheilt; und hier, da es das Wohl eines Weſens galt, das ihm theurer als ſeine Wiſſenſchaft, verwandelte ſich der Segen derſelben in Unheil, und ſeine Rechte ſchlug neue Wunden, ſtatt die alten tröſtlich zu ſchließen.

Unter ſolchen Gedanken ſchlich er eines Abends gebeugt und rathlos unter Sabinens Fenſtern umher. Der matte Schimmer ihrer Krankenlampe ſtahl ſich in ſpärlichen und trüben Strahlen durch die grünen Gardinen, und die tiefe Stille, welche in dem Hauſe herrſchte, erinnerte ihn ſammt jenem bleichen Scheine an die Nähe des furchtbaren Engels, der noch immer über ihrem geliebten Haupte ſchwebte. Die ſpäte Wanderung mit dem unheimlichen Blicke auf die Krankenſtube reifte in Joſephs Gemüth den Entſchluß, wieder zu fliehen, ſobald er Sabinen dem Leben ſicher wiedergegeben. Er verzweifelte an ſeiner Kunſt und an ſich ſelbſt. Was ſollte er mit dieſem Unfrieden in ihrer Nähe? Was überhaupt an

einem Orte, der ihm auf jedem Schritt den Gedanken an alle Unbill höhniſch entgegenwarf? Fort, fort!

Sabine fand bei ihrer Rückkehr zum Lichte alles verändert, alles veraltet; Joſeph meinte, er ſei nur eine Woche fern geweſen, wenn er ſich ſeine Umgebungen ruhiger und genauer anſah. Da ſtarrten ihm noch von allen Seiten die alten Vorurtheile entgegen, da dehnte ſich, wie ehemals, unabſehbar und eintönig, jene troſtloſe Wüſtenei der Geſellſchaft voll wiederkäuender Thiere und verkrüppelter, farb- und duftloſer Kriechpflanzen, da zog ſie noch immer platt und ſtaubig hin in den nämlichen, treu wiederholten Windungen, die verhaßte Straße der alltäglichen Gewohnheit, des beſchränkten, kleinlichen Krämergeiſtes, der engen Spießbürgerlichkeit — —

Ihn ergriff unendlicher Ekel, und ſeine Sehnſucht zog ihn von Neuem in andere Weltgegenden, wo Niemand ihn kannte, Niemand nach ihm fragte, Niemand ihn haßte, Niemand ihn belog. — Fort, Du armer Ahasverus!

Um den Entſchluß ſeiner zweiten Flucht auszuführen, mußte er Sabinens völlige Wiederherſtellung abwarten. Seine Kunſt und Eliſens kindliche Pflege beendigten dieſelbe nach dem angſtvollen und gefährlichen Zwiſchenſpiele vier ſchwerer Wochen. Der volle Frühling zog gerade in's Land, und es war ein heller, läutender, ruhiger Sonntags-Morgen — im Kalender ſtand bedeutſam der Name „Oculi" — an dem Sabine die geheilten Augen wieder öffnen und ihr Schmerzenslager verlaſſen ſollte.

Eliſe hatte für dieſen Feſttag das Erkerzimmer mit

friſchen Blumen geſchmückt, und Julius kam in funkelnder Uniform, ſchön und blühend, wie der heranwachſende Krieges-Gott, um ſeine Theilnahme an demſelben durch ein zierliches und wohlgemeintes Gedicht, das er der Tante überreichen wollte, perſönlich zu bethätigen. Um elf Uhr erſchien der mit Herzklopfen erwartete Freund, welcher Sabinen die Binde abnehmen ſollte. Er that's mit zitternden Fingern; ſein Arm führte die Schwankende ſanft in ihren Lehnſtuhl, die Hülle ſank und ein voller, herrlicher Tag leuchtete in das erſchütterte Herz der Jungfrau hinein.

„Sie ſind geneſen!“ ſagte Joſeph tief bewegt und blickte in die himmelblauen Augen, deren Farbe ihm ungetrübt und in alter Friſche aus dem weißen, verwelkten Antlitz entgegenlachte. Und Sabine ſank ſchwindelnd an ſeine Bruſt, während Julius und Eliſe mit verſchlungenen Armen jubelnd zu den Füßen der Tante ſtürzten.

Nach und nach verkühlte der Rauſch der erſten, heftigen Bewegung. Sabine ſtand mit gefalteten Händen am Fenſter und blickte hinaus in den goldenen Morgen, wo andächtige Menſchen aus der Kirche gegangen kamen, und prächtige Karroſſen dahinrollten; aber lieber als dieſer fremde Tumult war ihr das Stückchen blauen Himmels und duftiger Berge, welche über dem Haufen Dächer und dem wimmelnden Sandplatze zu ihren Füßen herüber ragten. Aus ihren Augen tropften heiße Thränen, und durch dieſelben ſchaute ſie ihren Retter dankbar, aber mit tiefer Wehmuth an.

Zuletzt ſuchte ſie, gezwungen lächelnd, nach einem

Spiegel. „Ich kenne mich ja ſelbſt noch nicht," ſagte ſie, „nun ich Euch, Ihr Lieben, alle deutlich wiedergeſehen." Joſeph hatte das gefährliche Glas entfernen laſſen; aber als Sabine kopfſchüttelnd ſeine Beſorgniſſe zur Ruhe geſprochen, führte er ſie ſelbſt vor daſſelbe und hielt ſie mit dem rechten Arme feſt umſchlungen, während ſie einen langen, lautloſen Blick auf die Fläche richtete. Welch' ein Bild!

Zwei verblühte Geſtalten hielten ſich umſchlungen, zwei bleiche Geſichter ſahen einander faſt wie fremd an, zwei ergraute Häupter ſenkten ſich ſchweigend und ermattet auf die Bruſt. Sie betrachtete ihre eigne Figur: eine Matrone in weißem Morgen-Anzug mit bleichen und gefurchten Wangen, mit zitternden Knieen und ſchwerer Stirne. Sie betrachtete die ſeinige: ein gebeugter Greis, auf deſſen ſteinernen Zügen die Leidenſchaft ihre ſchwerſten Worte eingegraben hatte. Und wie ſtanden dieſe beiden Menſchen, die ihr jetzt wie Schatten vorkamen, damals neben einander, als ſie dieſelben (oder nicht dieſelben? zweifelte ſie beinahe) zum letzten Male geſehen!?

Sabine konnte den Eindruck des Doppelbildes nicht ertragen; ſie verhüllte das Geſicht bebend mit beiden Händen und innig an die Bruſt ihres Freundes gelehnt, ſagte ſie leiſe und langſam zu ihm hinauf:

„Selig ſind, die da nicht ſehen!"

Darauf wandte Joſeph, ſtatt der Antwort, ſich und ſie ſanft um und zeigte ohne Worte auf ein anderes Doppelbild, auf Eliſen und Julius, die küſſend und in wechſelſeitigem Anſchauen ſelig verloren auf der Schwelle

ſtanden. Die Tante verſtand, was Joſeph hatte ſagen wollen; ſie winkte die Ueberraſchten lächelnd zu ſich heran, und als Eliſe das erglühte Geſicht verſchämt an ihrer Bruſt verſtecken wollte, hob ſie es liebkoſend an dem roſigen Kinn zu ſich hinauf und legte die freudig Betroffene ſegnend unter Thränen und Lächeln in die Arme des entzückten Bräutigams.

So verſchwand eine Stunde den Vereinten wie ein Traum, und am Ende derſelben wand Joſeph, um die junge, zarte Kraft zu ſchonen, die Binde wiederum über Sabinens Augen. Wie nun die alte Nacht abermals über ſie gekommen war, faſt wie eine liebe Freundin von ihr empfangen und gehegt, da konnte ſie alles, was ſie auf dem Herzen hatte, dem Geliebten bekennen; denn die Scheidewand des Sinnes ſtand nicht mehr zwiſchen ihnen, und wenn Joſeph mit der geliebten Stimme zu ihr redete oder ihre Hand zärtlich in die ſeine ſchloß, dann gelang es ihr zuweilen ſogar, ſich auf Augenblicke wieder in die alte, beſeligende Täuſchung der Blindheit einzuwiegen. Da ergoſſen ſich die beiden Herzen einander in langem, innigem Zwieſprach, und zum Ende deſſelben ſagte Sabine gerührt zu Joſeph: Thuen Sie nun, wie Sie wollen, Sie Theurer! Bleiben Sie, oder ziehen Sie, was Sie glücklicher und ruhiger macht! Nur das vergeſſen Sie nun und nimmermehr, daß hier ein Herz ſchlägt, wenn auch in matten und verkühlten Pulſen, an dem der arme Ahasver ſeine Heimath nie vermiſſen ſoll! —

Endlich, wie der Frühling abgeblüht und Sabinens Heilung vollendet war, brach Joſeph auf. Eliſe blickte

ihm ſchluchzend nach, als er, von ihrem Julius geleitet, die Straße zum letzten Male hinunterſchritt, vom fernſten Ende mit Hut und Tuch zu den Frauen hinaufgrüßend. Nachdem die Beiden an der Ecke verſchwunden waren, trat Sabine ſtill vom Fenſter zurück, ſetzte ſich in ihren Lehnſtuhl, und mit den blauen Augen vor ſich hinſtarrend, wiederholte ſie aus tiefſter Bruſt: „Selig ſind, die da nicht ſehen!“

Nachbar-Kinder.

1.

Ein angenehmeres Haus, als das des Banquier Lobau, gab es in Prag nicht, vielleicht nicht im ganzen alterthümlichen Königreiche der Libuſſa. Seine Tafel und ſein Salon ſtanden Einheimiſchen und Fremden offen; man aß vortrefflich, trank noch beſſer, die Unterhaltung war zwanglos, das Silber ächt und gediegen, die Gaſtfreiheit unbeſchränkt. Wie mancher Tellerlecker hatte nicht ſchon, als er die glatte Schwelle hinter ſich wußte, die Zunge herausgeſtreckt hinter dem Rücken der guten Leute, welche es ſo gern den adligen Herrſchaften von der Kleinſeite an feiner Sitte gleich thun wollten und an feiner Küche ſie ohne allen Zweifel ſogar überboten! Wie mancher reiſende Künſtler oder Schriftſteller verließ ſein tägliches Couvert bei Lobau's nur, um in der nächſten Zeitung einen komiſchen Artikel über die dicke Hausfrau loszulaſſen, welche ſich um das Leben gern Frau Baronin heißen ließ, obwohl ſie noch nicht einmal geadelt war, oder um den ehrlichen Hausherrn zu copiren, der mit der Zunge anſtieß und zuweilen in lächerlicher Zerſtreuung vom Comptoir in den Salon geſtürzt kam, die naſſe Feder noch hinter dem Ohr tragend! Das iſt ſo der Dank für ein offenes Haus, wie man es in der Welt heißt.

Nun war es aber in der That artig anzuſehen, wenn der würdige Banquier Abends acht Uhr mit einem Wachsſtock auf langer Stange in den Zimmern umherſchoß, um die Kerzen eigenhändig anzuzünden, was die verwünſchten Domeſtiken niemals zur rechten Zeit thun, ſondern immer eher, als es nöthig iſt. Seine Ehehälfte rannte, einen heißen Eiſenlöffel in der Rechten, hinter ihm drein und ſchüttete Arabiens flüſſige Wohlgerüche auf das glühende Blech, um ihrem Appartement den rechten Comme il faut-Geruch mitzutheilen. Am Schluſſe dieſer beiden Operationen ließen Beide zugleich das Dienſtperſonal Revue paſſiren, ob die Schleifen und Kniebänder der Livrée auch richtig ſäßen, und die weißen Cravatten ordentlich gebunden wären. „Anton, Er geht an die Thür und empfängt, Mamſell hat den Thee unter ſich, den Jakob umherpräſentirt, Michel das Gefrorene und die Kuchen, und hernach leuchtet der Anton wieder mit der Fackel hinab und empfängt die Trinkgelder. Alle Trinkgelder ſind gemeinſchaftlich, Kinder, Ihr wißt es. Nun an Euren Poſten!“ So ſchaffte die würdige Hausfrau und eilte ſelbſt noch einmal in das Allerheiligſte ihres Schlafgemachs, um mit der Puderquaſte ihrem vor Aufregung und Arbeit glühenden Angeſichte eine kühle, blaſſe, vornehme Hautfarbe aufzutragen.

Man hätte denken ſollen, daß Zeit und Gewohnheit alle dieſe Mühſale der Gaſtfreundlichkeit erleichterten und wohl gar aufhöben. Aber beileibe nicht. Wer nun einmal nicht geboren iſt innerhalb der chineſiſchen Mauer, Mode, Form oder Ton genannt, dem wird lebenslang ihre Ueberſteigung eine Laſt und ein Zwang dünken.

Der gute Banquier ſchrieb ſeine Wechſel auf Tauſende viel leichter als eine kleine Einladungskarte, und ſeine Frau, trotz vieljähriger Uebung und ſtrengſter Befliſſenheit, gelangte dennoch niemals dahin, ihre Bedienten mit einem Blicke zu regieren, ſtatt mit vielen Worten, wie ſie ſich auch des lieben, hausfraulichen Nöthigens bei ihren Gäſten nur mit peinlichſter Selbſtüberwindung enthielt. Dennoch war es dem Ehepaare ein ſteter Kitzel, recht viel Welt bei ſich zu ſehen, wo möglich mit glänzenden Namen zu prunken und in dem Vergnügen fremder Leute, das für ſie mit vieler Plage und Sorge legirt war, im Schweiße des Angeſichtes ihr eigenes Vergnügen zu genießen.

Der geſellige Ruf des Lobau'ſchen Hauſes erreichte ſeinen höchſten Gipfel zu der Zeit, da der einzige Sohn Ferdinand zurückkehrte, der Erbe eines bedeutenden Reichthums und ein junger Mann von wirklich einnehmender Perſönlichkeit. Er war kaum vierundzwanzig Jahre alt und ſchon hatte er in Sprüngen und Sätzen eine Lebensreiſe durchgemacht, wozu bei einem gewöhnlichen Menſchenkinde die doppelte Dauer nicht würde hingereicht haben. Sein Vater beſtimmte ihn anfangs für das Geſchäft, wie der Kunſtausdruck lautet; er ſollte die Firma Lobau fortſetzen. Allein auf Ferdinands Klage fand erſt die Mama und ſpäter auch der Hausarzt, daß Rechnen und Schreiben der Geſundheit des jungen Herrn nachtheilig ſei. Danach ward er auf das Studiren angewieſen; er beſuchte Univerſitäten in Prag, in Wien, in Padua, und ſtellte ſeine durch die ſitzende Lebensart des Kaufmanns bedrohete Körperconſtitution dergeſtalt wieder her, daß ihm nach

den Anſtrengungen des Studiums die Erholung auf Reiſen empfohlen werden mußte. Von mehrjährigen Irrfahrten und Ritterzügen ruhete er dann endlich im Militärdienſte aus; Ferdinand zog die glänzende Huſaren-Uniform an und eroberte dadurch nicht nur vollends das Herz ſeiner Mutter, — dieſes gehörte längſt ihm, — ſondern auch das des Vaters, welcher von jeher, obgleich ein Mann des Friedens, nichts lieber ſah, als ſchimmernde Uniformen und federbuſchige Czakos. Der junge Lobau wanderte in die Garniſon ſeines Regiments aus, und von nun an hörten die Aeltern nur in jenen regelmäßigen, glücklicher Weiſe nicht übertriebenen langen Zwiſchenräumen von ihm, wo er anzeigte, daß er abermals einen Wechſel auf cher papa abgegeben habe und ſich, den zehrſüchtigen Geldbeutel abgerechnet, vollkommen wohl befinde.

Ferdinand war kein Wüſtling, nicht einmal ein leichtſinniger oder eitler Menſch. In ſeiner Natur ſteckte der edelſte Kern, nur war die Schale zu weich, welche das Geſchick von der Stunde ſeiner Geburt an um den Kern gelegt. Hätte er arbeiten müſſen, entbehren, kämpfen: er wäre ein Mann geworden. Der Genuß, zu dem er vorher beſtimmt war, verweichlichte ihn, obgleich er ihn nicht verdarb. Um ein gutes Theil beſſer als Viele ſeines Gleichen, ſetzte er eine falſche Ehre darein, ſchlechter zu ſcheinen. Er ſprach von Pferden, Hunden und Dirnen, weil er nichts Anderes um ſich reden hörte, allein er dachte andere, höhere und beſſere Dinge. Sein Geiſt war friſch, ſein Herz rein geblieben; in beiden lag eine geheime

Triebfeder, die raſtlos fortſchwang und ein mächtiges Gegengift wider äußere Infectionen: die Liebe.

Nach dreijähriger Abweſenheit kam Ferdinand zu einem kurzen Beſuche nach Prag zurück. Die Zeit ſeines Urlaubs ſollte ein Feſt ſein, nicht nur für die ſtolze Mutter und den glücklichen Vater, ſondern auch in dem ganzen Kreiſe ihrer Hausfreunde und Bekannten. Mutter Lobau fühlte wohl, daß mit dem glänzenden Geſtirn ihres Ferdinand eine ganz neue Aera für ihre ſociale Stellung, — dies war ein Lieblingsausdruck von ihr, — aufgehen werde. Er hatte alles, was ihr und ihrem Manne abging, wonach ſie, wie ſie tief empfand, immer noch vergeblich trachteten: die Leichtigkeit vornehmer Umgangsformen, den natürlichen Takt, welchem alles wohl anſteht, und dazu ein kräftiges, offenes, hübſches Geſicht, gebräunt von der Sonne eines Herbſtmanoeuvres, eine Geſtalt, welcher das knappe, ſchimmernde Reiterkleid wie angegoſſen ließ, eine Fülle der ſchönſten Haare um Kopf und Lippe, Pferde und Hunde der ächteſten Racen, kurz, wie der Banquier ſagte, alles, was den Cavalier ausmacht. Man muß Oeſterreich kennen, um dieſen Begriff in ſeinem ganzen Umfange, ſeiner ſpecifiſchen Bedeutung zu ſchätzen.

Herr Lobau beſaß ein Landgut, oder wie er es mit beſcheidenem Stolze nannte, ein Sommerhaus, hart an der Moldau gelegen, mit einem reichen Parke umgeben, aus einem im Verfall noch geſchmackvollen Ritterſitz umgewandelt in eine prunkvolle, nagelneue Bürgerwohnung. Der Garten war mit Gewächshäuſern, Pavillons, Glorietten, Statuen und Büſten ſo überfüllt, daß für die Menſchen darin kaum noch Raum blieb; wo ſonſt ein

großer Weiher lag, da hatte man jetzt einen kleinen See mit einer künſtlichen Inſel und einem Maulwurfshügel, „Berg“ genannt, angebracht, die Bibliothek war zum Speiſeſaal geworden, die große gothiſche Halle zum Rococo-Salon. Gegen den Fluß hin, welcher ehedem frei und offen an den Büſchen des Parks hinſchoß, war eine Mauer aufgeführt und auf der Höhe ein chineſiſcher Tempel angebracht worden, Belvedere getauft wegen ſeiner ſchönen Ausſicht. Das Haus war innerlich umgebaut, neu angeſtrichen und von allem Zierath des Vergangenen nur Eines geblieben: das Wappen des früheren Beſitzers, in Stein über dem Thorweg ausgehauen. Herr Lobau fuhr unter der neunzackigen Grafenkrone niemals hinweg, ohne ſo eigenthümlich vor ſich hinzulächeln, daß ein Phyſiognom unentſchloſſen zwiſchen dem Prädicat der Schadenfreude und des Neides geſchwankt haben würde.

Auf dieſem Landgute, welches Frau Lobau nach ihrem Namen Katharinenclauſe benamſet hatte, ſollte für den heimgekehrten Sohn das erſte Willkommfeſt gefeiert werden, aber in einer Art, wie die Leute noch nie gehört hätten und von der ſie noch in Jahr und Tag reden würden. Eine gewöhnliche Abendgeſellſchaft, ein Ball, ein Concert, ein Liebhabertheater ward für ſolchen Zweck nicht ausreichend befunden; etwas ganz Neues müßte es ſein, meinte die Hausfrau, etwas Außerordentliches, etwas Herrſchaftliches, denn das war ihr höchſtes Ideal. Sie erinnerte ſich an die Beſchreibung von allerlei Feſtlichkeiten, womit heimkehrende Fürſten und ruhmgekrönte Siegeshelden empfangen wurden. Das „Volk“ ſollte alſo auch dabei thätig ſein; nach ihrem ſouveränen Begriffe

lag viel mehr vornehmer Ton darin, ſich vom Volke beluſtigen zu laſſen, als die Mühe ſelbſt zu übernehmen. Ihr Volk beſtand nun freilich blos aus einigen Pächtern, Häuslern, Gärtnerburſchen, Hausmägden, Stallknechten; indeſſen, Noth iſt die Mutter der Künſte, und ſo ließ ſich auch mit ſolchen Statiſten ein Haupt- und Staatsact in Scene ſetzen, welcher ja um ſo wirkſamer, je natürlicher er ausfiel. Sie beredete alſo die Herren Comptoiriſten ihres Gemahls, für den großen Tag aus ihren Schreibärmeln in die kleidſame böhmiſche Bauerntracht zu ſchlüpfen, um in dieſer Verkleidung mit den beiden Töchtern des Gärtners und zwei Dorfſchönheiten der Nachbarſchaft eine Polka zu vier Paaren aufzuführen. Der Fiſcher, welcher ihre Küche verſah, wurde mit einigen Kameraden zu einem Schifferſtechen auf der Moldau geworben. Die Schuljugend des zu dem Gute gehörigen Dorfes ſtudirte lange vorher Sacklaufen und Kletterbaum ein. Sogar ein allerliebſtes kleines Scheibenſchießen im Tyroler Schützen-Anzug konnte veranſtaltet werden. Zum Schluſſe brillantes Kunſtfeuerwerk und Tanz des Volkes im Freien unter einem Zelte und der eingeladenen Gäſte im Landhauſe. Ueber dem Portal ein F in Brillantfeuer, das die Grafenkrone verdunkeln ſollte, ſie aber nur deſto heller beleuchtete.

Ein warmer, freundlicher Septembertag begünſtigte die große Unternehmung ſichtlich. Frau Lobau war ſchon um fünf Uhr früh auf, — auf und davon, aus einem Zimmer in's andere, vom Zelt zum Feuerwerk, von der Küche, wo ſie mit eigenen Augen nach allen Gerichten ſah, zum Scheibenſtand, um mit eigenen

Füßen die Entfernung abzumeſſen und den jungen Zielbuben anzuweiſen, wie er ſich wahrhalten müſſe, um möglicher Weiſe nicht getroffen zu werden von den ungeübten Schützen. Alles war in beſter Ordnung; nicht ein Zufall ſtörte, nicht ein Unglück, wie die Sprache der Hausfrauen es nennt, außer etwa, daß die ſteigende, faſt ſommerliche Sonnenhitze die idylliſche Milch gerinnen machte und die unter künſtlichen Felſen angebrachte Eisgrube am Ende des Gartens in eine Ciſterne verwandelte. Herr Lobau war noch in der Stadt; er ſollte mit den National-Böhmen erſt gegen Mittag herauskommen, wo das Feſt mit einem Frühſtücke, — nicht doch, mit einem déjeuner dinatoire, ſeinen Anfang nahm. Früher konnte er, ſelbſt für dieſe Gelegenheit, dem Comptoir und dem Correſpondenzbuche ſich nicht entziehen; aber mit dem Glockenſchlage Zwölf ſtellte er — wohl zu merken, nur für heute! — ſeine Zahlungen ein. Die Sackläufer und Baumkletterer naſchten einſtweilen von den Töpfen der glücklich erſpäheten Speiſekammer, und die Gärtnermädchen plünderten die Beete, welche ihr Vater mit ſo vieler Mühe gehegt und gepflegt hatte.

Ferdinand begegnete in der Vorhalle des Hauſes der mit Blumen und Guirlanden beladenen Mutter; ſie wollte eben die Oleander auf den Treppen ordnen und Anweiſung geben, wo die Gewinde am zweckmäßigſten anzubringen ſeien, um den Gäſten gleich in die Augen, gelegentlich auch wohl auf den Kopf zu fallen. Mit der liebenswürdigen Unart eines verzogenen Söhnleins umhalſte er die gute Frau und warf mit ſeinen Sporen ein Paar der ſchönſten Topfgewächſe um. „Nicht böſe ſein,

Mutter Flora," ſchmeichelte er, „Ihre Spenden reichen mir gerade zu einem allerliebſten Morgenſträußlein hin." Er riß haſtig einige Blüthen und Blätter zuſammen und wollte mit einer Kußhand hinauseilen.

„Aber, Ferdinand," fragte die Mama hinterdrein, „wohin denn ſo eilig und ſo früh am Tage?"

„Wohin anders, als zur Nachbarin? Ich bin mit ihr um elf oder zwölf zurück. Gewiß, Mutterl!"

„Bedenkſt Du auch," war die viel ernſthaftere Nachrede, „daß Du um den Oberſten und ſeine Tochter Dich nicht ſo viel ſorgen ſollteſt? Sohn, Sohn, nimm Dich vor den ſchönen Augen des Burgfräuleins in Acht! Du weißt, dieſe Nachbarn ſind ſtolz wie die Pfauen, und arm wie die Kirchenmäuſe."

„Ich will ja kein Geld von ihnen und keine Gunſt. Behüt' Gott, Mutter."

Fort war er. In einer Secunde darauf hörte ihn die mit gerunzelter Stirn nachblickende Mutter längs der Gartenmauer dahinſprengen auf dem ſandigen Wege nach Rybnikberg. In dem alten, verfallenden Schlößchen, das, kaum eine Stunde von Katharinenklauſe entfernt, von mäßiger Anhöhe in's Moldauthal herniederblickte, ſaß der Magnet, welcher den jungen Kriegesmann ſo mächtig anzog, Renata, das ſchöne Töchterlein des alten, podagriſchen, invaliden Oberſten von Rybnik. Die Gärten der Eltern grenzten aneinander; ſo hatten die Kinder ſich bald im Spiele und im Ernſte zuſammengefunden. Was kümmerte es Ferdinand, wenn ihn der Vater nur ungern aus den wohlgehaltenen, ſauberen Pfaden ſeines Gartens in die vernachläſſigte, grün wuchernde Wildniß

des Nachbarparks ſpringen ſah? Was fragte Renata nach den unzufriedenen Blicken, womit der Oberſt aus ſeinem Erkerfenſter in den Hof hernieder drohete, wenn ſie mit dem Kaufmannsſohne Feder-Ball ſchlug und ſich haſchte? Beide waren ihrer Eltern Einzige und Lieblinge, und der Knabe beherrſchte den ſchwachen Banquier am Ende nicht weniger, als das Mädchen den ſtrengen Soldaten. Außerdem waren die beiden Väter, der eine im Geſchäft, der andere im Müßiggang ſo ganz und gar aufgegangen, daß ſie ſich um ihr Nächſtes kaum noch umſahen. Der alte Rybnik, wie Frau Lobau richtig ſagte, ein eben ſo ſtolzer als armer Mann, hatte im Laufe ſeines Lebens trübe und ſchmerzliche Erfahrungen gemacht und deshalb von aller Welt ſich zurückgezogen auf ſein kleines Erbe, wo er von keiner Geſellſchaft mehr wiſſen wollte, als von der ſeiner Tochter. Abſtammend aus einer der älteſten Familien des böhmiſchen Adels, und verwandt mit deſſen reichſten, angeſehenſten Mitgliedern, hatte er durch eine frühe Heirath aus Neigung, die nach den Begriffen der Welt eine Mißheirath war, ſich von ſeinem Stande und von der allein als Geſellſchaft gelten wollenden Welt losgeſagt. Als Soldat ſetzte er ſein baares Vermögen im Kriege zu, ohne im Frieden, wenigſtens nach ſeinen Anſprüchen und Erwartungen, genügend entſchädigt zu werden. Als er ſich, gekränkt und verlaſſen von allen Seiten, aus einer Laufbahn zurückzog, welche ihn und ſeine Gemahlin nur unglücklich gemacht hatte, folgte ihm in die Einöde der kleinen Beſitzung, des Einzigen, was ihm geblieben war, noch allerlei böſe Nachrede. Was Wunder, daß er voll Grimm und Bitterkeit mit aller

Welt brach und ſich, den Letzten ſeines Stammes, in ſeiner Väter Haus einſam zu begraben dachte? Frau von Rybnik, ein zartes, ſchwaches Weib, fortwährend gebeugt unter der furchtbaren Empfindung, die unſchuldige Urſache von ihres Mannes verfehltem Leben zu ſein, erlag, nachdem ſie ihm ſpät noch ein Töchterlein gegeben hatte. Auf Renata's Haupte ſammelte ſich denn aller Schatz von Liebe und Zärtlichkeit, deren das alte, vielverwundete Herz ihres Vaters ſo fähig als bedürftig war. Deſſenungeachtet, vielleicht gerade deswegen gelang ihm die Erziehung des wunderbar ſchönen Kindes nur in ſo weit, als ihre eigene vortreffliche Natur, unabhängig von ſeiner Nachgiebigkeit, ſich aus und durch ſich ſelbſt entwickelte. Von Herzen gut, ward Renata doch auch von Herzen eigenſinnig. Der geringe Umgang, den ſie pflegen konnte, diente nicht dazu, ſie auf das Leben vorzubereiten. Von ihrem achten Jahre an war Ferdinand ihr täglicher Spielkamerad. Das blieb ſo, bis er auf Univerſitäten und Reiſen ging, blieb auch, wenn er zu Beſuchen heimkehrte, welche faſt eben ſo lang in Rybnikberg, als im elterlichen Hauſe weilten, blieb endlich, obwohl aus den Kindern Leute geworden waren, wie ſie ſelbſt mit geheimem Erſtaunen wahrnahmen, als Ferdinand nach dreijähriger Abweſenheit wieder einmal vorſprach. Er zählte vierundzwanzig Jahre, während erſt ſiebenzehn Lenze Renata's Schönheit zur vollen Blüthe entfaltet hatten. Die erſte Jugend lag hinter ihnen. Aber wie die Wirkung von kindlichen oder kindiſchen Träumereien oft durch ein ganzes Leben geht, namentlich wenn die Abgeſchiedenheit des Landes dem Traume Nahrung, dem Spiele Dauer

verleiht, ſo wußte Ferdinand noch nicht, was Liebe ſei, als er ſie für Renata ſchon empfand. Erſt da er in die Welt hinaustrat, durch jede Frauengeſtalt die ſeiner Geſpielin erblickend, erſt da ward er ſich wohl klar über ſein Gefühl und ließ es, unbekümmert, wie Geſunde und Glückliche überhaupt ſind, in ſich aufwachſen und gedeihen, ohne noch nach irgend einer Frucht zu begehren. Was Renata anging, ſo kam ſie aus der immer gleichen Sorgloſigkeit und Unbefangenheit ihm gegenüber nicht heraus. Ihr von Natur leichtes, heiteres Temperament war unter der nachſichtigen Hand des Vaters unmerklich mehr und mehr in die Oberfläche gegangen. Sie ſuchte kaum etwas Anderes als Unterhaltung, und dieſe fand ſie im reichen Maße bei Ferdinand; darum ließ ſie ihn und ſich gewähren.

Es braucht nicht ausdrücklich bemerkt zu werden, daß ſie die Königin des Feſtes war, zu welchem Ferdinand ſie und ihren Vater abgeholt hatte. Und welches Feſt war das! Ein ganzer Feſttag vielmehr! Alles ging in der That auf's Glücklichſte und Herrlichſte ab, ein Paar Kleinigkeiten nicht zu rechnen, daß die Comptoiriſten betrunken auf den Tanzplatz kamen, die Schützen einen Lieblingshund des Oberſten in's Vorderbein ſchoſſen, weil er hundert Schritte von der Scheibe entfernt vorbei lief, und daß die Jugend beim Hahnenſchlag mit unendlicher Wuth auf ſich los droſch, ſtatt auf das unglückliche Schlachtopfer ihrer Kunſtfertigkeit. Frühſtück, Spaziergang im Park, Fahrten auf dem See, ſogar das ſpäte Mittagsmahl im Freien und der Kaffee im Pavillon waren vorüber, alles vom treueſten Sommerwetter

begünſtigt. Gegend Abend ſollte der Tanz angehen und als Intermezzo das Kunſtfeuerwerk vom Balcon des großen Saales genoſſen werden.

Renata trat an Ferdinand's Arm zum erſten Walzer an. „Welch' ein göttlicher Tag!“ rief ſie nach der erſten Tour entzückt aus, und die Freude leuchtete von ihren glühenden Wangen, aus den dunklen Augen und dem hellen Lächeln ihres Geſichts.

„Ich bin glücklich, wenn die Schöpferin mit ihrem Werk zufrieden iſt,“ verſetzte ihr Tänzer und drückte ſanft den Arm, der ihm einen Augenblick länger gelaſſen ward, als es der Tanz erheiſchte.

„Blos zufrieden! O, Sie ungenügſamer, hochmüthiger Menſch! Sagen Sie, daß wir im Himmel waren! Oder haben Sie in Ihrer großen Welt, auf Ihren Reiſen wirklich etwas geſehen, was dieſem Feſte glich?“

„In der That, Renata, ſie gleichen ſich alle. Einige Kerzen mehr oder weniger, ein geringer Unterſchied im Staube der Tanzzimmer oder in den Schüſſeln und Flaſchen des Mahles, ſonſt alles eins, eins und daſſelbe!“

„Sie müſſen mir noch von London, von Paris, von Wien erzählen, recht viel, alles Beſondere und Einzelne. Was war Ihnen denn von allen unzähligen und unbeſchreiblichen Vergnügungen das anziehendſte?“

„Ein Maskenball, ſollt' ich meinen. Da iſt Reiz im Geheimniß, Geſchmack im Anzug, Geiſt im Geſpräch noch am eheſten möglich. Ich möchte Sie in einer Phantaſietracht ſehen, Fräulein Renata; wie würden Sie ausſchauen, wie namenlos ſchön und gebietend!“

„Wer weiß, Schmeichler? Vielleicht entſtellte mich eine ſolche Verkleidung, und dann würde ich Ihnen nicht einmal mehr wie jetzt gefallen!“

„Nicht einmal! Auf Ehre, Renata, es gehörte eine ganz unmögliche Veränderung dazu, um ſolch' einen Eindruck auf mich zu machen. Freilich, wenn mit dem Aeußeren auch das Innere bei Ihnen ausgewechſelt würde!“

„Nicht für Sie, Ferdinand, gewiß nicht, nun und nimmer. Nein, glauben Sie das nicht. Wenn Sie mich einmal unter einer Maske ſehen, dürfen Sie überzeugt ſein, ſie verſteckt Ihnen nur mein Geſicht, nicht mein Herz.“

Dankbar und begeiſtert wollte der Ueberglückliche ihre Hand küſſen; ſie zog ſie zurück, weil ſie einem finſtern Blicke des Vaters begegnete. Aber eben begann die Muſik eines jener verführeriſchen, ſchmelzenden, hinreißenden Walzer-Trios von Strauß. Der Tänzer ſchloß die Tänzerin ſo feſt in ſeine Arme, daß ſein Hauch ihre Stirn berührte und durch ihre aufgelöſten Locken wehete; ein heißes Geflüſter in ihr Ohr, und dort wirbelten ſie hin, wie ein Paar Unſterbliche in ewiger Jugend und Freude, von einer roſigen Wolke gewiegt.

2.

Vielleicht tagte es am Abend des Feſtes vor den Augen des Oberſten von Rybnik. Wenige Zeit nachher pfiff er nämlich eines ſchönen Morgens ſeinem Reitknecht,

der zugleich Kutſcher war, und befahl, die Droſchke anzuſpannen. Seine Tochter wollte ſchon Hut und Shawl ſuchen, um ihn zu begleiten; er meinte aber, er wolle nicht in Katharinenklauſe vorſprechen, ſondern blos in die Stadt fahren, um mit dem Banquier ein Geſchäft abzumachen. So ging er denn allein.

Der Oberſt war noch immer ein kräftiger, anſehnlicher Mann. Wenn er, kerzengerade daſitzend, die Zügel ſtraff in der Hand, die Peitſche kunſt- und ſchulgerecht geneigt, dahinfuhr, daß die Funken ſtoben, den Gruß eines Nachbarn freundlich, aber mit Herablaſſung erwiedernd, ſo ſah ihm Jedmänniglich auf hundert Schritte den „Cavalier“ an. Das ärgerte gerade Frau Lobau; ihre Wagen waren alle viel neuer, als die einfache Droſchke des Oberſten, ihre Livrée viel reicher geſtickt, ihr Geſchirr viel glänzender, und doch mußte ſie dem unerbittlich aufrichtigen Sohne im Stillen Recht geben, wenn er ſagte: „Mutterl, es thut's halt nicht; der alte Miſchko von Rybnikberg und ſeine zwei Ungarn ſtechen Deine Lakaien und Deine Engländer aus. Ergeben wir uns drein!“

So raſſelte der Oberſt in Prag vor dem Hauſe des Banquiers an. Herr Lobau war im Comptoir, Madame im Salon. Als höflicher Mann und weil der Schlaukopf recht gut wußte, wer Herr im Hauſe war, ließ er ſich zuerſt bei der Frau melden. Sie warf ſich in ihre Cauſeuſe, ſchlug ein Album auf und winkte herein. Im Grunde ſchmeichelte ihr der Beſuch des alten Herrn doch und ſie wußte mit vielem Vergnügen, daß Miſchko mit den beiden Ungarn unten vor dem Thorwege auf- und

niederfuhr, aller Welt zur Kunde, daß der Baron Rybnik einen langen Morgenbeſuch bei Lobau's abſtattete.

Nach den gewöhnlichen Eingängen einer derartigen Unterhaltung wünſchte unter feierlichem Räuſpern der Oberſt auch den Herrn des Hauſes hereingezogen. Es ward nach ihm geſandt; er erſchien, in der Thür geſchwind noch ſeinen grünen Schreibärmel abſtreifend und bis unter die Augen erröthend, als ihm ein ſtrenger Blick ſeiner Frau ſagte, ſie bemerke bei dem nachbarlichen Händedrucke, welchen der Oberſt mit ihm wechſelte, doch wieder einen Tintenflecken an ſeinem rechten Mittelfinger. Rybnik hub an, als man wieder Platz genommen hatte, nicht ohne ſichtliche Befangenheit: „Nun denn, werthe Nachbarn, offen herauszureden, ich muß Ihnen nur melden, wie ich es für Edelmanns Pflicht und Recht halte, daß zwiſchen unſern Kindern etwas vorgeht, wovon wir Alten auch wiſſen ſollten.“

„Nichts Unrechtes, hoff' ich, Herr Oberſt, nichts Unrechtes, wollen Sie meinen,“ verſetzte Frau Lobau.

„Beileibe nicht, gnädige Frau, ja nicht. Wie wäre meine Tochter, und gewiß auch Ihr Herr Sohn, eines Unrechten fähig? Nein, ich denke nur, es iſt da etwas im Werden, im Keime, und wir thun wohl, es an's Licht zu bringen, ehe es wächſt, uns vielleicht über den Kopf wächſt.“

Herr Lobau nickte mit dem ſeinigen, während die wackere Frau ein verdrießliches Lächeln ſchlecht maskirte.

„Die Sache iſt die,“ fuhr, ruhiger und feſter werdend, der Oberſt fort. „Die beiden jungen Leute ſcheinen eine ernſtliche Neigung für einander gefaßt zu haben. Sollen

wir als Eltern eine ſolche nähren, oder ihr wehren? Iſt es unſere Pflicht, zuzuſehen oder einzuſchreiten?“

„Ich dächte, Herr Oberſt . . .“

„Einen Augenblick, liebſte Frau Nachbarin, einen Augenblick nur. Offen und ehrlich, mein altes Soldaten-Sprichwort. Sie wiſſen, ich bin nicht reich, nicht einmal wohlhabend, und Sie ſind mehr als dies, ſehr reich ſogar.“ Hier ſchnupfte Herr Lobau aus einer kleinen hörnernen Doſe und zuckte kaufmänniſch die Achſeln. „Hingegen, — wie ſoll ich mich denn nur ausdrücken, um nicht mißverſtanden zu werden, — hingegen . . .“

„Nun, hingegen ſind Sie von altem Adel, und wir nur Bürgerliche, das weiß ja alle Welt,“ ſo platzte ungeduldig und ſchon verletzt Frau Lobau heraus.

„Ganz recht,“ verſetzte der Oberſt, mechaniſch wiederholend: „das weiß alle Welt. Aber alle Welt weiß nicht, meine gute Frau Nachbarin, was in dieſem Gegenſatze liegt, was daraus erwachſen kann. Ich habe Erfahrungen in dieſem Punkte gemacht, welche ich jedem Andern erſparen möchte, meiner Tochter und Ihrem Hauſe vor allen; Erfahrungen, die ich ſelbſt meinen Feinden nicht wünſche, und ich habe deren viele; aber hier nicht, Gottlob, bei Ihnen nicht.“

Der Banquier verſuchte gerührt die Hand des Oberſten noch einmal zu ſchütteln; ſeine Frau hatte jedoch anders beſchloſſen. Sie ſtand etwas hitzig auf und erwiderte:

„Nichts für ungut, Herr Oberſt, es ſcheint mir, Sie machen viele Worte, wo mit wenigen auszureichen iſt. Der Fall iſt wohl ein ganz einfacher. Lieben ſich unſere

Kinder wirklich und hält Ferdinand bei Ihnen um Fräulein Renata ernſtlich an, ſo wiſſen wir ja zeitig genug, woran wir ſind. Sie bringt Geburt mit, er Geld, wenn Sie mir erlauben wollen, Ihre Aeußerungen von vorhin zu wiederholen. Wie die Zeiten nun einmal geworden ſind . . .“

„Eben dieſe Zeiten, — verzeihen Sie eine neue Unterbrechung, — eben dieſe Zeiten können aber wiederum anders werden, müſſen es ſogar. Ich beſitze, wie Ihnen das Gerücht geſagt haben wird, noch einige nicht unbedeutende Anſprüche an den Staat. Mein Proceß mit der Kriegskanzlei liegt in zweiter Inſtanz den Richtern vor, und mein Anwalt ſchreibt mir noch geſtern, er ſei nicht zu verlieren. Dies und die faſt eben ſo zuverſichtliche Ausſicht auf eine reiche Erbſchaft in der Familie meiner verſtorbenen Mutter rehabilitirt mich allerdings zu einer Stellung, in welcher ich für meine Tochter gewiſſe Anſprüche machen zu dürfen glaube.“

„Ihre wahre Meinung alſo iſt, daß Ihnen Ferdinand nicht genug ſcheint als Schwiegerſohn?“

„Aber, meine liebe, raſche Frau Nachbarin, ich ſage ja das gar nicht; verſtändigen wir uns doch nur recht!“

Es folgte eine lange, peinvolle Unterredung, worin der Oberſt und Frau Lobau fortwährend disharmoniſch neben einander hergingen, indeß der gute Banquier mit obligatem Neigen oder Schütteln des Hauptes, mit einem leiſen Hüſteln oder Räuſpern, mit einem So-So, Hm-Hm, Ja-Ja ſeine blos accompagnirende Gegenwart beurkundete. Oberſt Rybnik war im Grunde ſeines Herzens gar nicht abgeneigt, zuletzt nachzugeben, jedoch nur

nach einer großen und pathetiſchen Vaterſcene, welche er ſeinem Stolze als Genugthuung ſchuldig zu ſein glaubte. Frau Lobau wollte in der kurzen und heftigen Weiſe, die bei feierlichen Anläſſen immer aus ihrer künſtlichen Ruhe durchbrach, den Knoten zerhauen, ohne jedoch die Luſt nach einer hochadeligen Schwiegertochter durchaus verſchwören zu können. Am Ende ſchloß die Verhandlung wie ſo viele diplomatiſche mit dem berühmten Status quo: es blieb beim Alten; man wollte abwarten, was die Zeit thue und das junge Pärlein ſelbſt.

Niemand war herzensfroher als der gute Banquier, da der Oberſt nach einer Glockenſtunde endlich aufbrach. Er hatte ſich ſchon heimlich vorgenommen, mit dem gewöhnlichen Kaufmannsvorwand der Poſtſtunde zu entſchlüpfen, aber der Muth verſagte ihm zu einem ſolchen Schritte. Wie erſchrak er erſt, als der Oberſt, ihn voll Herablaſſung am Arme nehmend, erklärte, er habe noch ein Wort in Geſchäften mit dem geſchätzten Herrn Nachbar zu reden. Mit ſchlecht verborgenem Zwang erwiderte er, daß ihm jedes Geſchäft mit dem Herrn Oberſten ein Vergnügen ſei, und führte ihn in kleinen, kleinen Schritten durch das Comptoir in's Allerheiligſte des Kaſſazimmers. Der Oberſt ſchloß die Thür hinter ſich und begann in leiſem, innerlich bewegtem Tone:

„Herr Lobau, ich rede ſelten von mir, noch ſeltener von meinen Geſchäften. Die wenigen Veranlaſſungen, da ich genöthigt war, es zu thun, haben mir durch die Art und Weiſe, wie ſie ausgingen, alle Luſt benommen. Es iſt bekannt, Herr Lobau, daß ich keinen Freund auf der Welt habe, keine Seele, der ich mich anvertrauen könnte,

als die kindliche meiner Tochter. Nun es jedoch den Anſchein gewinnt, als ob unſere beiderſeitigen Verhältniſſe von heute an eine andere Wendung nehmen würden, nämlich von einer bloßen nachbarlichen Bekanntſchaft zu einem nahe-verwandten, ja faſt brüderlichen Verkehr, nun fühle ich mich berechtigt, verpflichtet ſogar fühl' ich mich, Ihnen, mein lieber Herr Lobau, entgegenzukommen, wie ich noch keinem Menſchen auf Erden entgegenkam: Ich will Sie um einen Dienſt bitten!"

Der Oberſt ſank nach dieſem langen Eingang auf das Leder-Sopha hin, das in der Ecke des kleinen Zimmers ſtand. Er ſchwieg einen Augenblick, als erwarte er auf ſolche Worte eine ermuthigende Begegnung. Herr Lobau aber ahmte ſein Schweigen in tödtlichſter Verlegenheit nach. Auf dem Schreibebock vor ſeinem Pulte ſitzend, zog er abwechſelnd aus einem Loche im Polſter einige Roßhaare heraus, bald ſchleißte er ſeine längſten Gänſekiele unverantwortlich ab. Zu dieſer geiſtreich wechſelnden Zerſtreuung murmelte er nur unverſtändliche Worte, wie: „Zu viel Ehre . . . Sehr glücklich ſchätzen . . . Vertrauen erwiedere . . . Möglichſtes thun und Beſtes hoffen . . ."

„Keine Verſprechungen," fuhr ſein Beſuch fort, „ehe Sie meine Wünſche kennen. Ich haſſe Verſprechungen. Hören Sie mich erſt an und aus. Sie erinnern ſich, daß ich Ihnen heute noch von meinen Anſprüchen an die Kriegskanzlei, von meinen Hoffnungen auf Erſatz und Reſtitution ſo meiner Ehre als meines Vermögens erzählte. Ich habe ſichere Ausſicht, ganz ſichere, Herr Lobau. Nur geſtehe ich unverhohlen, daß der Proceß . . .

die Advocaten ſind ſehr theuer, ha, ha, ha . . . Vorſchüſſe verlangen ſie auch noch, und dazu kommt . . . Alle Teufel und Donnerwetter auf meinen verdammten Stolz: Lobau, ich bin arm, ganz arm in dieſem Augenblicke, auf Ehre, ich bin's, ich brauche Geld, viel Geld ſogar, ſoll ich nicht untergehen, dem Hafen nahe, — kurz und gut: zwanzigtauſend Gulden! — Oeffnen Sie das eiſerne Dings da, das wohl das Zehnfache enthält. Leihen Sie mir's, zu fünf Procent, auf fünf Jahre!"

Es iſt unmöglich, den Ausdruck zu beſchreiben, welchen Geſicht und Geſtalt des Banquiers bei dieſer Forderung annahmen. Bei dem Kernfluche des alten Soldaten fuhr derſelbe ſo entſetzt von ſeinem Schemel empor, als ſei das Donnerwetter wirklich in ihn eingeſchlagen. Das große Hauptbuch flog vom Pult herab in die eine Ecke des Zimmers und die Doſe aus der Bruſttaſche in die andere. Während er nach beiden ſich bückte, brauchte er wenigſtens den Oberſten nicht anzuſehen, und da er es nun endlich mußte, Himmel, wie fuhr er zurück vor dem verſteinernden, verzweifelten Ernſt in dem grauen Auge und auf der gerunzelten Stirn! Er ſchlug ſeine Blicke geſchwind wieder zu Boden, wo er die verſtreueten Tabakskörner zu zählen ſchien, und ſtammelte endlich:

„Allerdings iſt dieſes Begehren mir ſo neu, — mein Haus macht ſonſt nicht derartige Geſchäfte, — ich fürchte, der Herr Oberſt werden nur geringe Sicherheit zu bieten haben, da auf Ihrer Beſitzung, ſo viel ich weiß, bereits Obligationen haften."

„Ich biete die beſte Sicherheit, die meiner Ehre."

Der Banquier lächelte unwillkürlich zu dieſem Begriffe von kaufmänniſcher Verhandlung.

„Außerdem will ich mein Leben für den Betrag des gewünſchten Capitals verſichern, um Sie über einen etwaigen Todesfall zu beruhigen.“

Lobau ſaß auf Kohlen. Seine natürliche Gutmüthigkeit, ſeine Furcht vor dem Oberſten, der Wunſch, ſich ihn zum Freunde zu erhalten, hauptſächlich des eigenen Sohnes wegen, ſtritten peinlichſt mit der Erfahrung und dem Gewiſſen des Geldmannes, welcher die gänzliche Unmöglichkeit eines ſolchen Geſchäftes nur zu wohl einſah. Der Oberſt ſetzte ihm inzwiſchen noch einmal zu. „Können Sie,“ ſagte er aufſtehend, „oder vielmehr wollen Sie mir den großen Dienſt leiſten, um den ich Sie anging?“

„Herr Oberſt,“ erwiderte mit dem Muthe der Verzweiflung der in die Enge getriebene Banquier, indem er ſich ebenfalls erhob, „Herr Oberſt, Sie waren aufrichtig, laſſen Sie es mich gleichfalls ſein. So gern ich, der Himmel iſt mein Zeuge, Ihnen durch jede mögliche Bereitwilligkeit helfen möchte, ſo bedarf die Sache doch Ueberlegung.“

„Ich laſſe Ihnen fünf Minuten: Fünf Procent! Fünf Jahre! Ja oder nein?!“

„Sie müſſen ſelbſt einſehen, mein Herr Oberſt, daß eine ſolche Verhandlung ſchnurſtracks gegen alles Herkommen in unſerer kaufmänniſchen Welt läuft. Privatanleihen aus der Geſchäftskaſſe zu machen, iſt wieder alle Grundſätze meines Berufs.“

„Alſo: Nein!?“

„Jeder Sachverſtändige kann Ihnen beſtätigen, daß durch eine einzige Verhandlung ſolcher Art der Credit meiner Firma leiden muß.“

„Genug, ſchon mehr als genug,“ rief Rybnik aus. „Ich danke für den Wink. Nein, Ihre Firma und Ihr Credit ſoll durch keine Verhandlung mit mir leiden, wahrhaftig durch gar keine. Guten Morgen, Herr Lobau. Kein Wort mehr darüber, ich bitte Sie. Alles, was ich verlange, iſt, daß Sie ſchweigen über das zwiſchen uns Beiden Vorgegangene. Das werden Sie, nicht wahr?“

Er ſtürzte hinaus und knirſchte noch in der Thür: „Schweigen koſtet ja nichts, ſchweigen kann er, ſoll er, oder — —“

Der Reſt ſeines Zornausrufes verhallte unter Peitſchenknall. Seit langer Zeit hatten die Ungarn die züchtigende Hand ihres Herrn nicht ſo ſchwer und ſo unverdient empfunden. Der alte Miſchko ſchüttelte verwundert den Kopf.

3.

Obgleich in dem Verkehr der Nachbarn ſeit der erwähnten Unterredung kein augenfälliger Unterſchied bemerkbar war, ſo trug doch im Stillen der Oberſt dem Banquier ſeine abſchlägige Antwort bitterlich nach. Ihre beiden Kinder näherten ſich inzwiſchen um ſo inniger, je weiter die Eltern ſich von einander entfernten. War, was eine eigentliche Erklärung im Style der Liebe heißt, unter ihnen auch noch nicht gewechſelt worden, ſo ver-

ſtand ſie ſich gleichſam von ſelbſt; jeder Blick vertrat das bedeutſame Wort, und Ferdinand und Renata fühlten ſich ſo vollſtändig verbunden und förmlich verlobt, als wären ihre heiligſten Gelübde längſt ausgetauſcht. Wie koſtbar wurden daher dem jungen Paare die Augenblicke, als der Urlaub Ferdinand's ſeinem Ende mit unaufhaltſamer, unglaublicher Schnelle entgegenging! Sie trennten ſich nur noch ſelten von einander. Morgens ward ein gemeinſamer Spazierritt gemacht, denn Renata hatte vom Vater die edle Kunſt lieben und üben gelernt; der alte Miſchko war ihr dabei ein genügender Schutz und ihrem Begleiter eine nicht eben läſtige Ehren-Wache. Nach Tiſche erging man ſich, oft unter der Mutter Augen, im Park von Katharinenklauſe. Nur der Abend, welcher eine Ahnung des nahen Abſchieds in der kurzen Trennung bis zum andern Morgen herbeiführte, warf einen trüben Schatten über das ſonnige Verhältniß der Liebenden, welches aber dadurch an Innigkeit und Bedeutung nur gewann.

Eine kurze Woche noch, und Ferdinand mußte ziehen. Zuvor entfernte er ſich erſt auf wenige Stunden, um auf dem Gute eines befreundeten Edelmannes einen Pferdekauf abzuſchließen. Wie lang und wie leer erſchien Renata der eine Tag, wo ſie ihn nicht ſah, ein peinliches Vorbild ſo vieler künftiger! Sie konnte kaum das Wiederſehen und die Minute des Morgenrittes erwarten, den ſie wie gewöhnlich mit ihm verabredet hatte. Sorgfältiger ward bei aller Einfachheit ihre Toilette nie gemacht, das lange Amazonenkleid nie ſo maleriſch in weite Falten geworfen, der kleine Hut mit dem weithinwehenden blauen

Schleier nie kecker und koketter auf die freiwallenden Locken gedrückt. Wahrhaftig, einen beſſeren Vorwurf für ein modernes Salonbild hätte kein Winterhalter erfunden, als dieſe anmuthige Begegnung der beiden Liebenden. Der Herbſt hatte den Weg von Katharinenklauſe nach Rybnik mit ſeinen bunteſten und reichſten Farben beſtreut. Ueber die Stoppelfelder trieb ein friſcher Morgenwind weiße Fäden, das Geſpinnſt zu dem Leichenhemde eines ſchönen Jahres, und wirbelte hochrothes oder tiefgelbes Laub empor in die kühle, klare Luft. Durch den Duft des Frühnebels blitzte eine herrliche Sonne, in deren Strahl die fernziehende Welle der Moldau und der überreiche Thau auf Wieſen und Aeckern wie zerriſſene Silberblicke herauffunkelten. Und in dieſem Rahmen die zwei ſchönen, friſchen, jungen Geſtalten, beide ihr Roß um ſo heftiger ſpornend, je heftiger ſie ſelbſt von demſelben Wunſche geſpornt waren, beide wie zu einem Feſttage geputzt und geſtimmt, beide zwei volle Frühlinge in der Herbſtſcene. Der alte Miſchko hatte es klüglich aufgegeben, dicht hinter der Herrin zu bleiben; er hielt das ſo wenig aus wie ſein Thier, noch eine Erinnerung aus den guten Zeiten ſeines Cavalerie-Dienſtes. So trafen ſich, juſt auf der Mitte des Weges, welche kein Geometer genauer ermittelt hätte, die Liebenden ganz allein. Ein lauter, freudiger Gruß flog ſchon von Weitem auf beiden Seiten, und dann folgte eine ſtille Pauſe, während die Pferde muthig ſich anſchnoben und mit weißem Schaum beſprüheten. Ferdinand hatte Renata's freie Hand an ſein klopfendes Herz gezogen und bedeckte das weiche, däniſche Leder, das ſie umhüllte, mit Küſſen. Renata

war ganz Auge für ihn. Aus verzeihlicher Eitelkeit zeigte er ſich bei dieſem Abſchiede in voller Schönheit, in vollem Staate. Der reich=geſtickte und geſchnürte Dolman flog um ſeine Schultern, Pallaſch und Säbeltaſche ſchlugen an die Flanken des edlen Thieres, das er ritt, und um ſeine glühenden Wangen flatterten, vom raſchen Ritte mehr entfeſſelt, als von der leichten Mütze gehalten, ſeine glänzend blonden Haare. Wie ein junger Gott des Krieges, des Sieges ſaß er auf ſeinem Roß, wirklich eine Geſtalt und ein Bild mit ihm.

Der Rauſch des erſten Moments verflog, und beide glitten nun in leichtem Schritte über den weichen Boden neben einander hin, Miſchko auf ein Paar Pferdeslängen hinter ihnen. Ferdinand klopfte wohlgefällig und ſtolz den Nacken des prächtigen Goldfuchſes, den er erſt ſeit einige Stunden ſein nennen durfte. „Das heiß' ich ein Pferd," ſagte er und ließ das vortrefflich geſchulte Thier ſeine Künſte zeigen, einen der feinen Schenkel nach dem andern aufhebend, den Nacken herrlich emporgeworfen. „Gelt, liebe Renata, es iſt eine Pracht? Ein Vollblut, wie Altengland kein beſſeres zog. Drei Preiſe gewann er ſchon. Und er ſpringt, verſichert Graf Thun, über eine Mauer, wenn man's haben will. Für ihn gab es kein Hinderniß auf der Rennbahn."

„O, wie möcht' ich ihn ſpringen ſehen! Nur Einmal, Ferdinand, bitte!" So rief Renata aus in aller ſprühenden, faſt kindiſchen Lebensluſt der Jugend.

„Nun, die Wahrheit zu ſagen, ich verſuchte ihn heut früh ſchon ein wenig. Um den Weg abzuſchneiden, wollt' ich über einen ganz anſehnlichen Zaun im Park über=

ſetzen, aber Fury ſchien nicht auf's Beſte gelaunt, und meine Mutter ſchrie mir aus dem Fenſter nach, als hätt' ich den Hals ſchon gebrochen."

„Wie Schade, daß ich Fury nicht fliegen ſehen ſoll!"

„Wenn Sie wollen, Renata, ſo muß er."

„Bitte, nur ein ſchmaler Graben, eine niedere Hecke; die dort meinetwegen!"

„Nicht doch, Nachbarin. Ganz oder gar nicht. Um einer Kleinigkeit willen werde ich mein Thier nicht quälen. Hier, links über den Acker; dort iſt nach der Landſtraße hin ein Zaun, ſchon des Verſuches werth. Alſo d'rauf und d'rüber!"

Die Thiere griffen aus; in wenig Sekunden ſtand man vor dem Zaun, welcher in ziemlicher Höhe und Breite aus Weißdorn und einzelnen hölzernen Planken längs der Straße aufgeführt war. „Halten Sie ſich nur ein wenig zur Seite," bat Ferdinand, „ich weiß, Fury wird unartig werden." Damit warf er das Thier herum. Miſchko war nachgekommen und ſchrie ſchon von Weitem: „Jeſu Maria, da werden doch gnädiger Herr Rittmeiſter nicht über Zaun ſetzen?" Wann hört aber die Jugend auf das Alter? Der Reiter maß nicht einmal die Größe ſeines Wagniſſes, ſein Blick theilte ſich zwiſchen der Geliebten, welche mit funkelnden Augen ſeiner Kühnheit und Kraft wartete, und dem neuen Pferde, das er zugleich zeigen und verſuchen wollte. Er gab ihm die Sporen und ſprengte an. Das Thier, viel vernünftiger als die Menſchen, weigerte ſich; es ſtieg auf, bäumte ſich, wieherte, ſtampfte, warf ſich von einer Seite auf die andere, kurz, es zeigte alle möglichen Künſte, nur die Luftſpringer-

kunſt nicht, welche Schauluſt und Eitelkeit ihm abtrotzen wollten. Nach fünf Minuten befanden ſich beide, Pferd Reiter, ziemlich in demſelben Zuſtande, wie Sieger und Beſiegte nach einer Schlacht, auf dem alten Flecke nämlich, nur erſchöpft und doch gereizt. Miſchko war indeſſen abgeſtiegen und wollte, mit Gewalt, wenn es ſein mußte, von dem unſinnigen Sprunge abhalten. Auch Renata flehete, ängſtlich und verwirrt geworden, zurückzuſtehen von dem, was ſie kurz zuvor ſo eifrig gewünſcht hatte. Aber Ferdinand, durch den Widerſtand nur noch mehr gereizt, rief heftig aus: „Aus dem Wege, Miſchko! Aus dem Wege, ſag' ich! Allez hop, Fury! Laß ich ihm einmal den Willen, ſo iſt er für immer verdorben. Allez hop!“ Peitſche und Sporen trafen das edle Thier furchtbar, es ſtürzte auf den Zaun los, kein Ausweg mehr —

„Allez hop, Fury!“ und es ſprang.

Renata ſchloß die Augen und ſchrie laut auf.

Da ſie jene wieder aufſchlug, reichte ein Blick hin, ihr eine ganze Welt voll Jammer und Reue und Elend zu zeigen. Das Pferd, zu nahe an den Zaun gezwungen, hatte nicht genug Anlauf nehmen können, um ganz hinüber zu gelangen. Ein fürchterliches Krachen, — ein leiſes Aechzen darauf, — aber dann kein Wort des Troſtes mehr, keine Silbe, kein Geflüſter: „ich lebe noch,“ nicht einmal ein Schmerzensruf, der noch von Athem und Bewußtſein gezeugt hätte, nein, nur ein entſetzliches Schweigen, unterbrochen durch das Stöhnen des verwundeten Thieres, welches auf dem Reiter lag und durch vergebliche Anſtrengungen, ſich loszumachen, ſich und ihn nur noch tiefer in das Dornengeflecht und in die Planken-

ſpitzen einwühlte. Vom Körper des unglücklichen Reiters ſah man nur eine todte, träge Maſſe, in dem Geſtrüppe und unter dem Pferde regungslos zuſammengeſunken.

Es war eine beträchtliche Strecke, die Renata längs dem Zaune hinreiten mußte, um die offene Straße zu gewinnen und von jenſeits der Unglücksſtelle ſich zu nähern. Dort lag er, den ſie über alles in der Welt lieb hatte, allem Anſcheine nach todt, vernichtet, verſtümmelt, er, noch eben das Leben, die Kraft, die Schönheit ſelbſt. O, welch' grauenvolle Minuten waren das, als Renata verhängten Zügels den Zaun umritt, während Miſchko, beſinnungsloſer noch als ſie, auf ihr Geheiß um Hilfe nach dem näheren Rybnikberg eilte! Endlich, endlich, endlich war ſie an Ferdinands Seite; wie viel Schrecken, Kummer, Verzweiflung kann in einer Minute auf einem einen Fuß breiten Raume liegen! Sie ſchwang ſich aus dem Sattel und kniete nieder neben ihm, mit den Händen durch die Dornen zu ihm langend. Eine unkenntliche, entſtellte, ſeelenloſe Hülle lag da vor ihren thränenloſen Augen! Kein Geſichtszug mehr herauszufinden, der ganze Körper zermalmt, alles mit Blut überſtrömt, das in das welke Laub ſickerte! Wahrlich, ein Anblick, ſchlimmer als ihn ein Fall auf dem Schlachtfeld am Abend des Kampfes dem erfahrenſten und älteſten Wundarzt bietet, der entſetzt und verzagend vor ihm zurücktritt!

Das junge, zarte, ſchwache Mädchen, es verzagte nicht, es floh nicht. Ihr Auge zuckte einmal krampfhaft zuſammen und blieb hernach ſtarr und weit offen. Der erſte Griff ihrer feſten Hand ſuchte das Herz. Mit ſtarken Fingern riß ſie die blutigen Schnüre der Uniform

zurück: — da klopfte ihr noch ein leiſer, leiſer Schlag entgegen, und hoch über allem herzbrechenden Jammer erhob ſich eine grüne, ferne, leiſe Hoffnung. Alles Uebrige war ihr in dieſem Augenblicke nichts mehr: — er lebte. Sie verſuchte das Blut zu ſtillen, welches aus einer tiefen Kopfwunde beſonders reichlich quoll; als das Battiſttuch und der Schleier und aufgeraffte Blätter nicht genügten, riß ſie ihr Haar auf und trocknete mit den ſchönen Locken die düſtere Fluth. So verlief eine Viertelſtunde und noch eine; da hörte ſie, die noch nicht ohnmächtige, Pferdegetrappel. Erſt als die erſehnte Hilfe erſchien, als gerade Miſchko an der Spitze eines kleinen Trauerzuges zurückkehrte, verlor ſie das Bewußtſein. Auch der alte Oberſt war herbeigekommen, und ſein Barbier und vier oder fünf Leute, welche den Leichnam auf eine ausgehobene Thür legten, die erſte und nächſte Tragbahre, die ſich hatte finden wollen. Ein Eilbote ſuchte indeſſen in der Stadt den Arzt und auf Katharinenklauſe die unglücklichen Eltern.

Der Doctor aus Prag kam an, Rybniks alter Hausarzt, welcher Renaten ſeit ihrem erſten Lebenszeichen gekannt und geliebt hatte. Er wußte wohl, wie es mit ihrem Herzen ſtand, und darum ſchlich er, nachdem die qualvolle Viertelſtunde der Unterſuchung und des erſten Verbandes vorüber war, gleich über den Gang hin zu Renatens Zimmer. Aber ſie empfing ihn, ſchon wieder auf, noch vor der Thür. Bleich und athemlos ſtammelte ſie, die Hand des alten, bewährten Freundes faſſend: „Doctor, Leben oder Tod?“ Der Doctor ſchüt-

telte den Kopf und wandte ſich ab, um eine Thräne zu verbergen.

4.

Eine Woche und wieder eine und noch eine dritte und eine vierte endlich gingen vorüber, ehe die gute Natur des jungen Mannes aus dem Kampfe zwiſchen Leben und Tod ſiegreich heraustrat. Sein rechtes Bein war zweimal gebrochen, die Wunde an der Stirn tief und gefährlich, alle Glieder voll Quetſchungen durch die Wucht des Pferdes und ſeine verzweifelten Schläge. Es brauchte aller Aufmerkſamkeit und Kunſt des Arztes, aller Sorge und Pflege der Mutter, welche ſich ganz auf Rybnikberg angeſiedelt hatte, aller Ruhe des in ein Lazareth umgewandelten Hauſes, um nur eine Hoffnung auf Leben zu gewähren und dann einen fernen Schimmer der Geneſung. Die nächſte Frage, welche Renata nach der erſten aufwarf, klang ſchon: „Wird er ſehr entſtellt bleiben, vielleicht gar ein Krüppel werden?“ Die Liebe der Mutter fragte anders, als die Liebe der Braut; jene weinte: „Wird er immer ſo zu leiden haben wie jetzt?“

Zwei volle Monate ſeit dem unglückſeligen Tage vergingen, bevor der Arzt die Erlaubniß ertheilte, den Kranken nach ſeiner eigenen Wohnung hinüber zu ſchaffen. Jetzt erſt verlangte der Letztere Renaten wieder zu ſehen, wogegen er bisher ſtandhaft ſich geſträubt hatte. Vorbereitet auf den erbarmungswertheſten Anblick, gewarnt, ihren Schrecken zu heftig auszudrücken, gewaltſam gefaßt und

entſchloſſen ſchwankte ſie hinüber in das ſtille, unheimliche Krankenzimmer. Dem ſchwachen Lichte eines nebligen November-Tages hatte man noch durch dichte Vorhänge den Eingang verſagt, ſo daß nur eine traurige Dämmerung darin waltete und eine traurige Stille, unterbrochen durch den einförmigen Schlag der Stutzuhr und die ſchweren Athemzüge des immer noch Leidenden. Eingehüllt in ein weites Morgengewand, das Geſicht halb in Tücher und Binden verſteckt, lag er auf dem Divan, ein kaum lebendiger Trümmerhaufen, in dem von ehemaligem Glanz und früherer Schönheit keine Spur blieb. Quer über die Stirn lief eine breite, rothe Narbe, die Augen waren eingefallen von Schmerz, die Wangen ſchmal und weiß von der Stubenluft, die Glieder gelähmt und matt niederhangend. So furchtbar war der Abſtich dieſer Erſcheinung von dem Ideale, das ſie zuletzt angebetet hatte, daß Renate trotz ihrer Selbſtüberwindung zuſammenfuhr. Der Kranke gewahrte es recht wohl, und in ſein todtenblaſſes Geſicht ſchoß das Blut. „Ich habe,“ ſeufzte er mit ſchmerzlich leiſer Stimme, „ſo ängſtlich jede Beſſerung meines Ausſehens in jenem unglücklichen Glaſe belauſcht und verfolgt, daß ich beinahe vergaß, wie widerwärtig für eine Fremde noch immer mein Anblick ſein muß.“

„Ferdinand, mein guter, theurer Ferdinand, wie mögen Sie, nein, wie magſt Du ſo grauſam reden zu Deiner Renata?“ So ſtammelte ſie, indem ſie auf einen Schemel zu ſeinen Füßen niederſank und ihr Haupt feſt in ihre beiden Händen drückte.

„Mutter,“ wandte ſich der Kranke wieder zu der

armen Frau Lobau, „ich bitt' ſchön, laſſen Sie uns eine Weile allein . . . Ja doch, ich weiß, was Sie ſagen wollen, ich will mich ſo wenig angreifen und aufregen als möglich; aber ich hab' ihr ſo viel zu erzählen. O, nur ein Viertelſtündchen, meine liebe, gute Mutter! Laſſen Sie mir heute wieder einmal meinen Willen, wie Sie es ſonſt gethan, und morgen bin ich für immer Ihr gehorſames, ſtilles, krankes Kind. Bitte, Mutterl!"

„Ferdinand," ſchluchzte die gutmüthige Alte, während ſie zur Thür trippelte, „Du weißt ja, wenn Du ſo mit mir ſprichſt, ſo machſt Du aus mir, was Du willſt. Aber hörſt Du, nur ein Viertelſtunde!?"

Eine tiefe, lange Pauſe, nachdem ſie das Zimmer verlaſſen hatte.

Renata ſaß noch immer, das Antlitz herabgeſenkt; durch ihre krampfhaft verſchränkten Finger träufelten die hellen, heißen Thränen.

Endlich, mit mühſamer Faſſung, in zwangvollem Laute, begann der Kranke:

„Dieſer unglückſelige Zufall hat dem hellſten Traumgeſicht ein Ende gemacht, das jemals eines Mannes trunkenes Auge umgaukelte. Nicht drei kurze Monate ſind es, daß ich Sie liebte, meine Renata, mit der reinſten, begeiſtertſten Liebe, die das Weib erwecken und fordern kann. Und auch Sie, . . . ja, obgleich ich Sie niemals fragte, darf ich es dennoch jetzt eingeſtehen, ich wußte es nur zu wohl, . . . auch Sie . . . Warum Worte verſchwenden? Unſere Herzen hatten geſprochen. Und eben ſo wußte ich, daß, gleich uns, auch unſere guten Eltern ſich verſtändigt haben würden. Vor uns lag eine Zukunft,

— nein, ein ganzer Himmel . . . O Renata, Renata, wie tief war der Sturz vom Gipfel aller Hoffnungen in den Abgrund der Verzweiflung!“

„Warum keine Hoffnung? Du wirſt geneſen, mein Freund, Du wirſt wieder glücklich ſein. Oder,“ ſetzte ſie nach einem kurzen Schweigen leiſer hinzu, „oder liebſt Du mich nicht mehr?“

„Sehen Sie mich an, Renata, wagen Sie es, erdulden Sie es! Der Leichnam im Schragen iſt nicht mehr oder minder todt als ich. Wohin ſchwand die Kraft des Mannes, ſich ſeinen Weg zu bahnen, einen Weg der Ehre und des Ruhmes? Wo blieb die Fähigkeit, ach! nur mich ſelbſt zu beſchützen? Nein, o nein! Mein Platz iſt nicht mehr unter den Lebenden. Wer wird ſich dem entſtellten Krüppel freundlich geſellen wollen, wer ſeine Demüthigungen mit ihm, für ihn ertragen? Nein und tauſendmal nein! Es wäre Grauſamkeit, Sie noch an mich zu feſſeln, das Leben an den Tod!“

„Ich will Sie nicht mehr hören,“ unterbrach Renata, vor ſich hinſtarrend, ſeinen leidenſchaftlichen Ausbruch. „Müßte ich nicht annehmen, daß Schmerz und Krankheit Ihren Geiſt verdüſtert haben, ſo wären Ihre Worte Frevel an Gott, an Ihnen, an mir. Sie ſagten, daß Sie auch ohne mein Geſtändniß wußten, ich liebe Sie, da Sie noch geſund und heiter und glücklich waren. Wohlan denn, jetzt gebe ich Ihnen dies Geſtändniß. Ja, Ferdinand, ich liebe Dich, liebe Dich, wie Du jetzt vor mir liegſt, noch gebeugt an Leib und Seele, und hundert Male inniger und tiefer als ehemals, da Du über Allen

ſtandeſt in voller Blüthe Deiner Kraft und Deiner Schönheit!“

„Süßer Engel, ich glaube Dir. Dein Mund ſpricht, wie Dein Herz denkt, groß und zart und edel. Wie Du biſt, kannſt Du nicht anders denken, nicht anders reden. Aber es darf nicht ſein. Ich darf Dein Geſtändniß und Dein Gelübde nicht annehmen, wie es der Augenblick Dir entreißt. Jetzt liebſt Du mich, Du fühlſt es, Du glaubſt es. Aber weißt Du denn auch, mein armer Engel, was es heißt, ein ganzes Leben voll Sorge, Angſt und Pflege, ein barmherziger Schweſtern-Beruf, auf Deine junge Exiſtenz geworfen, eine Gefängnißkette an Deine freie Hand und um Deinen leichten Fuß? Nein, Renata, Jugend und Siechthum, Schönheit und Gebrechlichkeit vereinigen ſich nun und nimmer. Es läuft wider die Natur.“

„Wider die Natur?“ entgegnete Renata, ihren Muth und ihre Entſchloſſenheit ſteigernd. „Und warum wider die Natur? Was iſt denn des Weibes Natur und Beruf? O, mein Freund, wie wenig kennſt Du mich und mein Herz, wenn Du uns zu ſchrecken meinſt durch den Zwang der Dienſtbarkeit und der Pflege für den geliebten Mann! Nur Eines beantworte mir: Würdeſt Du, wenn mich ein harter Schlag der Vorſehung getroffen, härter noch meinetwegen als der Deinige, würdeſt Du aufhören, mich zu lieben? Schüttele das liebe, kranke Haupt nicht ſo heftig! Ich weiß, Du würdeſt nicht. Iſt denn nun des Weibes Liebe und Treue ſo viel kleiner als die Eure? Pfui, Ferdinand, erröthe doch, daß Du mich zwingſt, mich alſo aufzudringen! Kein Wort mehr darüber!“

„Wohlan! Dein Wille geſchehe! Ich fühle, daß ich ſelbſtſüchtig und niedrig handle; aber ich füge mich. Hoffnung auf Glück ſoll wiederum bei mir einkehren, ich will von Stund' an wieder aufleben. Aber nur unter einer Bedingung nehme ich Dein hochherziges Opfer an: durch ein Jahr lang erwähnen wir unſeres Verhältniſſes nicht. Du biſt, . . . Sie ſind frei, Renata, während dieſes Jahres. Weihnachten iſt nahe. Wenn Sie am heiligen Abend des nächſten Jahres nach einer langen, zwangloſen Prüfung wieder in dieſem Zimmer erſcheinen, ſo erſcheine auch ich, meinen Schatz zu heben. Finde ich Sie nicht, ſo ſenden Sie mir kein Wort und keine Zeile. Ich errathe dann mein Schickſal. Ich ſah Dich dann heute zum letzten Male!"

Erſchöpft ſank der Kranke in ſeine Polſter zurück, welche die Hände Renata's ihm ſorglich aufbetteten. Sie umſchlang ihn dabei ſanft und hauchte einen flüchtigen Kuß auf ſeine Lippen. Darauf flüſterte ſie: „Ihr Vertrag ſoll gelten, Sie lieber, mißtrauiſcher Diplomat! Aber verlaſſen Sie ſich darauf, Ihr Chriſtkindchen kommt zu Ihnen, noch ehe Sie es holen, wenn Sie nicht ſelbſt, was mir viel glaublicher iſt, noch vor dem heiligen Abend mit dem Reſt Ihrer Schwäche und Ihres Leidens auch die läſtige Bedingung unſeres Glückes von ſich ſchütteln. Und nun laſſen Sie mich nach der Mutter ſchauen. Ich höre ſie ſchon lange draußen auf dem Gange umherſchleichen; ihr Hüſteln ſagt mir, daß unſere Uhr zu ſpät geht!"

5.

Theuerſte Renata! Darf ich denn noch, der alte Nachbar und Freund, Sie alſo begrüßen? Das Verſprechen, welches ich Ihrem Vater beim Abſchied von Rybnikberg leiſtete, Ihnen während unſeres Probejahres nicht zu ſchreiben, verhinderte mich auch, Ihnen zu der glücklichen Wendung Ihrer äußeren Lebensverhältniſſe meine theilnehmendſten Wünſche darzubringen. Die glänzende Stellung, in welche Sie durch ein ſpät anerkanntes Recht und nach einem verdienten Schickſalswechſel eingetreten ſind, wird nur als eine Faſſung Ihres edlen Weſens gelten und Werth haben.

Am heiligen Abend, vor vier Wochen gerade, war ich auf Rybnikberg in dem bekannten grünen Zimmer auf den Garten hinaus. Das Zimmer war dunkel, der Garten hell vom Schnee. Sie fand ich nicht. O, ich erwartete Sie auch nicht, ich ging nur meinetwegen. Glauben Sie ja nicht, ich wolle Ihnen Vorwürfe machen. Kann ich, darf ich es denn? Geſchah doch nur, was da geſchehen mußte, was ich ſelbſt vorausgeſehen und vorausgeſagt. Wenn mir von dem alten Eckthurm eine bittere Stunde ſchlug, ſo lag die Schuld eben an mir, dem verwöhnten, verzärtelten Invaliden, den eine glückliche ferne Zeit verzogen hat. Gottes Segen über Sie, Renata, meine geliebte Renata! Zum letzten Male nenn' ich Sie ſo und Sie werden den Troſt meinem Herzen nicht verſagen, daß ich Sie ſo nennen darf. Wenn Sie

je im Leben einen Freund brauchen, einen Schutz — Doch ich vergesse, daß ich ihn ja nicht gewähren kann!

Ich habe im hiesigen Stifte meine Studien wieder aufgenommen. In den Büchern, die ich lange nicht angesehen, quillt mir ein reicher Born der Genesung. Oft, — daß ich es Ihnen nur bekenne, — wenn ich aus meiner kleinen, stillen Zelle auf die Donau herniederblicke, welche dicht unter meinen Fenstern hinbraust, kommt mir der Gedanke, die Gastfreiheit, welche ich hier genieße, umzuwandeln in ein gutes Recht; ich möchte der Welt Lebewohl sagen und in den heiligen Orden der ehrwürdigen Väter hier oben eintreten. Welche Hoffnung blüht mir drunten noch? Meine Blicke wenden sich gegen oben: dort sehe ich im Glauben einen Hafen der Ruhe, wo keine Stürme und Schiffbrüche mehr drohen, einen Kreis der Seligen, unter denen es nur reine und starke Geister giebt, keine verstümmelten und gebrechlichen Körper.

Ich darf nicht schließen, ohne Ihnen gemeldet zu haben, daß es mir besser geht, viel besser. Obwohl mein Aussehen noch sehr schlecht und entstellt ist, auch wohl immerdar so bleiben wird, so leide ich doch weniger. Nicht wahr, es freut Sie doch, das zu hören? Ich schäme mich, daß ich Kleingläubiger daran einen Augenblick zweifeln konnte.

Leben Sie wohl, theuerste Renata, und erinnern Sie sich ohne Schmerz und Zwang zuweilen an

Ihren
treu-eigenen
Ferdinand.

Mölk an der Donau,
24. Jänner.

„Gnädigſtes Fräulein! Das Glück ſcheint in Beziehung auf Sie von ſeiner alten Blindheit endlich geheilt zu ſein. Ich hörte von dem nicht gewöhnlichen Vermögen, welches durch den Tod Ihrer Frau Großtante auf Sie gefallen iſt und von der völligen Rückkehr Ihres Herrn Vaters in ſeine glänzende, ehrenvolle Stellung. Wenn Sie dies Alles glücklicher macht, ſo freue auch ich mich herzinnigſt darüber.

Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen geſtehen ſoll, daß eigentlich ein Anliegen zunächſt mir den Muth gab, durch dieſe Zeilen gewiß unwillkommene Erinnerungen in Ihnen zu erneuern. Laſſen Sie es mich offen und kurz ausſprechen und erkennen Sie in dieſem Vertrauen, das widerſtrebend ſelbſt zu Ihnen flüchtet, einen Beweis der fortdauernden, treuen Verehrung, die ich Ihrem Andenken widme.

Obgleich Sie lange Zeit nicht in Prag und deſſen Nachbarſchaft verweilten, werden Sie doch von dem vor beiläufig anderthalb Jahren erfolgten Bankerott meines unglücklichen Vaters unſtreitig durch das Gerücht unterrichtet ſein. Sie und der General Rybnik ahnen aber gewiß nicht, daß eine gelegentliche, gewiß nur im Scherze hingeworfene Bemerkung des Letzteren den erſten Anſtoß zu dem ſchrecklichen Falle gegeben haben ſoll. Er äußerte nämlich einmal in einem Salon der Wiener Finanzariſtokratie, daß er nichts gegen die Solidität des Hauſes

Lobau in Prag einzuwenden habe, ſich aber doch verwundere, wie deſſen Chef um die elende Summe von zwanzigtauſend Gulden in Todesangſt habe gerathen können. Dieſes Wort, von feindlichen Zungen wiederholt, ausgebreitet, vergrößert, veranlaßte einen unerwartet heftigen Andrang auf meines Vaters Geſchäft, dem es nicht widerſtand. Gott Lob und Dank ging er als ein Ehrenmann aus der Kataſtrophe hervor. Der Verkauf ſeiner Güter ſetzte ihn in den Stand, allen Anſprüchen zu genügen, die an ihn geſtellt wurden, und er zog ſich ruinirt, aber unbeſcholten zurück. Der arme alte Mann überlebte ſeinen Sturz nicht lange. Sein Tod riß mich aus meiner Einſamkeit heraus, indem er mir neue Pflichten in der Welt gab. Mein Gelübde war zum Glück noch nicht abgelegt; ich kehrte alſo zu meiner guten Mutter zurück, welcher nun meine nächſten und heiligſten Sorgen galten. Nach einer umſtändlichen Prüfung der Angelegenheiten meines ſeligen Vaters raffte ich zuletzt noch ein kleines Vermögen aus den Trümmern zuſammen, das wohl hinreicht, die wenigen Tage meiner Mutter vor Mangel zu ſchützen, wenn es ihr auch den gewohnten Ueberfluß von ehedem nicht gewährt. Ich ließ ihr natürlich alles, was aufgebracht werden konnte. Für mich bedarf ich nichts mehr. Der Himmel ſorgt ſeit jenem Unglückstage ſichtlich für mich, wie für ein unmündiges, hilfsbedürftiges Kind. Mein guter Stern führte mich in ein großes, vornehmes Haus und gab mir in der Erziehung von deſſen heranwachſender Familie eine tröſtliche Beſchäftigung und hinreichenden Unterhalt. Aus einem vielleicht thörichten, aber gewiß verzeihlichen Stolze

habe ich einen anderen Namen angenommen, als den meines Vaters, nicht weil ich mich ſeiner traurigen Bekanntheit ſchämte, ſondern weil ich mit ihm alle Erinnerung an unwiderruflich Vergangenes von mir thun wollte. So bin ich für meine Welt von ſonſt todt, todt auch für meine arme Mutter, wiefern ich ſie nicht beſuchen, nicht für ſie ſorgen kann. Für ſie, mein gnädiges Fräulein, nehme ich Ihre gütige Theilnahme in Anſpruch. Sie können mich nicht ſo grauſam mißverſtehen, die gute, alte Frau durch ein Almoſen demüthigen und verletzen zu wollen; nur Ihr Herz ſollen Sie ihr dann und wann offen halten, wenn ſie aus ihrem gegenwärtigen Elend in eine glückliche Vergangenheit flüchten will. Sie wohnt in Stadt Steier, alſo ganz nahe bei der Herrſchaft, welche Ihr Herr Vater kürzlich angekauft hat. Erlauben Sie, daß ſie Sie nur zuweilen aufſucht, wenn Sie Ihren Sommer-Aufenthalt dortſelbſt nehmen. Sie hat Sie immer geliebt; mit hoher Freude begleitete ſie Sie auf allen Ihren Wegen, und nur die Briefe waren heiter, in denen ſie mir von Ihnen erzählte. Seien Sie gut und milde mit der alten Frau, ich bitte, ich beſchwöre Sie darum, und ich weiß, nicht vergebens thue ich das. Ihr Herz iſt meine Bürgſchaft. Obgleich Sie reich und vornehm und glücklich ſind, wiſſen Sie doch, wie wohl es den Gefallenen thut, wenn Die, mit welchen ſie früher gleich ſtanden, nur ein wenig freundlich mit ihnen bleiben.

Von mir brauche ich Ihnen keine weitere Kunde hinzuzufügen. Ich bin äußerlich auf faſt wunderbare Weiſe hergeſtellt, aber ein tief-inneres Gefühl verſichert

mir, daß ein gnädiges Ende meiner irdiſchen Leiden nahe bevorſteht.

Verzeihen Sie endlich, daß dies Schreiben ohne Angabe meines neuen Namens und meines jetzigen Wohnorts Sie aufſucht. Auch meine Mutter kennt beide nicht. Ich will die Ruhe Derer, welche ich liebte, nicht ſtören, indem ich wie ein abgeſchiedener Geiſt vor ſie trete und an ihnen vorüberwandere.

Sei Ihr Leben lang und leuchtend und glücklich: das iſt mein tägliches und nächtliches Gebet!

Ferdinand Lobau."

7.

Die zwei eingeſchalteten Briefe haben die freundlichen Leſer raſcher, als es eine Erzählung vermocht hätte, weiter geführt im Laufe der Begebenheiten: ſie kennen ſowohl den glücklichen Erfolg in Oberſt Rybnik's Beſtrebungen, als die plötzliche Unglückswendung im Schickſale des gutmüthigen, armen Banquiers. Schon einige Wochen nach der Trennung Ferdinand's und Renata's ward Rybnik durch die Nachricht von dem vollſtändigſten Siege in ſeinem Rechtsſtreit überraſcht. Kurze Zeit darauf empfing er von ſeinen Anverwandten, welche, ſo lange er gedrückt und bei Seite geſchoben war, in rührender Einigkeit ihn zu vernachläſſigen und zu verletzen befliſſen geweſen, eben ſo rührende Beweiſe allgemeinſter Theilnahme und herzlichſter Verſöhnlichkeit. Sein Loos hatte in der großen Kaiſerſtadt einiges Aufſehen erregt; ein

biederer, würdiger Erzherzog ſprach ſogar an der Hoftafel mit großer Genugthuung von der endlichen Anerkennung ſeiner Rechte. Nun beſann ſich auf einmal die alte Tante des Oberſten, daß ſie noch eine Großnichte beſitze, von der ſie ab und zu an ihren Namenstagen erfreuliche Zuſchriften erhalten habe. Sie wunderte ſich, wie ſie doch nicht ſchon längſt auf den Gedanken gefallen ſei, ihre Einſamkeit durch Berufung des lieben Kindes zu erheitern. Eine dringende Einladung ging nach Rybnikberg unverzüglich ab. Der Oberſt lächelte voll heimlicher Bitterkeit zu dieſem wie zu allen Zeugniſſen eines auf einmal wiederhergeſtellten guten Vernehmens zwiſchen ihm und ſeiner Familie. Er war ein viel zu feiner und zu hart geprüfter Menſchenkenner, als daß er ſich hätte täuſchen und fangen laſſen durch dieſe plötzliche Umkehr, die er nur allzurichtig auf ihren wahren Beweggrund zurückzuführen wußte. Auch hatte er ſeinerſeits und für ſich lange abgeſchloſſen mit der Welt. Nicht ſo für ſeine Tochter. Ihr wollte er um ſo mehr alle Vortheile und Vergnügungen einer ſogenannten Stellung in der Geſellſchaft zuwenden, als er dieſelbe ehemals nur ungern und gezwungen aufgab. Dazu kam, daß ihre Entfernung von Rybnikberg und von Prag ſie mit einem Male aus Verbindungen und Zukunftsplänen emporhob, welche er, auch ohne ſein Zerwürfniß mit Lobau's und ohne ſeinen gewonnenen Rechtshandel, als ihrer Geburt und ihrer Perſönlichkeit gleich unwürdig betrachtete. So wurde denn beſchloſſen, Renata ſolle der Einladung der Großtante nach Wien folgen, während ihr Vater auf ſeinem Gute zurückblieb, beſchäftigt, die durch Entſchädigung und

Rechtsanſpruch ihm zugefallenen, nicht unanſehnlichen Summen zur Ordnung ſeiner Verhältniſſe und zur Beſſerung des Familienſtammſitzes anzuwenden.

Die kleine Genugthuung konnte ſich der Oberſt nicht verſagen, daß er Renaten bei ihrem Abſchiedsbeſuche zu Lobau's begleitete. Ferdinand war ſchon fort, unmittelbar nach ſeinem Uebereinkommen mit Renaten abgereiſt, nachdem er ihrem Vater auf Ehrenwort ein unverbrüchliches Schweigen während des Probejahres, ſo ſchriftlich als mündlich, gelobt hatte. Renata verabſchiedete ſich unter heißen Thränen von der künftigen Schwiegermama, wie ſie ſie ſchon jetzt nannte. Zu gleicher Zeit führte der Oberſt den Banquier wiederum in das kleine Comptoir unten im Hauſe und legte ihm mit ſchlecht erkünſtelter Gleichgiltigkeit ein Paquet Wechſel, im Betrage von zwanzigtauſend Gulden, vor, angeblich, um eines Sachverſtändigen Rath über deren ſichere Anlage einzuholen.

Gerade ein Vierteljahr nach ihrem Abſchiede von Ferdinand fuhr Renata durch die Tabor-Linie und die Leopoldſtadt hindurch, in die ſchöne Kaiſerſtadt ein, welche ſie zum erſten Male betrat. Es war Wiens größte Epoche: Faſching, Bälle, Theater, bald darauf große Praterfahrten und Frühlings-Rennen. Dies, und daß Renata in dem unglaublichen Alter von achtzehn Jahren auf dieſe Bühne trat, erklärt alles, was nicht weitläufig erzählt zu werden braucht: daß ſie nämlich in den erſten acht Tagen ein ungeheures Heimweh empfand, ganz betäubt und niedergeſchmettert war von allen lärmenden und blendenden Eindrücken, und allabendlich einen langen, zärtlichen Brief an „ihren“ Ferdinand nicht ſchrieb, ſondern

blos auf ihrem Kopfkiſſen träumte; daß ſie in den nächſten vier Wochen ſchon recht unbefangen an der Seite der Großtante in den Salon, in die Loge, in den Wagen trat, alle auf ſie gerichteten Blicke — und deren waren viele, wurden täglich mehr und bald zu viel — mit heroiſchem Gleichmuthe aushaltend. Sie dachte noch bei jedem jungen Manne an Ferdinand, aber „mein Ferdinand“ dachte ſie nicht mehr ſo oft. Als das Frühjahr vollends erſchienen war, bezog ſie mit der Großtante ein reizendes Landhaus in Baden. Der Sommer führte ſie nach Iſchl und Gaſtein, der Herbſt nach Mailand, Venedig, Trieſt, der Winter nicht nach Rybnikberg, ſondern nach Wien zurück. Ferdinand hieß in ihren Selbſtgeſprächen jetzt ſchon Lobau. Kurz vor dem beſtimmten Chriſtabend erſchien der Vater bei ihr in Wien. Er wunderte ſich im Stillen und lächelte wiederum vor ſich hin, der Menſchenkenner, als er beinahe noch weniger, wie er erwartet hatte, zu überreden fand, um ſie von der romantiſchen Grille abzuhalten, bei dem bedungenen Wiederſehen zugegen zu ſein. „An eine Heirath kannſt Du doch im Ernſte nicht mehr denken,“ meinte er, und ſie ſenkte ſchweigend das Haupt.

Ferdinands erſter Brief fiel wie ein Blitzſtrahl in ihr neues Leben. Sie empfing ihn am Morgen nach einem glänzenden Carnevalsballe. Stundenlang weinte ſie auf das ſtumme Blatt, ihren beredten Ankläger; ſie wollte ihm morgen, nein, heute gleich wollte ſie antworten, ihre Schwüre erneuern, ſeine Vergebung anflehen, umkehren von ihrem „abſcheulichen“ Irrwege; da läutete es auf dem Gange, Beſuche kamen, unabweisbare, hernach

Einladungen und Zerſtreuungen, deren ſie in ſolcher Stimmung doch bedurfte, und — ſie ſchrieb nicht. Heute nicht, morgen nicht, die nächſte Woche nicht, einen ganzen Monat nicht. Später war es denn ganz und gar unmöglich; ſo ſchwieg ſie. Ferdinand grollte ihr darüber nicht. Seine feſte Ueberzeugung war es geweſen, was er ihr auf ſeinem Schmerzenslager damals geſagt, und wehmuthsvoll ſah er ſie in Erfüllung gehen, alle die trüben Ahnungen eines langen, langen Jahres. Der Zauber ſeiner Nähe und die begeiſternde Kraft des Augenblicks waren längſt geſchwunden, nach und nach mit den ehemaligen Umgebungen auch die Erinnerung an die ſchöne Kindheit, und nun wurde es ihr klar, daß er, der Entſtellte und Verkrüppelte, der Ausſichtsloſe und Geſcheiterte, mit ihr, dem jungen, ſchönen Mädchen, der umſchwärmten Erbin, nichts mehr gemein haben konnte. Ferdinand folgte Renaten Schritt vor Schritt; er ſah ihr tief in das Herz, worin ſein Bild täglich mehr erbleichte, indeſſen im Gegentheil in ſeiner vereinſamten und verſchloſſenen Bruſt Renata immer ſtrahlender aufging.

Im Laufe des nächſten Jahres hatte die Tante des Oberſten den vortrefflichen Einfall, zu ſterben. Ihr ſehr beträchtliches Vermögen vererbte ſie auf den Oberſten. Dieſer konnte nun auch nicht länger auf Rybnikberg ſitzen bleiben; ſeine Vaterpflicht rief ihn nach Wien. Dort angekommen und mit Auszeichnung empfangen, vermochte er bei aller Charakterfeſtigkeit doch den Lockungen und Beſtechungen der alten Welt nicht lange zu widerſtehen. Er ließ ſich ſeine Reactivirung gefallen, welcher das

Generalspatent binnen Kurzem folgte. Bedeutende Ankäufe und erneuerte Verbindungen mit den beſten und mächtigſten Häuſern malten ſogar auf den hellen Hintergrund ſeiner Zukunft, oder wie er es lieber nannte, der Zukunft ſeiner Tochter, die ſchimmernde Grafenkrone. Es kommt alles in dieſer Welt darauf an, wie verſchieden man das anſieht oder Andern und ſich darſtellt, was oft eines und daſſelbe iſt; ſo faßte Rybnik, welcher jahrelang mit der Geſellſchaft gegrollt hatte, ſeinen neuen Sieg in derſelben am leichteſten als Rache an ihr auf.

Renaten fand der Vater verändert, faſt verwandelt wieder. Sie ſtand auf dem Gipfel ihrer Schönheit und ihrer Macht. Alle inneren und äußerlichen Fähigkeiten, welche in ländlicher und beſcheidener Umgebung nur keimten, waren in dem großen Treibhaus wunderbar raſch und hoch emporgeblüht. So ſchwärmte um die Blume denn auch jene ganze Schaar von Drohnen und Schmetterlingen, die ihr nothwendiges Attribut ſcheint. Den kühnſten und, wenn ein Gerücht Glauben verdiente, den glücklichſten Flug von ihnen wagte ein Ungar, Graf Emmerich, welcher für einige Saiſons in ganz Wien der Löwe, der König der Menagerie war. Wer weiß nicht, was das heißt und was dazu gehört? Ein Bischen Mutterwitz, ein Paar Manieren, zwei bis drei Duelle, vier bis ſechs Pferde, ſo viel als möglich Einkünfte und in deren Ermangelung mit Verſtand gemachte, kühn vertheidigte Schulden, einige Liebſchaften von mehr oder minder zweideutiger Gattung, einige Reiſen, und der moderne Held iſt fertig. Das neunzehnte Jahrhundert ſchnitzt ſeine Helden aus anderem Holze, als das achtzehnte.

Nicht glatt und galant iſt das Loſungswort heut zu Tage, ſondern ſteif und eckig; ſtatt gepuderter Richelieus ſind ungeſchorene Halbwilde die Modelle des Salons; die Artigkeit, die Schmeichelei, das ſüße Geſchwätz ſind aus der Mode gekommen, ſelbſt den Frauen gegenüber, und an ihrer Stelle herrſcht ein gewiſſer Trotz, eine halbe Rohheit, eine verächtliche Kälte, welche ſich gern für männliche Kraft geben möchten und nicht ſelten auch dafür hingenommen werden. Gefürchtet zu ſein, vielleicht gehaßt, iſt ein Weg zur Liebe. So fürchteten ſich die Damen alle vor dem Grafen Emmerich; das kauſtiſche Lächeln, welches oft um ſeine ſchmalen Lippen irrte, der müde, gleichgiltige Blick aus tiefliegenden Augen, ein nervöſes Zucken in der hohen Stirn und durch die ſcharfen Geſichtszüge übten eine Art von unheimlichem Zauber, namentlich über die jüngeren. Sonderbare Geſchichten ſchlichen über ihn umher, einer dunklen Leidenſchaftlichkeit voll. Seine harten, hochfahrenden Worte, ſein abſprechendes Urtheil, ſeine ſchroffe Unabhängigkeit machten ihm unter den Männern viele Feinde und unter den Frauen eben ſo viele zaghafte Bewunderer. So war Emmerich auch Renaten geſchildert worden, und ihr Herz pochte gewaltig, da er ſich ihr auf einem Balle vorſtellen ließ und ſie zum Walzer aufforderte. Es war ein Hofball; Emmerich erſchien daher in ſeiner prächtigen ungariſchen Nationaltracht. Ein Gewicht mehr in ſeine Wagſchale und ein heimlich-ſchauervoller Reiz: er mahnte an Ferdinand. Lobau war ohne Widerrede ſchöner, jünger, einnehmender; ſein offenes Geſicht flößte eben ſo viel Zutrauen ein, als des Ungarn ſtolzer, hochgetragener Kopf

und ſein düſteres Ausſehen eine gewiſſe Befangenheit. Um ſo tiefer ging der ſchmeichelhafte und überraſchende Eindruck, da der Löwe an Renatens Seite auf einmal zahm und fromm zu werden ſchien. Sie hatte ſich vor ihm geſcheut, und nun war er demüthiger, beſcheidener, unterwürfiger gegen ſie, als die Mehrzahl der übrigen männlichen Jugend. Er verfehlte damit um ſo weniger ſeine Abſicht, als er Renaten an ihrer ſchwächſten Seite, der Eitelkeit, faßte. Durch einige Wochen trieb er ſein Spiel, begünſtigt von der Tante, welche die Schwärmerei für das Magyarenthum theilte, und hatte dadurch ſo ziemlich alle ſeine Nebenbuhler, wenn nicht entfernt, doch in den Schatten gedrängt. Als hierauf der Oberſt von Rybnik nach Wien und zu ſeiner Tochter kam, trat Emmerich mit ſeinen Abſichten entſchiedener hervor. Mit dem alten Soldaten- und Vaterblicke ſchnell orientirt in dem neuen Lebenskreiſe, faßte der Oberſt auch den hervorſtechendſten Bewerber um ſeine Tochter bald richtig auf. Die Partie ſtand in jeglicher Hinſicht annehmbar: Graf Emmerich war von gutem Hauſe, reich, berufen, eine politiſche Rolle in ſeinem Vaterlande zu ſpielen, oder für eine ungewöhnliche Laufbahn am Kaiſerhofe beſtimmt. Rybnik wußte auch nach näherer Erkundigung nichts einzuwenden und gab leiſe Winke an beide Theile. Nun drängte der Bewerber von einer Seite, der Vater von der andern auf Renaten. Sie wußte ſich ſelbſt keines Rathes und gegen Jene keine Ausrede. Prüfte ſie ihr Herz, ſo fand ſie wohl keine Liebe für Emmerich darin, aber auch keine Abneigung wider ihn. Ihre Empfindung für Ferdinand, lange zerſtreut und verweht, hatte den

Schmetterlingsſtaub und die erſte Blüthe des jungfräulichen Gemüths mit ſich fortgeführt. Sie ward irre an ſich. Emmerich gefiel ihr, er unterhielt, er beſchäftigte ſie, ſeine ſtürmiſch fordernde Liebe ſchien ihr ein Leben voll Genuß zu verheißen. Seine Schwüre fanden Glauben, ſeine Bitten Gehör, beinahe ſchon Erwiderung, eine Erklärung war nahe, ganz nahe.

Da ereilte ſie Ferdinands zweiter Brief, gerade als ſie im Begriff war, mit ihrem Vater von Wien aufzubrechen und einer Einladung von Emmerichs Familie auf deren Beſitzungen in Nieder-Ungarn zu folgen. O, wie weckte, wie zerriß dieſer Brief ihr Herz! Ferdinand in Noth, in einer abhängigen, unwürdigen, niederen Stellung, um ſein tägliches Brot arbeitend, und ſie im Ueberfluſſe ſchwimmend, vom Beſitz erdrückt, durch Genuß ermüdet! Sie ſchwankte unter hundert gleich unausführbaren Vorſätzen umher: ihm wollte ſie auf irgend einem geheimen Wege eine ganze Goldquelle zuleiten, aber ſie kannte ja ſeinen falſchen Namen, ſeinen jetzigen Schlupfwinkel nicht einmal; ſeine Mutter ſollte zu ihr kommen, oder nein, beſſer noch, ſie eilte zu ihr, und beide vereint ſuchten den theuren Flüchtling . . . In alle dieſe frommen Wünſche und goldenen Träume ſcholl ihres Vaters eherne Stimme: „Kind, Deine Koffer ſind gepackt, und morgen früh reiſen wir!“ Es war eine Nothwendigkeit, und ſie gehorchte ihr, am Ende froh, daß jemand Anderes über ſie beſtimmte und ſie auf dieſe Weiſe nicht nur der Qualen langer Unſchlüſſigkeit enthob, ſondern auch ihrem Gewiſſen eine hinreichende Entſchuldigung darbot!

Ferdinands Brief auf dem Herzen, beſtieg ſie das

Dampfboot, welches Donau-abwärts fuhr. Es war eine unerquickliche Reiſe. Sein Bild, das trübe, ſchmerzliche, auf's Neue unabweisbar heraufbeſchworen, begleitete ſie auf jedem Schritte. Vergleichungen zwiſchen ehemals und jetzt, zwiſchen dem einſt Geliebten und dem bald Verlobten, drängten ſich auf, welche nicht immer zu Gunſten der Gegenwart entſchieden. Sie ſeufzte aus tiefer Bruſt, als die Ofener Berge und die Thürme von Peſt auftauchten. Noch ein gutes Stück Weges entfernt lag Emmerichs Schloß; es gab ſchlechte Straßen bis dahin, links und rechts die unabſehbaren Strecken der Pußte, ſchmutzige Hütten und arme Dörfer, finſter drein ſchauende Roßhirten, bettelnde Zigeuner mit der Geige, fremde Zungen und Trachten — eine neue, unheimliche Welt, in die Renata mit ſchüchternem Bangen eintrat.

8.

Der düſtere Geiſt, welcher über Renaten gekommen war, entwich nicht bei allem feierlichen Gepränge, womit ſie auf Emmerichs Herrſchaft ſich empfangen ſah. Augenſcheinlich bereitete ſich ein großes Familienfeſt vor, die Feier eines glücklichen Ereigniſſes, wozu alle Verwandten des Grafen, ſeine verwittwete Mutter, ſeine verheirathete Schweſter mit Gemahl und Kindern, eine Schaar von weitläufigen Vettern, Nachbarn und Freunden zuſammengeſtrömt waren. Die ausgedehnte ungariſche Gaſtfreiheit machte aus dem großen Schloß eine Herberge und füllte

die weiten, alterthümlichen Räume mit buntestem Leben an. Renata, schon auf der äußersten Grenze der Emmerich'schen Besitzungen gleich einer Fürstin mit Glocken und Böllern bewillkommnet, trat an des Grafen Arm, welcher ihr eine gute Strecke weit entgegengeritten kam, in den Kreis, welcher ihrer, als des ersehnten Mittelpunktes, nur harrte, um sich in immer engeren Umstrickungen um sie zu schlingen. Ihr ward bang; sie ahnte die Absicht des ganzen veranstalteten Spieles und versuchte mit zusammengeraffter Kraft sich loszuwinden, um nicht unauflöslich gefesselt zu werden. Es blieb ihr jedoch keine Zeit, um zur Besinnung und zu einem Entschlusse zu kommen. Die alte Gräfin überhäufte sie mit Artigkeiten, die schon das Gepräge einer mütterlichen Zärtlichkeit deutlich genug an sich trugen; Emmerichs Schwester, eine muntere Frau mit ungarischem Blute und Feuer, drängte sich sammt den anderen Damen um sie herum; bei Tische war sie belagert von einer doppelten und dreifachen Reihe galanter Ritter, und die wenigen freien, einsamen Stunden, die sie vielleicht noch gerettet hätte, ließ der sorgsame Vater sie nicht aus seiner Ueberwachung, welcher, ohne von Ferdinands Briefe Kunde zu haben, aus dem veränderten Wesen seiner Tochter ziemlich richtig auf ihren Seelenzustand und dessen mögliche Veranlassung schloß. Graf Emmerich hatte seine alte Stellung wieder eingenommen, eine gut berechnete Schußweite.

Acht Tage nach ihrer Ankunft war ein maskirter Ball angesetzt. Natürlich rannten sich die Kammerjungfern und Schneiderinnen fast über den Haufen, um nur

mit dem Allernothwendigſten nicht zu ſpät zu kommen. Zwiſchen dem kleinen Städtchen in der Nachbarſchaft und dem Schloß beſtand ein förmlicher Courier- und Depeſchenwechſel; alle Band-, Spitzen-, Stickerei- und Draperievorräthe waren aufgekauft und ſogar die Rumpelkammer geſtürzt worden, um hiſtoriſche Coſtümes aus dem Staube der Truhen und Schränke herauszuklauben. Renata ſollte mit Emmerichs Schweſter und zwei bildhübſchen Couſinen in einer Rococo-Quadrille auftreten. Andere Paare verabredeten einen Zigeunerauſzug mit ächter Nationalmuſik. Auch die Türkei und ihr Gegenſtück, Spanien, fehlte nicht in der maleriſchen Völkerwanderung. Renata's Name im Brillantfeuer, magiſche Gartenbeleuchtung und Fackelzug der ſämmtlichen Unterthanenſchaft verherrlichten das Feſtprogramm, deſſen geheimſter Artikel: Feierliche Verlobung, von Allen als öffentliches Geheimniß behandelt wurde. Hauptfeſtordner war Emmerichs Schwager, welcher in ſeinem ſchwierigen Geſchäfte von dem Erzieher ſeiner Kinder, einem lebendigen Converſations-Lexikon voll geſchichtlicher Kenntniſſe und geſchmackvoller Apropos, ſich unterſtützen ließ. Auf ſeine Angabe war der ganze erſte Stock des Schloſſes, mit einem ſehr geräumigen Balcon, in einen Garten verwandelt worden, worin Morgenland und Abendland, franzöſiſche, holländiſche und engliſche Blumen- und Baumzucht, chineſiſche und bengaliſche Beleuchtung ihre Märchen und Wunder verherrlichten.

Als Renata nach früh aufgehobener Tafel auf ihr Zimmer zur Toilette ſich zurückzog und die buntſeidenen Gewänder, die gepuderte Perrücke, die Schuhe mit rothen

Abſätzen vor ſich ausgebreitet ſah, brach ſie plötzlich in ein krampfhaftes Weinen aus. Ihr Herz war zum Zerſpringen voll und ſchwer; ſie fühlte nicht einen Brautkranz über ihrem Haupte kniſtern, ſondern eine Todtenkrone. Dunkle Ahnungen und noch dunklere Erinnerungen überſchwemmten ſie. Sie gedachte an ein fernes, ähnliches und doch ſo verſchiedenes Feſt, an Ferdinands Worte: „Ich möchte Sie einmal maskirt ſehen,“ und an die Erwiderung: „Die Maske würde Ihnen nur mein Geſicht, nicht mein Herz verſtecken.“ Sie ſchluchzte laut auf, und die Jungfer mußte ſie beinahe mit Gewalt aus dem Fenſter wegziehen, wo ſie lehnte, hinausſtarrend in den friedlichen Sommerabend. Schaudernd fuhr ſie vor dem großen Spiegel zurück, welcher ihr ein trübes Bild zeigte ſtatt ihres eigenen. Wenn Er, wenn Ferdinand, — — Nicht doch! Wo war Ferdinand in dem Augenblicke?

Im Salon verlangte man ſtürmiſch nach Renaten. Die Geigen ächzten ſchon unter den Händen der ſtimmenden Muſikanten. Lichter und Lampen brannten, fremde Prachtgewächſe hauchten ihren betäubend heißen Athem durch die in Haine und Beete verwandelten Zimmer, phantaſtiſche Geſtalten glitten wie Schatten über den Boden dahin, durch die Larve mit funkelnden Blicken einander meſſend und glühende Worte liſpelnd in das Geliſpel der Bäume. Endlich kam ſogar Emmerich ſelbſt herab, um an die verriegelte Thür des Allerheiligſten zu pochen. Die Jungfer öffnete, ohne ihrer Herrin Befehl abzuwarten, welche eben die letzte Mouche auf ihr ohne Maske bleibendes Antlitz drückte. Der Graf rauſchte

herein in ſeinem ſeidenen Hofkleide, oder nein, er blieb auf der Schwelle ſtehen, wie gebannt, und beugte, ohne eine Sylbe zu ſagen, das Knie zur Erde.

Emmerich führte Renaten hinauf. Bei ihrem Eintritt in den Saal ſchmetterten auf ſeinen Wink Pauken und Trompeten einen Königsgruß, durch welchen, noch ſchmeichelhafter und noch ſüßer dem Ohre, das allgemeine Geflüſter der Bewunderung drang. Die Quadrille begann und ſchloß. Renata wehte ſich Kühlung zu mit dem Fächer. Ihr Tänzer, glühender noch als ſie, erhitzt von der Tafel, vom Wein, von Liebe, wenn es Liebe war, was er empfand, führte ſie hinaus auf den Balcon. Die friſche Abendluft that ihr wohl. Eben krachte im Gebüſch der Signalſchuß zum Feuerwerk, und eine Rakete ziſchte brennend auf. „Welche Nacht," rief Emmerich aus, „o, welche Nacht! Auf, Renata, hinaus und hinunter! Sie folgen uns, meine Damen und Herren; eine Polonaiſe durch den Garten, damit wir das Feuerwerk in der Nähe genießen! Muſik voraus und Fackeln!"

Der Zug, im Garten angelangt, zerſtreute ſich bald. Das nächſte Paar hinter Emmerich und Renaten war ſein Schwager mit Einer der Couſinen. Sie wußten, wie Alle, nur zu wohl, was es galt, und lenkten discret und unvermerkt in einen Seitenweg ein. Renata bemerkte nach wenig Minuten, daß ſie ſo gut wie allein mit Emmerich wandelte. Erſchreckt wollte ſie zurück, aber wie eine eiſerne Klammer hielt er ihren Arm feſt. „Warum fliehen?" So ſprach er nah und dringend in ihr entſetztes Ohr. „Warum fliehen, und warum zaudern? Renata, wie lange wollen Sie mich werben und harren

laſſen? Ein Wort von Ihnen, nur ein Neigen dieſes göttlichen Hauptes, deſſen Schönheit mich zum Wahnſinn treiben wird, nur ein Druck dieſer Hand, der mir ſagt: Sie ſind mein!"

„Graf Emmerich," verſetzte Renata athemlos, um durch einen Scherz zu entſchlüpfen: „Sie vergeſſen unſer Coſtüme ganz; redeten die Chevaliers des vierzehnten Ludwig ſo zu ihren Marquiſen?"

„Spott, wo ich anbete; Eis, wo ich glühe! Renata, ſpannen Sie die Sehne nicht zu ſtraff! Sie wiſſen, daß ich Sie liebe; ſoll ich ewig unerhört bleiben?"

„Emmerich, dies iſt nicht die Sprache, die Ihnen ziemt und mir. Wir ſind allein, ſo gut wie allein. Ich bin in Ihrer Gewalt. Ehren Sie wenigſtens das Gaſtrecht, wenn Sie das Recht des Weibes verletzen wollen."

„Nein, Du entſchlüpfſt mir nicht," knirſchte außer ſich und voll Gluth der Ungar, in dem das wilde Temperament die Oberhand gewann. „Du ſollſt nicht, ſollſt mir nicht entſchlüpfen . . ."

„Ich ſoll nicht? Welch' ein Wort!"

„O verzeihe, Engel des Himmels, Du willſt nicht," ſagte er, ihre beiden Hände ergreifend, „ſprich es aus, daß Du nicht entfliehen willſt, daß Du mein biſt!"

„Meinen Arm laſſen Sie los, Herr Graf," flehte mit erhobener Stimme das geängſtete Mädchen, „weg mit dieſen Händen! Ein Ruf von mir, und dieſer Auftritt hat Zeugen!"

„Mag alle Welt ſehen, wie ich vor Dir kniee, Dich umſchlinge, Dich feſthalte!"

„O Gott, mein Vater! Graf Emmerich, ich beſchwöre

Sie, laſſen Sie los! Sie würden nicht ſo handeln, wäre mein Vater hier, hätte ich einen Freund, mich zu ſchützen.“

„Da iſt Einer,“ ſcholl eine dritte Stimme plötzlich zwiſchen Beiden, und ein Mann ſtand neben ihnen, wie aus dem Boden gewachſen oder vom Himmel gefallen. „Ein Freund, um auf Leben und Tod Sie vor jeder Beleidigung zu ſchützen!“

„Herr Roß, wenn ich nicht irre? Welche Unverſchämtheit?“

„Ich geb's zurück, Herr Graf! Unverſchämt nenne ich Denjenigen, welcher es wagt, eine Dame, die ohne Schutz iſt, durch Zudringlichkeiten zu quälen.“

„Sie vergeſſen, daß man ungehorſame Bediente mit der Peitſche zum Hauſe hinausweiſt!“

„Ihr Bedienter — ich?!“

„Wahrhaftig, vielleicht irr' ich mich; ich hielt Sie für den Hofmeiſter meiner Neffen, vielleicht ſind Sie irgend ein fahrender Ritter, ein Prinz incognito?“

„Ferdinand, antworten Sie ihm nicht,“ ſtöhnte Renata. „Halten Sie an ſich, um meinetwillen, ich ſuche Hülfe.“

„So ſteht es hier?“ ziſchte der Graf wüthend. „Alte Bekanntſchaft, wie ich merke. Kein Schritt von der Stelle, Fräulein. Und Du, Burſche, dort hinaus!“

„Herr Graf,“ unterbrach ihn Lobau, in ſeinen aufgehobenen Arm fallend, „zum letzte Male: geben Sie den Weg dieſer Dame frei. Was wir Männer unter uns abzumachen haben, findet ſich.“

Ein lautes Gelächter antwortete ihm und ein Schlag in's Geſicht. „Dies für Dich, toller Krüppel!“

Ferdinand taumelte zurück, raffte ſich auf, ſtürzte in das Gebüſch, woraus er hervorgebrochen war, riß mit der Kraft des Wahnſinns einen ſtarken Aſt vom nächſten Buſch, ſchwang ihn hoch und furchtbar ausholend über dem Grafen . . .

Aber noch ehe der Streich gefallen, fiel Derjenige, welcher ihn führen wollte, ſchwer zur Erde nieder. Ein Blutſtrom brach ihm aus Mund und Naſe hervor, ſeine Arme ſtreckten ſich wie im letzten Kampfe.

Bisher war der empörende Auftritt ohne Zeugen geblieben. Graf Emmerich hatte planmäßig ſeine Tänzerin an eine entlegene Partie des Gartens geleitet. Die übrige Geſellſchaft folgte nicht, weil ſie nicht ſtören wollte. Die freiere Sitte des Landes läßt da manches hingehen, was anderwärts nicht gutgeheißen würde. Bei dem unvermutheten Erſcheinen des ſogenannten Herrn Roß, Erziehers und Feſtordners, wollte der Graf anfangs nach Leuten rufen, allein theils ſcheute er aus vielen Gründen jedes Aufſehen, theils war er ſeiner Entſchlüſſe nicht mehr Meiſter. Erſt wie er Renaten ohnmächtig zuſammenſinken und ihren unglücklichen Beſchützer zu ſeinen Füßen leblos ausgeſtreckt ſah, erwachte ſein Bewußtſein wieder. Er rief um Diener und Fackeln.

In's Erdgeſchoß, auf Renata's Zimmer, wie ſie erwachend ſelbſt befahl, trug man möglichſt geräuſchlos den Verlorenen. Blos Renata und Emmerich folgten. Für die Uebrigen, welche aufgeſchreckt und mit allerlei Fragen herbeiſtürmten, ward die Thür geſchloſſen.

Ferdinand athmete nur noch ſchwach. Der Arzt ließ ihn, mitten unter weiblichem Putz und Maskentand, auf den Divan legen und lüftete ſein Kleid. Starke Mittel wurden angewandt, ein Aderlaß, Salze und Aether. Langſam öffneten ſich die Augen, mit ihrem erſten, ſtarren Blick Renaten ſuchend. Sie kniete wie damals zu Füßen ſeines Lagers. Emmerich ſtand von ferne, gebannt durch eine räthſelhafte Macht.

Als der Sterbende ſein Haupt langſam nach Renaten zu erheben verſuchte, beugte ſie ſich weinend über die blaue, erkaltende Hand und küßte ſie. „Nur einen Wink, Ferdinand, daß Du mir vergiebſt, mir, der Urſache aller Deiner Leiden!“

„Renata,“ lispelte er mit gebrochener Stimme, „meine Renata! Ich darf Sie alſo nennen, o, ich darf. Nicht meines Unglücks, meines Glückes Urſache, mein einziges Glück waren Sie!“

Seine Worte verloren ſich in leiſes Röcheln. Der Arzt erklärte auf des Grafen Frage leiſe, daß keine Hoffnung ſei, keine Rettung. Der geſchwächte, lang leidende Körper hatte die Gemüthsbewegungen der letzten Tage nicht ertragen können. Ferdinand wußte, als man ihn veranlaßte, mit den Kindern zu dem Feſte zu kommen, wem er dort begegnen würde. Er war zu ſchwach, um dem Verlangen, die Geliebte noch einmal zu ſehen, zu widerſtehen. In ſeiner dienſtbaren und untergeordneten Stellung, unter fremdem Namen, ungekannt von Allen und von ihr ungeahnt, durfte er darauf zählen, von Renaten nicht bemerkt, nicht erkannt zu werden. Obgleich im Geſicht von den Folgen ſeines Falles ziemlich

hergeſtellt, trug er doch in der Haltung des Körpers, im gänzlich veränderten Gange noch Spuren jenes Ereigniſſes, das ſeinem Leben eine ſo traurige Wendung gab. So konnte er es alſo darauf wagen, Renaten von fern zu begleiten, wie ein unſichtbarer Schutzgeiſt ſie zu umſchweben. Sein Schickſal wollte, daß er vor ihr und für ſie ſterben ſollte, wie er für ſie gelebt hatte. Die zu Grunde gerichtete Natur erlag dem letzten Sturme. Bei der Anſtrengung, womit er ſeine Waffe abriß und hob, brach ein Blutgefäß in der angegriffenen Bruſt, und das Leben floh auf heißen, dunklen Wellen davon.

Eine Ueberraſchung aber war dem Armen noch vorbehalten, auf die er nicht rechnete, die ihn von der Pforte des Todes noch einmal zurückriß: — ein Laut von der Stimme ſeiner Mutter. Die alte Frau, welche das Herz ihres Ferdinand kannte, meinte bei Renaten oder nirgends auf der Welt ſeine Spur wiederzufinden. Sie wollte, ſie mußte ihn ſehen, um in ſeinen Armen, dachte ſie, ruhig zu entſchlafen. So litt es ſie in dem kleinen Städtlein nicht, wohin ſie ſich zurückgezogen. Sie ſuchte Rybnik's in Wien auf und folgte ihnen auf Emmerichs Schloß. Gerade an jenem Abend des Balles traf ſie dort ein. Sie vermochte nicht zu Renaten durchzudringen, aber allerlei Erkundigungen bei der Dienerſchaft, Zufälligkeiten, mütterliche Ahnungen führten ſie auf den rechten, traurigen Weg. Gerade als Ferdinand, Renata's Hände feſt in den ſeinigen haltend und mit einem milden Himmelsblicke voll Duldung und Vergebung ſogar den Grafen ſtreifend, das Haupt zum ſpäten und letzten Schlafe neigte, erſcholl vor dem Fenſter und dann lauter noch

auf dem Gange draußen der alte, wohlbekannte Ton: „Ferdinand, mein Sohn, mein theuerſter, einziger Sohn, wo biſt Du? Deine Mutter ruft; Ferdinand, Deine Mutter will zu Dir!“

Er riß die ſtarren Augen ſtarr und groß auf, ſeine Geſtalt ſchnellte in den Kiſſen haſtig empor, lauſchend, wehrend, ſchauernd, und die bleiche Lippe lallte unverſtändlich:

„Vater im Himmel! . . . Iſt's möglich, — ſo gehe . . . dieſer Kelch an mir . . . vorüber!“

Dann ſank er in den Armen des Arztes und an Renata's Bruſt ſanft zuſammen und ſtreckte ſich lang aus.

Als die Mutter die Thür ſprengte, war der gequälte Geiſt ſchon zur Ruhe.

Meister Gutenberg's Tod.

1.

Hochzeit! — Ein luſtiges Wort, ein luſtigeres Ding, Ihr könnt Euch aber heut zu Tage kaum noch ein Bild machen von dem, was eine „Hochzeit“ in den guten alten Zeiten war, wovon Ihr jetzo nur den Schatten, den ſchwachen, ohnmächtigen Schatten beſitzt. Schwarze Geſtalten, vom Scheitel bis zur Zehe, ſo der Bräutigam, wie der Prediger, wie die Gäſte; ein weites, verziertes neumodiſches Zimmer, ein profaner Tiſch, auf dem eben die Agende und zehn Minuten ſpäter die Suppenſchüſſel ſteht, ein feines Mahl mit wälſchen Ceremonien und Complimentirungen — geht mir doch mit Euren Hochzeiten!

Da hättet Ihr zur rechten Stunde kommen müſſen in das Haus zum Humbrecht, belegen in der edlen Stadt Mainz, genannt: „Das goldne Mainz“, und zwar in jener Gaſſe derſelben, welche dermalen die Schuſtergaſſe heißt, damals die Quintinsgaſſe hieß, damals — nämlich im Jahr eintauſend vierhundert ſechzig und zwei. War das nicht eine Hochzeit im ächten Sinne, eine hohe, herrliche Zeit! Eben als es Mittag läutete, kam der lange, ſchmucke Zug aus der Kirche St. Quintin heraus und ſchritt um die Schuſtergaſſe, um in das Haus zum Humbrecht zu gelangen. Seinen Weg belagerte jubelndes Volk,

und Bürger und Bürgerinnen ſchauten neugierig aus den kleinen Fenſtern heraus, und Straßenbuben liefen hinterdrein, den Bräutigam zu hänſeln, wie es der gute alte Brauch will; einer der wenigen, welche geblieben ſind, und der jetzt nur ſpäter — nach der Hochzeit — und nicht mehr von Jungen ausgeübt wird.

Die Sonne ſchien hell und heiß in das Haus zum Humbrecht hinein; denn man ſchrieb den vierzehnten Auguſt des gedachten Jahres, als in demſelben Chriſtina Fuſt, die ehrſame Tochter des Druckers Johannes Fuſt, den Genoſſen des Vaters, Peter Schöffer aus Gernsheim, freiete. Darum ſtand das Druckhaus an jenem Tage auch offen von allen Seiten, und die ſchwarzen, geheimnißvollen Preſſen waren mit Blumen bekränzt, die Schrauben, Ballen, Stöcke ſeufzten nicht unter den rüſtigen Armen der Geſellen, das Papier und das edle Pergament lag feiernd in den Winkeln umher. Alle waren mitgezogen in St. Quintin, um der Trauung beizuwohnen, zahlreiche Geſellen, ſauber angethan, geſchaart um ihren Aelteſten, der die Fahne des Gewerkes mit dem Kaiſerlichen Adler trug. Selbſt der erſte Bürgermeiſter der Stadt, Jakob Fuſt, des Schwähers Bruder, ein Goldſchmidt und über die Maßen reich, war in Perſon erſchienen, um die Hochzeit ſeiner Nichte zu verherrlichen. Wer mochte es da dem Brautvater verdenken, daß er am Arm ſeines mächtigen Herrn Bruders ſtolz vor dem Paare einherſchritt und nur zu Zeiten leutſelig herübernickte und hinüber, wenn ihm aus dem Fenſter eine helle Stimme zurief: „Viel Glück, Meiſter Fuſt!“ oder: „Heil und Segen dem Druckhauſe!“

Das Brautpaar — der Wahrheit die Ehre! — hätte jünger ſein können, ohne darum zu Kindern zu werden, und wenn ihm, dem Peter Schöffer von Gernsheim, allerlei zum Adonis oder zum Apoll abging, ſo glich ſie, die Braut, dagegen auch nur in Einem Stücke der Medizäerin, aber fragt mich nicht in welchem. Wundern darf Euch das juſt nicht. Wenn Peter Schöffer ſchon im Jahre 1449 an der Akademie zu Paris als Kalligraph berühmt war, ſo mußte, als er ſich endlich durch ſeine Verdienſte um Meiſter Fuſt und deſſen Kunſt zu ſeinem Eidam aufgeſchwungen hatte, die Blüthe der Jugend und männlichen Liebenswürdigkeit wohl ſchon lange von ihm abgewelkt ſein. Chriſtina mochte ſich an die geiſtigen Vorzüge des Auserwählten halten, vielleicht aus mehr als einem Grunde; hatte ſie ſich doch dann erſt bereit erklärt, dem fremden Manne, der heimathlos und als Geſell des Vaters Haus betreten, ihre Hand zu reichen, als er ein Exemplar ſeines Prachtwerks, des herrlichen Pſalters von 1457, auf rothſammtnem Kiſſen ſeiner Dame zu Füßen legte. Die Rechte, welche die ſchönen, verzierten Initialen jenes Buches gezeichnet, die bunten Farben darin aufgetragen, die ſcharfen Typen deſſelben gegoſſen hatte, konnte Chriſtinen wohl würdig dünken, ſie durch das Leben zu geleiten, wäre ſie ſelbſt von Druckerſchwärze etwas in's Graue gebeizt geweſen, wie Dibdin boshaft behauptet hat.

Von jenem Jahre, von 1457 an, datirte die Verlobung des Paares. Der Vater aber, welcher ſeines Geſellen Kraft und Talent erſt ausbeuten zu müſſen meinte, hatte, als Bedingung des Vollzugs der Verbindung, die Vollendung der großen zweibändigen lateiniſchen Bibel

feſtgeſtellt. Am heiligen Johannistage des Jahres 1462 wurde an das Werk die letzte Hand gelegt, indem Peter Schöffer die Schlußworte ſelber nebſt ſeinem und des künftigen Schwähers Wappen auf den letzten Bogen druckte, und am vierzehnten Auguſt erfolgte endlich die Veröffentlichung der Bibel, ſammt der Hochzeit. Johann Fuſt gab, wie er ſchalkhaft ſelber äußerte, zwei koſtbare Schätze auf einmal an dieſem Tage heraus, einen mit Schöffer, den andern an ihn.

Beide Schätze hatten ſich auf dieſen ihren Ehrentag zum köſtlichſten aufputzen laſſen. Chriſtine prunkte in einem Kleide von ſchwerem, rothem Sammt, dergleichen zu jener Zeit von den Bürgermädchen nur wenig noch getragen wurde, und dazu ſtand das Kränzlein im Haare und die Schnur venezianiſcher Perlen, welche ihr der Ohm am Morgen geſendet, nicht übel. Die Bibel war ähnlich geſchmückt mit hellfunkelnden Spangen von Silber, und ſtand auf einem Tiſchlein zu aller Gäſte Ergötzlichkeit und Bewunderung aus.

Wie hoch es oben an der Tafel auch herging, wo Fuſt's Familie ſaß, den Bürgermeiſter an der Spitze und zu deſſen beiden Seiten das junge Paar, ſo ſpielte doch eine noch lautere und herzlichere Fröhlichkeit im Erdgeſchoſſe, wo für die Geſellen ein großer Tiſch bereitet war. Die patriarchaliſche Sitte, daß der Hausherr mit allen Seinigen aus einer Schüſſel ſpeiſte und daſſelbe Gebet für Alle vor der Suppe murmelte, dieſe Sitte war ſelbſt zu jener Zeit ſchon aus den reicheren Familien entwichen. Wo es ſich nun gar fügte, daß ein Großwürdenträger als Familienglied mit zu Tiſche ſaß, wie hier der

erſte Bürgermeiſter des Jahres, da mußte eine Sichtung der Vornehmen und Geringen doppelt ſtreng gehandhabt werden. Würde, wißt Ihr, hat Bürde; deshalb finden wir es begreiflich, daß der Bürgermeiſter, ſtatt in die Fröhlichkeit ſeiner Verwandten und Genoſſen mit einzuſtimmen, zuweilen recht ernſt und beſorglich drein ſah. Die Regierungsſorgen trübten ſeinen Blick und runzelten die hohe, glänzende Stirn.

Es lag eine bedenkliche Zeit über der guten Stadt Mainz. Zwei Krummſtäbe ſchlugen ſich um ihren Beſitz, und wie gut es auch unter dem einzelnen wohnen ſein mag, ſo trifft ſich's doch wohl, daß bei ſolchem Conflikt zweier, die härteſten Stöße immer auf den in der Mitte liegenden Kampfpreis fallen. Vor einem Jahre ſchon war der Erzbiſchof Dieterich von Iſenburg durch Papſt Pius ſeiner Würde entſetzt worden, weil er in ſeinem Schafſtalle die Gewalt des Oberhirten nicht gehörig reſpektirt hatte. Adolf von Naſſau, an ſeiner Stelle zum Erzbiſchof beſtellt, rüſtete ſich alles Ernſtes, um den Seſſel, von welchem Jener gutwillig nicht herabſteigen zu wollen ſchien, ſich mit gewaffneter Hand zu erobern. Alle Rheinlande, die Pfalz, Bayern, Würtemberg, ſelbſt das entferntere Brandenburg ergriffen in dieſem Streite Partei für und wider, und in der Stadt Mainz ſogar fanden ſich die Anhänger des noch regierenden Herrn und geheime Freunde der neuen Ordnung in ſchlecht verſteckter Feindſeligkeit gegenüber. Dazu regte ſich der vor vierzig Jahren mit Mühe beſchwichtigte Zwiſt der Bürger und der adeligen Geſchlechter von Neuem; Abkömmlinge von damals ausgewanderten Familien waren aus der Fremde heimgekehrt

und trieben ſich als Malcontente in der Stadt umher, nur auf Gelegenheit lauernd, um die aufgegebenen oder verlorenen Gerechtſame im Kriegstrubel, im Bürgeraufſtand und allgemeiner Verwirrung wieder zu gewinnen.

Das alles lag dem Bürgermeiſter von Mainz, Herrn Jakob Fuſt, ſtündlich im Sinn und verließ ihn ſogar am Hochzeittage ſeiner Nichte nur auf Augenblicke. Sobald ein Jubelruf von den Geſellen drunten, oder ein Lied, das man den Neuvermählten vor der Thüre ſang, in den Saal herauftönte, richtete er ſich ängſtlich in dem ſchweren, eichenen Lehnſtuhl auf und winkte den verſtummenden Gäſten, ſtill zu ſein und aufzuhorchen, wie er. „Es iſt eine böſe Zeit," ſeufzte er, mit dem Kopfe ſchüttelnd, und ſein Bruder Johannes ſeufzte als getreues Echo und ſchüttelte mit. Der Bräutigam war guter Dinge; ihn kümmerte die Beſorgniß des Politikers wenig. „Sind wir nicht," ſagte er, „ſicher wie in Abrahams Schooß, hier in unſerer freien Stadt Mainz, unter dem Krummſtab unſeres gnädigſten Erzbiſchofs, den Gott erhalten möge? Laß den Naſſauer nur werben und kabaliren, wir lachen ſeiner, ſo lange der Rhein und unſere guten Stadtmauern noch zwiſchen uns ſtehen. Und dann, blüht nicht unſere freie Kunſt mit jedem Jahre üppiger empor, ſtehen nicht fünf tüchtige Preſſen drunten im Erdgeſchoſſe, rühren ſich nicht täglich fünfzig rüſtige Arme in unſerem Dienſte? Weg, Herr Ohm, und Ihr, werther Herr Vater, mit Euren Skrupeln! Füllt mir die Becher und thut Beſcheid, wenn ich ſage: Hoch lebe das edle Druckergewerke, dreimal hoch!"

Die Gäſte ſtimmten mit ein, und noch klang der

Toaſt in ihren Ohren, als wüſter Lärm von unten herauf ſcholl, Getrappel und Gedränge auf der hölzernen Stiege, Geräuſch ſtreitender, erhitzter Stimmen. Der Hausherr wollte eben hinauseilen, nach den Friedensſtörern zu ſehen, als die Thüre ſich öffnete. Zwei Geſellen erſchienen auf der Schwelle, die einen Dritten, ein noch junges Bürſchlein, vor ſich hertrieben. „Meiſter," ſchrie der Altgeſell, „der Milchbart hier unterfängt ſich, Dein Feſt zu trüben, Dich, Deine Kunſt, Dein Gewerke in Deinem eigenen Hauſe zu verunglimpfen! —" „Ja," ſagte der Zweite, „und wir leiden das nicht, oder ich will im Leben ſo wenig eine Matrize wieder anrühren, als ein rothbackiges Mädchen!"

„Der Straßburger lügt," ſagte das Bürſchlein, ſich mit Mühe von ſeinen beiden Anklägern loswindend. „Ich habe Euch nicht gehöhnt, noch unſere edle Kunſt; Jene aber ſündigten mit frechen Stichelworten gegen Euern Eidam, ſogar gegen Jungfer Chriſtine, und ſeht, Herr, mein franzöſiſches Blut verträgt das nicht." — „Ruh' im Haus!" gebot Fuſt. „Straßburger, Du biſt der Aelteſte, Du redeſt zuerſt. Und den Pariſer laßt Ihr alle zwei los und ledig!"

„Herr, wir ſaßen einmüthig unten beim Biere, wie Ihr und Eure ehrſame Geſellſchaft, mit Reſpekt zu vermelden, hier bei Eurem Weine ſitzt. Da wurde geſungen, gezecht, gelacht, geſcherzt, und an Hader dachte keine Seele. Plötzlich — ich hatte ein unſchuldig Witzwort geſagt, wie es bei einer deutſchen Hochzeit Brauch iſt und ſein muß — —" „Was für ein Witzwort, Straßburger? Du mußt Alles fein wahr und vollſtändig wiedergeben."

— „Ich meinte," fuhr Jener ſtockend fort, „ich meinte —" Mit franzöſiſcher Schnellzüngigkeit unterbrach ihn der Pariſer und erzählte den Witz, einen derben Spaß, wie er dazumal bei einer Hochzeit in deutſchen Landen wohl anging, den ich aber nicht wieder ſagen mag.

Ein ſchallendes Gelächter der Männer, in das ſelbſt der Altmeiſter, Johannes Fuſt, mit einſtimmte, folgte auf den Bericht des Pariſers; nur Peter Schöffer war zornig von ſeinem Stuhl aufgeſprungen, eine halbe Verlegenheit kaum verbergend, und Chriſtine, ſeine Angetraute, erröthete noch dunkler als der Sammt ihres Gewandes. Der Straßburger bekam neuen Muth durch den glücklichen Erfolg ſeines feinen Scherzes und blickte mit gewiſſem Triumph auf den Pariſer herab, der ſeinerſeits nicht wenig verwundert war, mit ſeiner Erzählung nicht mehr ausgerichtet zu haben. Ihn lohnte für ſeine Zartheit und ſein ritterliches Gefühl nur ein holder, verſchämter Blick Chriſtinens, während der Altgeſell von Neuem anfing gegen ihn zu plaidiren:

„Seht, Meiſter, über ſolche unſchuldige Neckerei erhob der wälſche Fant ein großes Geſchrei, meinte, die Ehre Eures Hauſes und Eurer Jungfer Tochter ſei angetaſtet, wovor mich ja Gott in allen Gnaden bewahren möge, ſchlug auf den Tiſch und geberdete ſich nicht anders, wie ein Raſender. Als ihn der Frankfurter da mit einem brüderlichen Puff zu ſich ſelber gebracht hat und wir wieder hinter den Kannen ſitzen, fängt er von Neuem an. Wir tranken mitſammen auf die Ehre der Kunſt und auf tauſendjähriges Gedeihen. Steht er mit einem Male auf, hüpft mit ſeinen dünnen franzöſiſchen Froſch-Schenkeln

mit einem Satze auf den Tiſch, daß die Kannen umſtürzen, und ſpricht, wir ſollen auch Den nicht vergeſſen, der das Gewerke erſt erfunden und Euch zu Eurem ganzen Hausweſen, uns zu unſerer Kunſt, der ganzen Welt zum Lichte verholfen hätte. Sperren wir Maul und Naſe auf, meinen — der Herr verzeih' uns die ſchwere Sünd'! — er wolle einen Spruch ausbringen auf die heilige Dreifaltigkeit; er aber ſchreit, als ob ihm das Herz im Leibe ſpringen müßte: Herr Gutenberg ſoll leben, Herr Johannes Gutenberg von Mainz! Worauf ihn der Frankfurter bei einem Fuß packte und ich beim andern, riſſen ihn vom Tiſch, ſchleppten ihn herauf, und da iſt er nun, der in Eurem Hauſe dem Gutenberg die höchſte Ehre hat erweiſen wollen."

Der Straßburger ſchwieg. Die Geſellſchaft war, als er Gutenberg's Namen genannt hatte, in eine ſichtliche Verlegenheit gerathen; es ſchien, als ob über die Geſichter einzelner Gäſte ein Strahl hämiſcher Freude blitzte. Peter Schöffer ſchlug die Augen nieder und neſtelte verlegen an ſeiner Halskrauſe, während Meiſter Fuſt bald den Frankfurter, bald den Straßburger anblickte, nach Worten ſuchend, ohne dem lebendigen, funkenſprühenden Blicke des Pariſers begegnen zu wollen. „Kinder," hob er nach einer für Alle gleich unbequemen Pauſe an, „ſeid Ihr nicht Thoren, Euch an Eurem Feſttage um ſolche Dinge zu kümmern? Laßt doch den Gutenberg Gutenberg ſein, wie wir auch, und genießt der Gottesgabe in Frieden!"

„Herr," unterbrach ihn keck und mit begeiſterter Zunge der junge Franzmann, „Herr, das thaten wir. Aber ich will ein freies Wort in Eurem Hauſe haben, ſo frei wie

die Kunſt, welche ich drin ausübe. Und wenn jene Eurer und des Herrn Peter Schöffer von Gernsheim gedenken, ſeiner Letterngießerei und ſeiner Fertigkeit im Schnitzen, Malen und Drucken, ſeht, ſo ſoll man auch des Mannes nicht vergeſſen, durch den wir Alle worden ſind, was wir ſind, und darum ſag' ich es nochmals, und wer von Euch Vornehmen hier ſein Herz auf dem rechten Flecke hat, der thut mir Beſcheid: Der Gutenberg von Mainz, der erſte Drucker in der Welt, ſoll leben!" — Mit drei raſchen Schritten war der kecke Burſche an die Tafel gegangen, hatte, ehe ihn Jemand zu hindern vermochte, einen Pokal ergriffen und ihn in einem Zuge geleert. Eben als er ihn kräftig wieder auf den Tiſch ſtauchte, riß ihn Meiſter Fuſt, glühend vor Aerger im ganzen Geſichte, zurück. „Bube," rief er mit erſtickter Stimme, „was unterfängſt Du Dich?" — „Ich thue, was Ihr ſelbſt längſt hättet thun ſollen, wenn Ihr's noch nicht gethan habt," erwiderte unerſchrocken der Franzmann, deſto ruhiger werdend, je mehr ſein Meiſter ſich ereiferte.

„Was, Du höhnſt mich, Angeſichts meiner eigenen Gäſte und meines Bruders, des zeitigen Herrn Bürgermeiſters? Den Augenblick hinaus, Burſche! Geh hin zu Deinem Gutenberg, ſieh, ob er Dir Arbeit geben kann an ſeinen großen Preſſen; zieh mit ihm, mit Deinem Helden auf die Landſtraße — hinaus, ſage ich!" Er ſchleuderte dem Pariſer einige Geldſtücke zu und wies ihm, vor Wuth bebend die Thüre. — „Mein Herr Fuſt," ſagte Jener, während er die Geldſtücke vom Boden zuſammenſuchte, „ich nehme nur meinen Wochenlohn, nichts Geſchenktes, wenn ich das Silber hier aufleſe. Zu dem

Meiſter Gutenberg kann ich nicht gehen, das wißt Ihr ſo gut als ich. Seit er ſein Werkzeug an Euch hat ausliefern müſſen für ein paar hundert Gulden, die Ihr ihm geliehen, um damit zu wuchern, ſeit der Zeit hat er keine ordentliche Preſſe wieder zu Stande gebracht. Wie das ſo geht in der Welt, der Eine hat den Geiſt, der Andere das Geld!“

Ein Fauſtſchlag brannte auf der Wange des Franzoſen. Seines Ingrimms nicht mehr mächtig, hatte Johannes Fuſt nach ihm geſchlagen, und wären Schöffer und die beiden Geſellen nicht dazwiſchen geſprungen, würde er ſich über den Tollkühnen hingeworfen und eine ärgerliche Scene vor ſeinen Gäſten geſpielt haben. Es entſtand eine allgemeine Aufregung in dem Gemache; Chriſtine flüchtete ängſtlich in die Arme ihres Ehegemahls; die Fremden ſchalten, drohten, kicherten, ziſchelten unter ſich, die beiden Geſellen hielten den Franzoſen mit aller Mühe feſt, und Dieſer rief mit ſeiner hellen, unbezwinglichen Stimme in den verworrenen Lärm hinein: „Herr Fuſt, Ihr habt kein Recht, mich zu ſchlagen! Ihr hattet es nicht, als ich in Euren Dienſten war, jetzt habt Ihr es noch viel weniger. Ich verlange meine Genugthuung von Euch.“ — „Werft den Schreier hinaus!“ gebot der Bürgermeiſter mit Würde, und die Geſellen verſuchten es, wiewohl umſonſt, ihm zu gehorſamen.

„Ich gehe von ſelbſt,“ knirſchte der Pariſer, „ſobald die deutſchen Fäuſte mich loslaſſen, nicht eher. Ja, ich will zu Herrn Gutenberg gehen und ihm lieber die Schuhriemen auflöſen, wenn ich an ſeiner Preſſe nicht dienen kann, als länger in einem Hauſe bleiben, wo man ein

freies Wort gefangen geben muß. Du, Fuſt, und Du, Schöffer, was wär't Ihr denn ohne ihn, den Ihr übervortheilt habt und hinausgeſtoßen und um das Seine gebracht? Fluch dieſer ungaſtlichen, dieſer verrätheriſchen Schwelle! Und hütet Euch, die Ihr unter dieſem Dache wohnt, daß die Brautfackel, welche heute drunter lodert, nicht über Nacht zum rothen Hahne wird, der ſeine Flügel über den Trümmern Eures unrechtlichen Reichthums zuſammenſchlägt."

Bei dieſen leidenſchaftlichen Worten hatten die Geſellen den Sträubenden bis zur Thüre gedrängt; ein Stoß, und er flog hinaus, polterte die Stiege hinunter, den Frankfurter und den Straßburger mitreißend.

Schöffer warf die Thüre hinter den Friedenſtörern zu, führte ſeine Chriſtine ſorglich auf ihren Seſſel zurück, ſprach den beſchämten und erzürnten Vater zur Ruhe und erreichte wenigſtens ſo viel, daß der Schein eines Feſtmahles bei den verſcheuchten und beunruhigten Gäſten allmählich wieder einigermaßen hergeſtellt ward.

2.

Wenn der Leſer nicht verwöhnt worden iſt durch die geräumigen, hellen Säle, in denen die Koryphäen der heutigen Typographie ihre ſchauluſtigen Gäſte umherführen, wenn er bei dem Worte „Druckwerkſtatt" nicht an Stanhope-, Schnell- und Dampfpreſſen denkt, nicht an rieſige Stereotypmaſchinen, nicht an elegante Ateliers, an Schiffe und Tenakel von polirtem Holz, an funkelnde Schrauben,

an ſcharfe Lettern, an zierliche Rahmen, dann ſage ich, wird er vor dem düſtern, niedern Gemach, in welches ich ihn eben einführe, nicht zurückſchaudern. Wir kommen aus einer lauen, herrlichen Mondnacht, auf den grünen Wellen des Rheins lagern breitglühende Silberſtreifen, um die fernen Rebenberge webt ein leiſer Duft, und lange, ſcharfe Schatten ſtrecken ſich über die Gaſſen des alten Mainz.

Das alles laſſen wir dahinten. That es nicht eben ſo jener greiſe Mann, welcher, geſenkten Hauptes, Auge und Seele vertieft in ſein peinliches Werk, noch allein am Setztiſche ſtand? Wo waren ſeine Geſellen? Gegangen, um in der warmen Nacht umherzuſchweifen, ſich zu ſchaukeln im langen Kahne, in der Schenke zu ſitzen, mit ihren Mädchen zu koſen an den lauſchigen Kirchthüren. Und warum ſuchte er ſelber, der einſame, nächtige Arbeiter, die Ruhe nicht, ſeinen gerötheten Augenlidern, ſeiner gefurchten Stirne, dem gebeugten Rücken ſo nöthig?

Eine mehr qualmende als erleuchtende Lampe hing an dem Balken, welcher die niedere Decke des Gemaches in zwei gleiche Hälften ſchied, gerade über den Setztiſch herab, woran Johannes Gutenberg arbeitete. Denkt Euch unter jenem nicht ein bequemes Möbel der neueren Zeit, mit Letternkäſten, Winkelhaken, Tenakel, Schiff, Columnenſaden und allem ähnlichen Zuthat! Es war vielmehr eine breite Tafel von ſchwerem Eichenholz; darauf ſtanden in einzelnen leinenen Säcken, der Folge nach, die Lettern; die Form, worin ſolche geſetzt werden ſollten, lag vor dem Arbeitenden, und auf einem grob geſchnitzten Pult lehnte der ſchwere Foliant, welcher als Manuſcript diente.

Möge der Setzer, der gegenwärtige Zeilen eben zuſammenlieſt, all' ſein Murren gegen die unleſerliche Handſchrift des Verfaſſers bitter bereuen, indem er ſeine Aufgabe mit der ſeines großen Ahnherrn demüthig vergleicht! Braucht er, wie dieſer, ſich auf das Manuſcript herniederzubeugen und dann wieder auf ſeine Tafel, in den Säcken zu ſuchen, die Letter behutſam neben ihren Vorgänger zu ſtellen, wieder nach dem Manuſcript zu blinzeln und die ganze obige Prozedur zu wiederholen, bis eine mühſelig geſetzte Columne an dem Faden aufgereiht werden kann? Muß er, wenn ſeine Nachläſſigkeit durch Druckerſünden heimgeſucht wird am Korrekturtiſche, den ganzen Faden wieder auflöſen und von vorne anfangen?

Unheimliches Gemach, in dem der Erſte aller Buchdrucker arbeitete, kleine Wiege eines Rieſenkindes, arme Hütte, wie abſtechend gegen die Paläſte, die des Erfinders Jünger ſich bauen! Die Läden waren feſt verſchloſſen, um den blauen Lichtſtrömen des Mondes keinen Eingang zu verſtatten; Druckerſchwärze, Oel und Ruß hatten die gepreßte Atmoſphäre verſetzt, eine unheimliche Stille waltete darin, nur unterbrochen durch das eintönige, leiſe Klappern der metallenen Buchſtaben gegen einander. O, ich mag Euch dieſes dunkle, rührende Bild nicht weiter ausmalen, das Bild des alten, ſchwachen Mannes mit dünnem Gelock um die hohen Schläfe, deſſen Finger nur zitternd dem ſpäten Werke zu dienen ſchienen, deſſen Kniee einzubrechen drohten, dem es vor den Augen flimmerte, ſo oft er (es geſchah freilich ſelten genug) eine Seite in ſeinem Folianten umwenden und deswegen eine Sekunde raſten mußte! Denkt Ihr Euch Gutenberg lieber als Euren

Gutenberg, wie er heute in ehernem Schatten auf dem Domplatze zu Mainz ſteht.

Er wandte ſich um — Johann Gutenberg in ſeiner engen Werkſtatt — als hinter ſeinem Rücken die Thüre knarrte. „Dacht' ich's doch," ſagte Einer der Eintretenden halblaut zu dem Andern; „da ſteht er noch an der Arbeit." Sein Gefährte zuckte die Achſeln, und beide traten, der Erſte mit ehrfurchtsvoll entblößtem Haupt, zu ihm heran. Er erwiderte freundlich ihren Abendgruß. „Geliebt's Euch, werther Doktor," ſprach er zu dem Zweiten, „mir noch eine Weile zuzuſchauen, ſo rückt Euch den Seſſel dort heran, und macht's Euch bequem, ſo gut's eben bei mir gehen will. — Beildeck," ſagte er hierauf zu dem Andern, „Du haſt doch beim Eintreten die Offizin wieder ſorgſam zugeſchloſſen?" — „So habe ich, lieber Herr," erwiderte Jener. „Allein nun laßt auch ab von Eurem nächtlichen Thun. Es muß nah an Mitternacht ſein, und Ihr ſteht noch am Tiſche. Gedenkt Ihr denn gar nicht an Euch ſelber, und nicht an Freunde, die es wohl mit Euch meinen?" — Der Alte ergriff mit einer rührenden Zärtlichkeit die eine Hand ſeines Herrn und drückte ſie an ſein Herz. Ein treues Herz, dieſes, und das einzige, welches unwandelbar für Gutenberg klopfte, von der Stunde an, da er zum erſten Male aus den Thoren ſeiner Vaterſtadt ritt, gen Straßburg hinauf, ein junger, ſtattlicher Mann, bis auf die heutige.

Der mit ihm gekommen, war der Doktor Humery, Syndikus der freien Stadt Mainz, ein hochweiſer, auch in der Rechtswiſſenſchaft gar gelehrter Mann, von dem alle Chroniken melden, er habe mit ſehenden Augen blind

ſein können und ſchwarz weiß, weiß aber ſchwarz genannt, eine Kenntniß, die ſeither ſeinen zahlreichen Nachfolgern gänzlich abhanden gekommen iſt. Humery nannte ſich einen Gönner Gutenberg's: denn als dieſer im Jahre 1455 auf den Spruch des Mainzer Gerichts ſein ſämmtliches Werkzeug, ſelbſt das mit demſelben Geſchaffene an ſeinen edelmüthigen Gläubiger, Herrn Johannes Fuſt, herausgeben mußte, als er von Straßburg, wohin er voll Zornes über ſeine undankbare Vaterſtadt geflohen war, unverrichteter Sache wieder gen Mainz kam und dort eine Stätte ſuchte, aber lange umſonſt, wo er der Welt nützen könnte: da war es eben jener Syndikus, Doktor Humery, welcher ihm nicht nur ſiebenzig Gulden zur Herſtellung neuer Preſſen vorſchoß, ſondern ihm auch jenes oben beſchriebene Gemach in ſeinem eigenen Hauſe zur Werkſtatt überließ. Dafür, ſo lautete die Vereinbarung, ſollte Herr Johann Gutenberg das Geſchäft auf Humery's Vortheil und Nachtheil betreiben. „Seht," ſagte der uneigennützige Syndikus, „Ihr ſeid ein alter Mann, ich will nicht, daß Ihr von Neuem zu Schaden kommt. Wohlan, betreibt Ihr Euer Weſen auf meine Rechnung, und was Ihr beſchafft, ſei mein gegen eine billige Quote für Euch, und was Ihr verthut, ſei mein Verluſt. Aber hütet Euch vor Euren alten Stücken!"

Gutenberg hatte zu allem Ja geſagt, von ganzem — oder von gebrochenem? — Herzen. Er wollte ja nur ſeine Kunſt, ſeine allgeliebte, welcher er ein junges, ſtolzes, reiches Leben geopfert hatte, wieder anbauen können; mit den dunkeln Lettern, in denen eine magnetiſche Kraft für ihn lauerte, wollte er ſpielen, ſtatt mit Kindern, die ſeinem

Alter verſagt waren. So ſchlug er denn in dem Hinterhauſe des Syndikus ſeinen Sitz auf, und nur das hatte er ſich ausbedungen, daß er an der letzten Preſſe arbeiten wollte, am weiteſten von den ſchmalen Fenſterlein entfernt, welche auf den Hof ſchauten, und daß, ſobald der Abend graute, die Blenden vor jenen Fenſtern flugs geſchloſſen ſein müßten. Warum? Das ſag' ich Euch in wenig Worten. Seht, aus jenen Fenſtern des Hinterhauſes vom Doktor Humery blickte man auf ein anderes, altes, winkelig gebautes Haus. Und der Zufall hatte es juſt ſo gefügt, daß dieſes Haus Gutenberg's Vaterhaus war, ſeiner freiadligen Familie Stammhaus „zum guten Berge", das er hatte veräußern laſſen müſſen, als er in der Fremde war und die Kunſt der Buchdruckerei erfand. Vielleicht, daß ſich die alten Augen des Mannes nicht daran gewöhnen konnten, vom Setztiſche aus den Erker zu ſehen, in dem der Knabe geſpielt hatte. Heutzutage hat die löbliche Mainzer Caſinogeſellſchaft ihr Zelt im Hofe Gutenberg aufgeſchlagen; wenigſtens beſagt eine Inſchrift im Hofe des Lokals, daß dies dieſelbe Stelle ſei, wo des „unſterblichen Mitbürgers" Haus geſtanden habe.

Der (ſterbliche) Zeitgenoſſe deſſelben, Doktor Humery, hatte aber kaum eine Minute über Johannes Schulter geſchielt, als er kopfſchüttelnd ſagte: „Mich dünkt, werther Meiſter, Euer Werk ſei ſeit einer Woche nur um ein Geringes gefördert worden?" Gutenberg antwortete nur mit einer tiefen Röthe, welche — dem Abendroth über ſtarre Eisberge möcht' ich ſie vergleichen, oder einem zornig aufſtrahlenden Nordlicht — auf den bleichen, magern Wangen entbrannte. Humery fuhr fort: „Zwei Eurer

beſten Geſellen habt Ihr fortgeſchickt, weil Ihr, ſagtet Ihr, Euch nicht mit ihnen vertragen konntet.“ — „Und ſo war es, mein Herr Doktor! Sie druckten nach der neumodigen Art, ohne einen Faden durch jede Columne zu ziehen. Dabei aber kann nichts Geſcheutes heraus kommen.“ — „Ihr habt aber doch geſehen, daß die Bibel, die Fuſt und Schöffer dieſer Tage ausgegeben haben, ein prächtiges Werk geworden iſt und, wie Ihr ſelber eingeſtehet, Euer Katholikon, das letzte und das einzige große Buch, ſo von Eurer Preſſe gedruckt worden, bei Weitem übertrifft.“

Gutenberg machte ſtillſchweigend ein Zeichen in ſeinem Folianten, ſchlug ihn zu, band die Letternſäcke zuſammen, ſchob ſie ſammt dem Schiff, worauf die geſetzte Columne noch ſtand, in die Lade des Tiſches, wuſch ſich die Hände und ging in der Stube auf und ab. — „Ihr habt ihn böſe gemacht,“ flüſterte Beildeck mit einem grimmigen Geſichte dem Syndikus zu. „Nun ſehet zu, wie Ihr mit ihm fertig werdet!“ Er ging hinaus und warf die Thüre klirrend hinter ſich in's Schloß.

Der Syndikus faßte Gutenberg begütigend am Arme. „Meiſter,“ ſprach er, „deutet mir's nicht übel, wenn ich Euch zu Zeiten ein Wort ſage, das wohl hart klingen mag, aber, weiß Gott, von Herzen kommt. Schaut doch, Ihr verliert ſo viele Zeit mit Grübeln und Denken, wie es wohl noch beſſer zu machen ſei, und während deſſen beuten raſchere Hände aus, was Euer Geiſt erſonnen. Der Peter Schöffer zum Exempel, hat er nicht ein hübſches Vermögen ſich zuſammengedruckt und eine reiche Frau obendrein? — Alsdann,“ ſo fuhr der Syndikus

fort, als Jener noch hartnäckig ſchwieg und mit großen Schritten in der Werkſtatt auf und niederging, „alsdann werdet Ihr mit den Jahren ſo übelnehmeriſch und grillenhaftig, daß doch auch der Sanftmüthigſte mit Euch nicht mehr zurechtkommt. Denkt doch an die vielen Prozeſſe und Händel, die Euer junges Leben getrübt haben. Und, da wir einmal dran ſind, uns das Herz gegen einander auszuſchütten, was habt Ihr nun davon, daß Ihr Eure Kunſt noch immer ſo geheim haltet, ſie bei verriegelten Thüren treibt, den Geſellen anbefehlt, nicht draußen umherzulungern und das Werk zu verrathen? Iſt's doch nicht mehr wie in den erſten Zeiten, da Ihr von Straßburg heimkamt und Eure erſten Donate drucktet. Damals mochtet Ihr wohl ein Hehl haben von dem, was Ihr erfunden; aber jetzo, da Fuſt und Schöffer eine große, offenkundige Werkſtatt im Humbrecht halten, ſammt vielen Geſellen aus aller Welt Gegenden, da in andern Städten der deutſchen Lande, in Bamberg, in Straßburg, in Frankfurt fremde Hände ernten, was Eure geſäet haben, der klugen Niederländer zu geſchweigen, ſo ſieht man doch wahr und wahrhaftig nicht ein, warum Ihr Euer Werk wie einen Stein der Weiſen verborgen halten wollt, dermalen ſolches Euch nicht, wohl aber Euren Feinden nützen und frommen mag?“ — Still ſchwieg der kluge Syndikus und erwartete, welchen Eindruck ſeine wohlgeſetzte Rede auf den ſtummen Zuhörer machen würde. Gutenberg hatte während derſelben ſeinen Mantel vom Haken genommen, ſein ſchwarzes Sammtbarett aufgeſtülpt und ſprach nun, dem Stadtſchreiber feſt in's Auge ſehend: „Es iſt ein altes Wort, daß Thoren in einem Athem

mehr fragen können, als Weiſe in einem Tage beantworten mögen.“ — Weiter ſagte er kein Wort, ſondern ging mit einem gleichgültigen Gruße an dem Stadtſchreiber vorüber, der Thüre zu; dort wandte er ſich noch einmal um. „Uebrigens,“ ſagte er, „wiederhole ich Euch nochmals, daß ich nicht Meiſter Gutenberg bin und heiße, mein gelehrter Doktor, ſondern Herr Gutenberg, eines freien, adeligen Stammes Sohn, wie Ihr ſelber am beſten wiſſen möget.“ Damit ging er hinaus und ließ den Syndikus mitten im Zimmer ſtehen.

Mann, wie voll mochte Dein Herz ſein von Bitterkeit und Unmuth, als Du die einſame Straße dahin ſchritteſt, in Deinen Mantel gehüllt, die Hände feſt über der arbeitenden Bruſt zuſammengedrückt! Du gedachteſt gewiß an alle Unbill, die Dir hier ſchon widerfahren war in Deiner Geburtsſtadt, und wie Die, für welche Du gearbeitet hatteſt, ihren Fuß auf Deinen Nacken ſetzten, den freien, adeligen. Deine Sterne waren im Sinken!

Am Morgen hatte Johann Gutenberg ein prächtiges Exemplar der Bibel geſehen, welche Fuſt und Schöffer wenige Tage zuvor ausgegeben. Der Erfinder konnte es ſich, trotz allem perſönlichen Stolze, nicht verheimlichen, daß er von ſeinen Jüngern überflügelt worden war. Er gehörte zu jenen erleuchteten Geiſtern, die, zur Empfängniß der größten Ideen und der wichtigſten Erfindungen prädeſtinirt, eben wegen dieſes überwiegenden Sinnes für das Große unglücklich ſind in den Details künſtlicher Ausführung, noch mehr ungeſchickt in dem praktiſchen Ausbeuten des Gewonnenen, während Peter Schöffer, gebildet in Paris, abgerieben in engen und weiten Be-

ziehungen des Lebens, vermöge ſeiner leichtauffaſſenden und gewandten Anſchicklichkeit einen gegebenen Gedanken vortrefflich zu verfolgen verſtand, und ſein Schwiegervater Fuſt zum merkantiliſchen Betrieb eines neuen Geſchäftes vor Vielen tauglich war. Ihnen Beiden mußte es leicht werden, nicht nur den gealterten Erfinder, als ſie ſeiner entrathen konnten, aus dem Geſellſchaftsverbande, darin ſie früher mit einander geſtanden, zu vertreiben, ſondern auch für ſich das Geſchäft auf ungleich zweckmäßigere und ergiebigere Art, eben nur als ſolches, zu betreiben.

Gutenberg erkannte das. Als er im Jahre 1460 ſein Katholikon vollendet vor ſich liegen ſah, und die magern, übel geformten Typen im Geiſte zuſammenhielt mit den prunkenden Lettern im Pſalter von Fuſt und Schöffer, übermannte ihn ein ſo wehmüthiges Bewußtſein ſeiner eigenen Werthloſigkeit, daß er ſeit der Zeit nicht, wie Jene, unter jedes zu Stande gebrachte Werk prahlend ſeinen Namen ſetzte, ſondern nur in einer beſcheidenen Nachſchrift ausſagte, es ſei dieſes Buch „unter dem Beiſtande des Allerhöchſten, auf deſſen Wink die Zungen der Kinder beredt werden, und der oft den Kleinen offenbart, was er den Weiſen verbirgt, gedruckt worden," und zwar fügte er hinzu, „in der guten, der ruhmreichen deutſchen Nation angehörigen Stadt Mainz, welche die Güte Gottes mit ſo hehrem Geiſteslichte und freiem Gnadengeſchenke den anderen Völkern der Erde vorzuziehen und zu verherrlichen geruht hat." — Rührende, kindliche Pietät eines Sohnes gegen die Stiefmutter! Um wie viel größer und — deutſcher, als der römiſche Starrſinn, der im Sterben

noch nicht einmal die Gebeine dem undankbaren Vaterlande gönnt!

Wenn aber der Syndikus Gutenberg den Vorwurf machte, er halte ſein Werk über Gebühr und unnöthiger Weiſe geheim, ſo hatte es auch damit in ſo weit ſeine Richtigkeit, als er daſſelbe nicht bloß handwerksmäßig betrieben wiſſen wollte. „Soll ich,“ ſagte er, „nur eine neue Gilde geſchaffen haben in der Mitte der andern, und meinen altadeligen Wappenſchild neben die Zeichen der niederen Gewerke an Herbergen und Zunfthäuſer nageln ſehen? Meine Kunſt iſt ein geiſtiges Eigenthum meiner ſelbſt; ſie bleibe es und werde, obſchon verwandt zum Nutzen aller Welt, doch nur von Eingeweihten geübt und fortgepflanzt. Mögen ſich jene, wenn ſie wollen, auf eine Stufe ſtellen mit dem Schneider, der mir mein Kleid auf Beſtellung fertigt, und Bücher drucken, wie man Schuhe flickt. Mir gilt es ein Höheres, ein ſtetes Vervollkommnen und Steigen in meinem Werke, und eine freie Betriebſamkeit, deren ſich meine Hand und mein Name nicht zu ſchämen haben.“

Armer Wandler im Mondenſcheine, träumender Joſeph! Du wußteſt nicht, welch' eine ernſte Sache es iſt um das Erfinden. Die Erfindung begräbt ihren Erfinder, und je einflußreicher und zeitgemäßer ſie iſt, deſto ſchneller verſchwindet aus der Reihe der angeregten Kräfte diejenige, welche zuerſt anregte. In geiſtigen Thätigkeiten gibt es kein Monopol und kein Privileg. Die Idee iſt von dem Augenblicke an, wo ſie hell und klar die Seele erfüllt, ein gemeinſames Gut; was der Eine gefunden und gewonnen, wird durch den Zweiten auf ſeine Weiſe gefördert,

verbeſſert, benutzt, und ſtrömt dann durch alle Pulsadern des Lebens. Da verſchwindet der Name und die Perſönlichkeit des Einzelnen, wie ſehr er ſich auch gegen das Ueberwältigen von ſeinem eigenen Werke wehre. Aber was ihm nicht verſtattet iſt, wird der dankbaren Nachwelt ein ſchönes Bedürfniß. Sie ſtrebt Denjenigen ausfindig zu machen, welcher den größten und hauptſächlichſten Antheil an der Erfindung hatte. Darum vielleicht, daß an derſelben Stelle, wo Du in mancher Nacht verzweifelnd und in tiefſter Seele zerriſſen ſtill ſtandeſt, um einen fallenden Stern auf ſeiner raſchen Bahn zu verfolgen, jetzunder Dein eherner Schatten ſteht, von Tauſenden bewundert, gekannt, verehrt! Vielleicht aber auch, daß wieder um eintauſend Jahre ſpäter ein Torſo dort aus Grabhügeln und Trümmern geſchaufelt wird, von dem die Wilden nicht wiſſen, daß er den Leib Gutenberg's, des Erfinders einer vergeſſenen Kunſt, einſt einmal vorſtellen ſollte.

3.

Als Johann Gutenberg heimkam in ſeine enge Behauſung, fand er außer dem treuen Beildeck noch einen jungen Fremdling ſeiner harrend, der ehrerbietig aufſtand, ſobald Jener eingetreten war. Verwundert über den ſpäten Beſuch, fragte er nach deſſen Urſache. „Herr," war die Antwort, „ich bin gekommen, um das edle Gewerk in Euch zu grüßen," und zugleich ſagte der junge Mann ſeinen Spruch auf: „Gott ehre das Gelag, heute, morgen und den ganzen Tag; Iſt es nicht groß, ſo iſt es doch

nicht an Ehren bloß.“ — Gutenberg nickte nicht eben freundlich. In der Stimmung, worin er ſich gerade befand, konnte er den ſpät anſprechenden Geſellen nicht übermäßig willkommen heißen, mußte aber doch, wollte er nicht für übermüthig gelten, ihn mit einem Gegengruß und einem Zehrpfennig ziehen laſſen. Denn wie jung auch das Druckergewerke ſein mochte, ſo hatte es ſich doch bei der ungemeinen Durchbildung alles Zunft- und Gildeweſens im Mittelalter um ſo ſchneller in eine beſtimmte Form emporgearbeitet, als ähnliche Gewerke z. B. der Kartendrucker, Holzſchnitzer, Bildermaler u. ſ. w. ſchon lange vorher in den Niederlanden, in Frankreich und in Deutſchland beſtanden. Nur ſo kann es erklärt werden, wenn wenige Jahre ſpäter, nicht nur in Deutſchland, im Elſaß namentlich und am Niederrhein, ſondern auch in Italien, Frankreich, Holland und England, ſowohl einzelne Druckoffizinen und Meiſter, wie ganze Druckergilden vorkommen.

Der Geſelle ſchüttelte, als ihm Beildeck auf Gutenbergs Geheiß einen Dank gereicht hatte, höflich mit dem Kopfe. „Verzeiht, edler Herr!“ ſo wandte er ſich zu Jenem, „ich bin nicht auf der Wanderſchaft und bloß wegen eines Geſchenkes eingekehrt. Ich ſuche Arbeit bei Euch, ſo Ihr zwei rüſtige Arme und ein leichtes Herz brauchen mögt.“ — Gutenberg wurde aufmerkſam durch die gefällige und bei aller Ungebundenheit doch anſpruchloſe und beſcheidene Sitte, womit der Fremde ſich ihm vorſtellte. „Du biſt kein Deutſcher,“ ſagte er zu ihm, „Dein Accent verräth den Ausländer.“ — „Nein, Herr, ein deutſches Blut bin ich nicht, nur zur Hälfte wenigſtens

dem Vater nach; meine Mutter iſt eine Franzöſinich bin ein Pariſer. Ich war Kartendrucker, bis mich der Ruf von Eurer neuerfundenen Kunſt erſt nach Straßburg gezogen hat, hernach hierher gen Mainz. Bis vor einigen Tagen habe ich bei Meiſter Fuſt in Arbeit geſtanden. Nun er mich jüngſtens weggejagt hat, ſpreche ich bei Euch vor."

Die Nachricht war wenig geeignet, den Pariſer ſeinem geſuchten Gönner zu empfehlen; Dieſer erwiderte ihm vielmehr nicht ohne Bitterkeit im Ausdruck: „Wenn Du meinſt, Burſche, Du fändeſt bei mir eine volle Tafel und eine bequeme Preſſe, wie Du ſie dort verlaſſen, ſo irrſt Du Dich. Koſt gebe ich meinen Geſellen gar nicht, und Arbeit iſt zur Zeit auch nicht im Uebermaße da." — Der Fremde ſah traurig vor ſich nieder. „Herr Gutenberg," ſagte er, „Ihr thut nicht wohl, mich ſo kühl und unwirſch gehen zu heißen. Ich weiß, daß Ihr zwei Arbeiter weggeſchickt habt, weil ſie Euch nicht zu Willen geweſen ſind, und daß Ihr eine redliche Hülfe in Eurer Werkſtatt, wie klein ſie auch ſein mag, bedürft. Probirt es einmal mit mir, ich bin ein ehrliches Kind ehrlicher Eltern und heiße, mit Vergunſt, Claude Musny, Sohn von Gisquette Musny."

Gutenberg horchte genauer auf, nicht bei dem Namen des Sohnes, ſondern bei dem der Mutter. Eine augenblickliche Bewegung ſchien ſich ſeiner zu bemächtigen, als er die Züge des jungen Franzoſen aufmerkſamer betrachtete. „Gisquette hieß Deine Mutter, ſagſt Du? — ein hübſcher Name!" — So ſprach er mehr vor ſich hin, als zu Jenem und ſetzte nach einer kurzen Pauſe hinzu: „Es

thut mir leid, Claude, aber es kann nicht ſein. Ich brauche Deine Hülfe nicht.“ — „So lebet wohl, Herr Gutenberg, und möge es Euch ſo gut ergehen, als es einer Eurer treueſten Jünger wünſcht!“ Mit dieſen Worten faßte der junge Mann des Alten Hand, küßte ſie, ehe es Jener zu hindern vermochte, und ſchied.

Beildeck, der während der Unterredung das Lager ſeines Herrn zurecht gemacht hatte, ſagte, indem er ihm den Mantel abnahm, ſchüchtern zu ihm: „Ihr hättet die freundliche Haut nicht ſo von Euch weiſen ſollen, Herr Gutenberg! Würdet es auch nicht gethan haben, wenn der närriſche Kauz nur gegen Euch den Mund ſo weit aufgeriſſen hätte, wie gegen mich. Denn, daß Ihr es nur wißt, er iſt um Euch brodlos geworden, der arme Junge.“ — „Und das ſagſt Du jetzt erſt, Alter?“ — „Darf man denn bei Euch ein Wort drein reden, wenn Ihr es mit Fremden habt?“ entgegnete der Diener dem Auffahrenden und wiederholte dann in der Kürze, was ihm der Franzoſe erzählt hatte, nämlich deſſen Abſchied von Meiſter Fuſt. Gutenberg hatte kaum den Zuſammenhang begriffen, als er haſtig das Fenſter mit runden Scheiben aufriß und hinter dem Entlaſſenen herrief. Dieſer war noch nicht zu weit von dem Hauſe entfernt, um ihn zu vernehmen, und es dauerte nicht lange, ſo ſtand er wieder mit glühenden Wangen vor dem Meiſter, welcher ſeine Hand bewegt auf die Locken des ſchönen, ihn freundlich und verlegen anlächelnden Antlitzes legte. „Du biſt mir,“ ſprach er, „ein ſchlimmer Geſell, wenn Du ſo mit Deinen Meiſtern umgehſt, wie es mir der Alte eben berichtet, und ein Trotzkopf obendrein, daß Du

mir nicht erzählſt, was Du um meinetwillen erlitten haſt in dem Krämerhauſe!“ — „Herr, ich kannte Euch damals noch nicht, und was ich that, geſchah ja nur zu Ehren unſerer freien Kunſt und ihres alleinigen Erfinders, nicht aber für Eure Perſon. Wie hätte ich mich alſo vor Euch damit brüſten mögen und Euer gerades Urtheil beſtechen? Glaubt mir, ich würde es auch dem Famulus nicht erzählt haben, wäre es nicht der Kurzweil wegen geweſen, und weil Ihr uns Zwei ſo gar lange auf Eure Heimkehr harren ließet.“

Gutenberg wurde von jedem Worte des Pariſers entſchiedener für ihn eingenommen. Er hieß, obwohl Mitternacht längſt vorüber war, Beildeck einen Krug Wein herbeiſchaffen, machte ſich's bequem und lud ſeinen neuen Geſellen ein, ein Gleiches zu thun. „Für heute,“ ſagte er zu Claude, „muß ich Dich ſchon bei mir behalten, es gehe ſo knapp es wolle; die Herbergen würdeſt Du ſo alle verſchloſſen finden. Beildeck, ſchaffe Rath für die Ruhe des Burſchen und mir ſchnell einen Trunk! Das Geſchwätz des Syndikus hat mir warm gemacht, und trinken wir heute recht in die Nacht hinein, ſchläft's ſich morgen um ſo beſſer, zumal es ja ein gottſeliger Feiertag iſt und Einen der graue Tag nicht gleich wieder an die Preſſe ruft.“

Meiſter und Geſelle ſaßen bald einträchtig beiſammen und ſtießen auf das Wohl der Kunſt an; auch der alte Beildeck durfte Beſcheid thun; „denn er hat's um mich verdient,“ ſagte Jener, „und um das edle Druckerwerk auch. War's doch kein Anderer, als eben der Alte da, der meine Preſſen rettete, als ſie mir zu Straßburg

auf den Ferſen waren in dem böſen Handel mit Dritzehn und ſeinen Erben, die mir gern mein künſtliches Geheimniß um einen Schacherlohn abgepreßt hätten. Glaub' mir, Du junges Blut, das hat Sprünge gekoſtet und Schliche, ehe wir ſo weit waren, wie heute, und es iſt dem Herrn Gutenberg nicht zur Wiege geſungen worden, daß er ſollte von einer Stadt zur anderen pilgern, ſeinen Schubſack auf dem Nacken, um ein armſeliges Gewerbe zu betreiben."

Claude lachte ſeinen Meiſter mit bewundernder Hingebung an und bat: „Wenn Euch die Wißbegier eines jungen Menſchen nicht zu läſtig wird, ſo möchte ich Euch wohl angehen, mir einmal ſo recht von Angeſicht zu Angeſicht zu ſagen, wie Ihr denn eigentlich auf den wunderſamen Gedanken Eurer Erfindung gekommen ſeid?" — Ein ſtiller, beſchaulicher Ernſt umſchattete bei ſeiner Frage das Antlitz des Meiſters. Er ſtrich mit der Hand langſam über die hohe, gefurchte Stirn und ſprach, nachdenklich in die Tiefe ſeines Kelches blickend: „Siehſt Du, mein Freund, das Beſte und das Rechte kommt Einem in der Welt, ohne daß man eigentlich ſagen kann, wie und wovon. Mit meinem Drucken ging es gewiſſermaßen auch ſo. Das Drucken in ganzen Tafeln, wie Ihr es in Eurer Kunſt ausübt und Andere es auch wohl auf Bücher angewandt haben, genügte mir ſchon lange nicht mehr. Auch war der erſte Schritt verhältnißmäßig nur ein geringer, der Schritt von den feſten, zuſammenhängenden Tafeln zu einzelnen Theilen, zu Typen. Die klugen Alten haben uns den Weg ſchon lange gewieſen, es hat ihrer aber Niemand ſo recht geachtet.

Mich brachte der Anblick meines Siegelringes zuerſt auf den Gedanken beweglicher, zuſammenzuſetzender Lettern. Als ich eines Tages das Pilgermännlein mit der Schale auf der Schulter in weiches Wachs ſauber und ſcharf abgedruckt hatte — das iſt nämlich das adelige Inſiegel Derer vom Gutenberge zu Mainz — meinte ich, man müſſe auch wohl alle Buchſtaben einzeln in Stein- oder in Holztäfelein vertieft einſchneiden und hernach abdrucken können. Du ſiehſt, Claude, wie weit ich noch von meinem Ziele entfernt war, und dennoch hatte ich damals ſchon ein Erkleckliches auf dieſe Kunſt und allerlei andere verwandt. Ich wohnte dazumal noch in Straßburg, in der Vorſtadt zu St. Arbogaſt, wenn Du etwa da genau bekannt biſt. Nun will ich Dir nicht erzählen, wie langſam ich mich erſt allmählich zurecht fand, bis ich zu den aus Holz geſchnitzten Matrizen kam, wie viel Verſuche mir mißglückt ſind, wie viel Täuſchungen und Verluſte mich betroffen haben. Allein eine Hauptſchwierigkeit blieb, wenn nun auch die Typen da waren, — nämlich die des Abdrucks. Eine Preſſe ſieht ſich ſehr einfach und natürlich an, und dennoch iſt ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen einer ſolchen und zwiſchen dem altmodiſchen Reiber, dem ungeſchickten Ballen von Pferdehaaren und Tuchſtreifen, womit man ſonſt mühſelig immer nur eine Seite auf einmal und nur auf einer Seite abzudrucken vermochte. Das quälte mich am meiſten, daß ich kein rechtes Mittel oder Werkzeug wußte, um die kleinen hölzernen Lettern feſt zuſammenzuhalten und auf alle zumal, ohne ſie zu zerbrechen oder zu zerwerfen, einen gleichmäßigen und hinreichend ſtarken Druck auszuüben, um

die ausgeſchnitzte Figur ſich auf das Blatt abfärben zu laſſen.

Eines Tages nun, als ich recht voll von allerlei Gedanken und doch zu keinem rechten Entſchluſſe kommend in meiner finſtern, einſamen Werkſtatt ſaß, übermannte mich der Unmuth über meine eigene Schwäche und die Verzweiflung am Gelingen meiner Erfindung ſo arg, daß ich, einem Wahnwitzigen nicht unähnlich, hinauslief unter Gottes freien Himmel, um unter der jubelnden Natur draußen mein Ungeſchick oder Unglück wo möglich ein Stündlein abzuſchütteln. Nun war es aber damals juſt um die ſchöne, geſegnete Herbſtzeit, und in allen Gärten um die Stadt, wie auf den entfernteren Höhen wimmelte es von Winzern und Winzerinnen, welche laſen. — Siehſt Du, junger Freund! Der Menſch iſt verderbt von Jugend auf und alles Schlechten voll. Mir ſchwoll die Seele von einem recht giftigen Neide auf, wie ich die emſigen, fröhlichen Leute ſo allerwärts umherhantiren ſah. Und Jedes wußte ſeine Stelle und Jedes kannte ſein Geſchäft; ich aber ſtand ganz allein müßig und unſchlüſſig unter ihnen. — Und gerade in dem Augenblicke, recht als wolle mich der Herr ob meiner grundſchlechten Gedanken in ſeiner Weiſe ſtrafen, mußte es ſich fügen, daß ſie dicht vor meinem mit Blindheit geſchlagenen Auge eine Laſt blauer Trauben in die Preſſe ſchütteten, und daß dieſes anſtellige, bequeme Inſtrument, als ob es weiter gar nichts wäre, ſeinen köſtlichen Dienſt leiſtete. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und ich rannte heim, und die ganze Nacht arbeitete ich mit meinem getreuen Lorenz Beildeck dort, und wie der

Morgen neugierig in meine Werkſtatt guckte, ſtand eine Druckerpreſſe da, roh freilich noch und nur eben angefangen, allein es war doch nun gefunden. Glaub' mir, Claude, ich hätte es machen können wie der große Rechenmeiſter, von dem ich einmal bei meinen Alten geleſen habe, der nackt aus dem Bade fortlief und durch alle Gaſſen ſeiner geärgerten Vaterſtadt ſein „Gefunden" ſchrie, als er im Waſſer ſeine künſtliche Goldprobe ausgedacht hatte. Du ſollteſt es wiſſen, welch' ein köſtliches Ding es iſt, wenn es mit einem Male Licht vor Einem wird und man ſich wundert, daß man, wer weiß wie lange, in der Nacht umhertappen konnte, und jauchzt und auf ſeine ſündigen Knie hinſtürzt, um dem lieben Gott ſeinen Dank zu bringen, von welchem doch alles Licht ſtammt, das wir unmündigen Erdenſöhne uns ſelber oft im thörichten Hochmuthe beimeſſen!"

Gutenberg faltete andächtig ſeine Hände um den Fuß des gefüllten Pokals und that einen langen, ſchlürfenden Zug aus deſſen würziger Tiefe. Claude hatte ihm mit faſt kindlicher Rührung die einfachen Worte von den Lippen gelauſcht und ſagte, als der Meiſter geendet, wie in prophetiſcher Begeiſterung zu ihm: „Herr, Ihr habt ein göttliches Werk erſonnen und durchgeführt. Was ſind doch alle Künſte gegen die Eurige in Betracht ihrer unberechenbaren Wirkſamkeit? Ihr müßt mir das nicht für eine Schmeichelei auslegen, mit der ich Euch um den Bart gehen wollte; allein Eure Erfindung kann ich immer nur einer alten Fabel gleichſtellen, die ich in der ſchönen und luſtigen Stadt Paris bei einem ſogenannten Myſter habe aufführen ſehen. Da ſtahl nämlich ein

Held — Prometheus hat er, glaub' ich, geheißen — das Feuer vom Olymp und brachte den göttlichen Funken hernieder auf die dunkle, unwirthbare Erde. So thatet auch Ihr, Euer Name und Eure Kunſt für immer!"

Der Jüngling erhob ſich und trank, während Gutenberg, die greiſen Locken nachdenklich hin und her wiegend, vor ſich hinblickte. Nach einer langen Pauſe erwiderte er:

„Du ſprichſt, wie Du es verſtehſt und in Deiner jugendlichen Weiſe anſiehſt. Das Leben hat Dir ſeine Schatten noch nicht gewieſen, Deine Träume noch nicht zerſtört. Mit mir iſt das anders. Glaub' mir, Claude, ich ſeh' die Zeit kommen, da die kleinen, beweglichen Lettern, die ich erfunden habe, lebendig werden und an den ſtolzen Thürmen unſerer Münſter wie raſchelnde Schlangen emporklimmen, in die alten Kaiſerthrone als nagende Würmer ſich ſetzen. Ja, es liegt eine dämoniſche Gewalt in ihnen, welche Du nicht ſiehſt, nicht ſehen kannſt. Ich habe gebaut, aber ein Ding, das nur zerſtören kann; ich habe ein Licht angezündet, und wenn die freie, lebendige Luft dran ſchlägt, wird das Licht als gefräßige Flamme emporlodern, falls man es nicht hütet und einen Dämpfer drauf ſetzt."

Claude wußte nicht recht, wie es der greiſe Seher meinte. Sein friſcher Blick ſtreifte nur die Oberfläche; was tiefer lag, die nothwendigen Folgen und Reaktionen der welthiſtoriſchen Erfindung blieben ihm verhüllt. Auch kam er, ganz eingenommen von der Liebe zu ſeinem Meiſter, immer nur zu dem Gedanken zurück, wie Dieſer ſich ſelber ein unverwüſtliches Denkmal in ſeiner Erfindung geſetzt habe. Gutenberg wollte auch das nicht einräumen;

er ſagte vielmehr: „Meine Kunſt iſt keine wie die andern. Ein Maler wirft ſeine Geſtalten auf die Leinwand und ſchafft ein Ganzes, das um ſeiner ſelbſt willen vorhanden iſt und bleibt; eben ſo Dichter, Steinmetzen, Bildſchnitzer, Tonkünſtler. Wir ſind mit unſerer Preſſe nur fremder Leute Diener, die Buchdruckerei iſt nur ein Mittel für Andere. Was liegt daran, welche Hand die Lettern eines Buchs zuſammenreihte, die Preſſe fallen ließ, die Seiten und Bogen an einander heftete, die Hülle um den Geiſt ſchlug? Der Leſer wird nicht fragen, wer das Buch gedruckt hat; ihn kümmert nur der Name des Mannes, der es ausdachte und niederſchrieb, und während dieſer groß und glänzend an der Stirne ſeines Produkts prangt, hängen wir uns in einer kümmerlichen, von Tauſenden kaum bemerkten Nachſchrift in das Schlepptau ſeiner Unſterblichkeit.“

Der Meiſter hatte ſich erhoben und ſchritt auf das Fenſter zu. Draußen lag eine milde, weiche Sommernacht mit duftigen Fittigen auf Strom, Stadt und Thal. Bewegt ſchaute Gutenberg hinaus und hinauf in die tiefen, ſterndichten Fernen des Himmels. „Herr,“ flüſterte er, abgewandt von denen hinter ihm, „Du weißt, was ich gewollt und gethan, Dein iſt das Ende; laß mein armſelig' Leben und meinen Namen in Deiner Unendlichkeit verloren ſein, ſo Du willſt.“ — Sprach's und verſchwand in dem dunkeln Gemache, in dem er ſeinen heiligen Schlaf ſchlief. Claude ſtarrte ihm betroffen nach; Lorenz Beildeck aber, mit feuchten Augen dem Geliebten nachwinkend, ſagte dem Fremdling in's Ohr: „So iſt er oft; ein Herz wie ein Kind. Gott behüt' ihn!“

4.

Vielleicht habt Ihr es ſchon einmal geſehen, daß Abends hinter den Bergen ein gräuliches Unwetter langſam und ſchwerfällig aufzog, während das Thal noch in ſonnigem Frieden dalag und ſchlummerte? Die Landleute ſtehen gerade am Thore und überſchlagen frohlockend ihre Ernte, aus den Schornſteinen wirbelt blauer, wohnlicher Rauch empor, und nur in der fieberhaft bewegten Luft rieſelt etwas, wie Ahnung oder Warnung oder Wehmuth. — Und eine Stunde ſpäter, eine einzige, karge, kurze Stunde .... — Erlaßt mir das Bild!

Keinen härteren Morgen hat die Stadt Mainz wohl geſehen, ſelbſt in den ärgſten Kriegszeiten nicht, als den des 28. Oktobers im Jahre 1462. Den Tag, Simon und Judae heißt er im Kalender, ſollten ſich die Bürger als einen rechten Judastag ſchwarz anſtreichen, oder roth, zum Andenken an das Blut, das damals in ihren Mauern gefloſſen, und an die Lohe, welche jäh aus den Häuſern aufflatterte.

Herr Adolf von Naſſau kam, auf eine ſeltſame und unerhörte Weiſe für den Hirten, in die vom heiligen Vater ihm anvertraute Hürde, um den hartnäckig auf ſeinem Beſitze beharrenden Erzbiſchof Diether wie einen Bienenweiſel aus dem Korbe hinauszuräuchern. Etwa um die vierte Stunde nach Mitternacht kletterten Hundert ſeiner keckſten und tapferſten Reiſigen über die hohe Stadtmauer, gerade wo ſie am höchſten war und wegen

des obendrein dicht daran vorüberziehenden Stromes für ſo ſicher gehalten wurde, daß überall Wachen ſtanden, nur juſt an dieſem Ende nicht. Hinein in die Stadt ſpringen, am nächſten Thore die Gewaffneten niederwerfen, den draußen Harrenden öffnen, in die benachbarten Häuſer ſtürzen mit Feuer und mit Schwert — das alles geſchah ſo geſchwind, wie wir es weder erzählen können, noch wollen. Bei grauem Tageslichte Feuerjo in den Gaſſen, auf den Thürmen Sturmgeläute, in den Häuſern Ach und Weh und Schwerterklang, und ſo vom erſten Strahl des jungen Morgens bis ſpät Abends, als die Sonne, mit blutigen Thränen in dem mütterlichen Auge, ſich entſetzt und ohnmächtig in den Rhein untertauchte. Die Bürger wehrten ſich, wie Mainzer Bürger ſich immer wehren ſollten, bis ſie vierhundert ihrer Beſten todt in den Straßen umherliegen ſahen, bis Weiber und Jungfrauen und Kinder händeringend zwiſchen die Streitenden ſtürzten und die Soldaten des Naſſauers ſammt ſeinen Verbündeten ihnen die geplünderten Häuſer über dem Kopf anſteckten. Da warfen ſie heulend die Waffen weg, ließen ſich, wie Schäflein im Gewitter, auf dem Platze vor der erzbiſchöflichen Curie zuſammentreiben und von ihrem neuen Machthaber verkündigen: ſie könnten ſammt den lieben Ihrigen einſtweilen hingehen, wo es ihnen beliebe, jedenfalls aber zu irgend einem Stadtthore hinaus.

Ihr ſolltet nur die Litanei hören, welche meine alten Chroniſten auf dieſer blutigen Seite ihres Werkes einſtimmig anheben über die in's „Elend" Pilgernden, die tödtlich Verwundeten, die hülflos Zurückbleibenden, die

Verarmten, Verbrannten, Verſtümmelten. Und wie ſie ſich erboßen wegen jener Mainzer, welche klug genug geweſen waren, vorher mit dem Naſſauer ſich zu vereinbaren, und die nun „ſalviret“ im allgemeinen Jammer daſtanden. Selbſt darüber wagt Einer ſich zu ſkandaliſiren, daß Erzbiſchof Diether, als ihn die Sturmglocke aus ſeinem beſten Morgenſchlafe weckte, eiligſt ein unſcheinbares Gewand ſich überwerfen ließ, Stab und Ring und Prälatenkreuz gern daheim vergeſſend, aus einem Fenſter der bereits hart berannten Burg mittelſt eines langen, langen Strickes hinabgelaſſen wurde und auf einem kleinen Nachen pfeilſchnell rheinabwärts ſteuerte, kaum einen Blick auf ſeine rauchende und wehklagende Stadt zurückgewendet. Als ob das etwas ſo gar Abſonderliches und Unerhörtes ſei! Närriſcher Chroniſt!

Unter den Rennenden, Rettenden, Flüchtenden, was thun wir Natürlicheres, als was Alle thaten, uns umſehen nach Denen, die wir kennen? Zum Theil ſtand es mit ihnen nicht zum Beſten. Im Humbrecht hauſten die Naſſauiſchen Landsknechte gar übel; die Preſſen wurden zum Fenſter hinausgeworfen, daß ſie praſſelnd auf dem Pflaſter zerſprangen, es regnete Lettern in die Schuſtergaſſe, alle Kiſten und Kaſten zerſchlugen die Beuteſüchtigen, nirgends genug findend für ihre Gier. Da half es nicht viel, daß Meiſter Fuſt mit gerungenen Händen betheuerte, er beſäße nichts mehr, was er geben oder Andere ihm nehmen möchten, und auf ſeine Drohung, ſein Bruder, der erſte Bürgermeiſter des Jahres und der reichſte Goldſchmied im Viertel, ſei gut naſſauiſch, dem wolle er ſeine Unbill klagen, lachten ihn die Landsknechte

aus und griffen mit Vandalen-Fäuſten, als von Gold und Geldeswerth nichts mehr zu greifen war, nach den im Dachgeſchoß aufgeſpeicherten Exemplaren koſtbarer Druckwerke. „Eſſen kann man das Zeug nicht, weil's unverdauliche Waare iſt, allein es taugt wohl zur Streu für die Pferde," ſagte ein langbärtiger Pfälzer und ſchob ſechs ſchwere Folianten in ſeinen nimmerſatten Querſack.

Schlimmer noch geſtaltete ſich die Scene, als Peter Schöffer, welcher ſeiner jungen Ehehälfte vergeblich Muth und Troſt zuzuſprechen befliſſen war, mit einem der ungebetenen Gäſte in heißen Wortwechſel gerieth. Frau Chriſtine hatte ſich in ihr innerſtes Gemach geflüchtet, und lag auf ihrem Betſchemel knieend vor dem Bilde der gnadenreichen Mutter Gottes, während Schöffer bald im Hofe zu ſteuern ſuchte, bald herauf kam, um Bericht, leider immer nicht den erwünſchten, abzuſtatten. Plötzlich drang ein kecker Reitersmann in Chriſtinens Heiligthum ein und ſuchte mit den finſtern Augen, was er verſchlinge. Zitternd reicht die Geängſtigte dar, wieviel ſie an Kleinodien und Zierrathen beſaß. „Es ſchickt nicht," brüllt der Soldat, mit beiden Händen in ihren Truhen wühlend, ihre Schreine aufreißend. In einem derſelben fällt der Pſalter von 1457 ihm in die Augen, nicht ſeiner ſchönen Typen, ſondern lediglich der ſilbernen Spangen wegen begehrenswerth für den Barbaren. Schmunzelnd reißt er das Werk an ſich; Frau Chriſtine, die in demſelben ihr Andachtsbuch und zugleich des Gatten Brautgeſchenk werth hält, verſucht es vergeblich, dem Starken ſeine Beute zu entwinden. In das Geſchrei hinein ſtürzt Schöffer, entreißt ſein Buch dem Reiter,

dieſer tritt mit der ſchweren Ferſe nach ihm, verwundet ihn leicht mit dem Sporn, Schöffer wehrt ſich und ſchleudert ſeiner Frau Betſchemelchen ſo gewaltig dem Feinde in's Angeſicht, daß er ſchreiend, blutend zuſammenbricht. Neue kommen hinzu, der Alte rafft ſich auf, Schöffer ſammt Chriſtinen werden zum Hauſe hinausgetrieben, eine rohe Hand wirft einen Brand des eigenen Herdes in die Sparren und Gebälke des Daches — ein Augenblick noch, und die Brunſt leckt mit ſpitzen Zungen aus zehn Löchern; auf dem Giebel breitet der rothe Hahn ſeine Schwingen aus, als müſſe ſich der Fluch des vertriebenen Geſellen von Paris ſo bald am Druckhauſe erfüllen.

Wehklagend ſtand die Familie Fuſts im Hofe und ſandte den mit Hohngelächter abziehenden Feinden, die das geplünderte und brennende Neſt verließen, um anderwärts glücklicher wieder zu beginnen, ohnmächtige Verwünſchungen nach. Daß die Bemühungen der Druckerburſchen, welche nicht wußten, ob ſie erſt das Haus löſchen oder die wenigen Trümmer in demſelben retten ſollten, nichts fruchteten, begreift ſich leicht; ebenſo, daß die Nachbarn keine Muße fanden, oder keine Luſt, in ſolcher Bedrängniß einem Dritten zu helfen, zumal da dieſer Dritte bei Manchen von wegen ſeines ſtolzen Betragens und ſeines glücklichen Geſchäftes nicht zum Beſten angeſchrieben ſtand. Fuſt raufte ſeine Haare und ſtreute ſie in die Flammen des eigenen Beſitzes, weil er nicht wußte, wohin. Sein Bruder, der erſte Bürgermeiſter — ach! der hatte in der gemeinen Noth, oder, was wahrſcheinlicher iſt, in der um ſeine eigene Habe und

Perſon ſo viel zu thun, daß er ſeines Fleiſches und Blutes nicht einen Augenblick gedenken konnte. In der Stadt überall Feinde, Plünderer, Senger; alle Thore geſchloſſen, die meiſten Thüren verrammelt. Rath- und hilflos ſtand er da, in die Flammen ſtarrend, während Chriſtine ihr Antlitz verzweifelnd an der Bruſt des Gatten barg. Die Geſellen krochen umher mit gefalteten Händen, und über der müßigen Gruppe kniſterte das Feuer, ächzten die Balken im Sturze, flogen verkohlte Papiere, mit denen der friſche Herbſtmorgen ſein höhniſches Spiel trieb.

Der Eindruck möchte ſchwer zu beſchreiben ſein, als in dieſe Scene — ſie war eine Oede mitten im Getümmel, eine Ruhe der Vernichtung lagerte darüber — ein Neuer trat. „Grüß' Euch Gott mitſammen, Ihr Armen!“ ſagte er und ſah ſie barmherzig und voll Theilnahme an. Wenn aber ſtatt einer freundlichen Antwort nur böſe Blicke voll Haß und Mißtrauen, nur mühſam unterdrückte Laute der Feindſeligkeit ſeinen Gruß erwiderten, ſo weiß es Jeder, daß es Johannes Gutenberg war, welcher in den Hof zum Humbrecht kam, einen Bündel auf dem Rücken, den Pilgerſtecken in der Rechten, das Gewand bequem aufgeſchürzt, reiſefertig. Ja, er war es, und Fuſts Groll, froh, ſo ſcheint es, einen Gegenſtand zu finden, ſprühte ihm lichterloh entgegen, gleich der Flamme ſeines Hauſes, in den haſtigen Worten: „Mann, was ſucht Ihr hier? Wollt Ihr Euch weiden an unſerem Elend, oder geht Ihr betteln bei Bettlern?“

Ruhig ſchüttelte der Geſchmähte ſein Haupt, nicht beachtend, daß Schöffer ſich bei ſeinem Anblicke abgewandt

hatte, Frau Chriſtine am Arm davon führend. „Ihr ſolltet," ſprach er milde, „in der Zeit der gemeinen Fährde unſeren kleinen Hader vergeſſen haben, dacht' ich. Mich trieb der Wunſch her, zu ſehen, wie es Euch ergangen ſei, meinetwegen zu helfen, wo zu helfen wäre. Kaum dachte ich daran, daß wir zuletzt in Unfrieden auseinander gegangen waren; ich vermeinte noch theil zu haben an dem Hauſe, in dem ich einſt eine geraume Zeit mit Euch und Eurem Eidam gewirkt habe." — Fuſt murrte zur Antwort: „Ihr ſeht, zu helfen iſt hier nichts mehr, zu holen auch nicht. Wir ſind ruinirt wie Ihr."

„Nicht ſo kleinmüthig, Meiſter!" ſagte Gutenberg; „mir iſt's um Weniges beſſer ergangen. Bei dem Syndikus haben die Naſſauer auch einen ſauberen Haushalt gemacht. Meine Preſſen ſind zerſchlagen, meine Lettern zerſtreut, das hohle Gehäuſe ſteht freilich noch."

Schöffer war mittlerweile wieder herangetreten und miſchte ſich in das Geſpräch, indem er dem ehemaligen Lehrer mit giftigem Hohne bemerkte: „Nun, ſehr werther Herr, dabei mögt Ihr Euch am eheſten beruhigen. Iſt's ja doch bekannt, daß Ihr kein rechtes Eigenthum am Ganzen hattet und das Geſchäft nur auf des Doktors Gewinn und Verluſt betriebt!" — Gutenberg erröthete bis an die Stirne bei den unzarten Worten. „So iſt's," entgegnete er, „und Ihr wißt am beſten, weß die Schuld, daß es ſo iſt. Mich kümmert auch nicht, was ich verlor, ſei es auch noch ſo geringfügig. Nur die abermalige Störniß meiner Arbeit, der Verluſt an Zeit und Kraft, mit denen der Greis geizen muß, nur das beugt mich darnieder. Wer weiß, wann und wo man

nun wieder eine Stätte findet, um ſeinen Setztiſch aufzuſchlagen?“

„Denkt Ihr denn,“ ſo fragte Fuſt finſter und niedergeſchlagen, „daß jemals wieder eine Druckerei hier zu Stande käme? Die meinige und die Eure waren die erſten, und glaubt mir, ſie werden die letzten bleiben. Es wird ſich ein Jeder hüten, ein Geſchäft wieder aufzunehmen, auf dem ſichtlich der Fluch des Himmels liegt. Ihr und wir zu Grunde gerichtet! Verflucht die Stunde, da Ihr zum erſten Male mein Haus betreten und mich mit ſchönen Reden zu dem Teufelswerk verleitet habt! Mag es vergehen wie der Rauch aus meinem Hauſe, zuſammenbrechen wie jener morſche Pfeiler, an dem die erſte Preſſe ſtand!“

Ein neues Gepolter gab den rechten Schluß zu dem ſchrecklichen Wunſche. Bis auf die Straße hin und weit über den Hof ſtürzten Schutt, Staub, Aſche, Funken, Kohlen, Splitter, Sparren. Ein Geſelle begrub ſich darunter, die Anderen flüchteten wehklagend, Schöffer entriß ſein heulendes Weib dem Brande, nur der alte Fuſt und Johann Gutenberg beharrten allein in der Verwüſtung; Jener vor Schreck ſchier in die wankenden Kniee geſunken, beide Hände feſt vor die Augen drückend, verbiſſen und ingrimmig, als wolle er ſeines Hauſes letzten Stein zu ſeinem Grabſteine machen. Gutenberg erhob ſich hoch und mit faſt jugendlicher Kraft neben ihm, und ſeine Rechte auf des Gegners Schulter drückend, brach er in die begeiſterten Worte aus: „O, Ihr Kleingläubigen, die Ihr meint, nun der Tempel in Flammen ſtehe, müſſe auch der Gott verbrennen! Euch geſchieht

Recht in Eurer Hoffahrt, da Ihr nur um irdiſchen Vortheil die Kunſt betreibt, nicht um der Kunſt ſelber willen und aus Luſt an ihr oder an ihrem Segen. Wahrlich, ich ſage Euch, Meiſter Fuſt, dieſe Kunſt, an der Ihr verzweifelt, iſt ſo ewig als das Wort, das ſie vor allen Menſchen erhöhet hat, und ſie wird mit der Brunſt Eures kleinen Hauſes ebenſowenig zuſammenſtürzen, als jener blaue Himmel, der ſich hoch und ruhig über uns und unſern Irrthümern und Gräuelthaten wölbt. Schaut um Euch, Meiſter Fuſt! Eure Werkſtätte leer, Eure Geſellen auf und davon! Denkt an mich! Wie da droben über Eurem gebeugten Haupte der Wind die Blätter Eurer Bücher unbewußt nach allen Weltgegenden wirft, ſo wird unſere Kunſt dadurch, daß wir in unſerem Wirken geſtört und auseinander getrieben werden, in alle Welt ſich verbreiten. Laßt brennen, Johannes Fuſt, was verbrennen kann! Die Kunſt iſt der wahre Phönix, und leuchtend, ſiegend, unſterblich ſchwingt ſie ſich aus jenen Flammen auf, um über die ganze Erde ihre Flügel zu ſtrecken!“

5.

Im Rheingau und zwar am rechten Ufer des ſchönen Stromes, wenige Stunden unterhalb Mainz, liegt ein kleines, nur ſelten, obwohl doppelt genanntes Städtlein: Eltville oder Elfeld, wie Ihr wollt. Wenn die ſtolzen Dampfroſſe der modernen Zeit auf dem Waſſer oder auf

Eiſenſchienen an den beſcheidenen Häuſern vorüberſchnauben, klingt höchſtens einmal die gellende Glocke hell auf und ruft dem kleinen Nachen, der mit ſeiner roth-weißen Fahne rüſtig die Wellen durchſchneidet, zu größerer Eile, während der Schnellzug gar nicht, der Laſtzug nur ein Paar Augenblicke lang verſchnaufend ſtillhält. Die Reiſenden werfen vom luftigen Deck oder aus dem gefüllten Waggon kaum einen Blick auf die ab- und zugehenden Gefährten; ſie haben Recht — was kann aus Eltville Gutes kommen? Was geht eine ſpröde Tochter von Albion, die ſich lang auf eine Bank des Verdeckes gegoſſen hat, jene ſtille, feine Rheinländerin an, die, ein Körbchen am runden Arm, ihr Strickzeug in der Hand, ſich geräuſchlos auf einem Feldſtuhl niederläßt und den Freunden am Ufer ein treues Lebewohl nachwinkt?

In Eltville muß die im Brande der Stadt Mainz abgeriſſene Erzählung wieder angeknüpft werden. Drei Jahre waren ſeit dem Ereigniß hingegangen, für die ſchönen Rheinlande harte, ſchwere Jahre. Gutenberg hatte den Wanderſtab wieder ergriffen; vor ihm her ſchritt, das leichte Gepäck der kleinen Karavane auf ſeinen Schultern, Claude Musny, der glückliche Sohn eines froheren Volkes, der mit ſeinem heiteren, durch keine Entbehrung, keine Widerwärtigkeit entmuthigten Sinn dem Greiſe manchen helleren Augenblick gewährte. Lorenz Beildeck, der von ſeinem alten Herrn unzertrennlich ſchien, ging an deſſen Seite, zuweilen die wankenden Gliedmaßen des Alten unterſtützend, zuweilen mit ſeinem Auge der ſchwindenden Sehkraft ſeines Gebieters zu Hilfe kommend.

Welch' ein Zug! Wie mußte dem Führer deſſelben zu Sinne ſein, verglich er ihn mit dem erſten Ausfluge, den der jugendliche Adler, nach derſelben Richtung hin, aus ſeinem Horſte gewagt! Beildeck hütete ſich wohl, daran zu mahnen; aber Gutenberg ſelbſt, als die Reiſenden eines Abends auf einer Höhe nahe am Ufer des Rheines Halt und Raſt gemacht hatten, brach in die ſchmerzlichen Worte aus: „Weißt Du's noch, Alter, wie wir anno zwanzig dieſelbe Straße gezogen ſind? Ich hoch zu Roß, ein junger, patriziſcher Fant, wie die andern all', die Fürſtenberg, die Volksberg, die Gelthuß, die Humbrecht, eine prunkende Feder auf dem Sammtbarett und ein ſeiden Wamms auf dem Leibe mit allerhand Falten und Alfanſereien? War doch eine rechte Herrlichkeit, gelt, Lorenz!? Und wie wir den plumpen Reitern der Zünfte und der Bürger voranflogen, um Kaiſer Ruprecht zuerſt zu begrüßen, und wie das Volk uns hernach in Mainz unſere Häuſer ſtürmte, wie wir fortzogen" ...

„Damals ging's an, ſagte der alte Beildeck ſeufzend vor ſich hin und nickte mit dem Kopfe.

„Ja, damals ging's an," und wann wird's enden das Wandern, das Elend?" Der edle Greis blickte bei dieſen herben Worten ſtarr der langſam ſinkenden Sonne in das glühende Angeſicht. Ihre warmen Strahlen thaten ſeinen ausgebrannten Augen wohl und webten um den faſt nackten Scheitel, um die bleichen Züge des Kopfes eine Märtyrer-Glorie.

Sein Sorgen war nicht grundlos geweſen. Drei Jahre lang ward das Kleeblatt, Rhein-auf, Rhein-ab,

umhergewirbelt; ſelbſt bis Straßburg hinauf ging Gutenberg noch einmal, um alte Freunde aufzuſuchen. Er pochte überall an verſchloſſene Thüren oder an verſchloſſene Herzen. Seiner Kunſt bedurfte man nirgend; der Brand von Mainz hatte die Rheinlande ſo mit flüchtigen, Arbeit heiſchenden Geſellen und Druckern überſchwemmt, daß für den Greis kein Platz mehr war. Und dienen wollte das ehrwürdige, gebeugte Haupt nicht; er verlangte ſeine eigene Werkſtatt, freie Hand und einen vollen Beutel.

Im dritten Jahre fand dieſe Pilgerſchaft ein Ziel, freilich kein freiwilliges, kein erwünſchtes. Gutenberg erkrankte gefährlich. Mit Mühe vermochten ſeine Begleiter ihm Obdach und Aufnahme zu verſchaffen bei einem armen Fährmann, der, dem reichen und mächtigen Kloſter Erbach gegenüber, auf dem linken Rheinufer eine Hütte beſaß und theils mit Fiſchfang, theils mit ſeiner Fähre, worin er die zum Kloſter Wallenden überſetzte, ein kümmerliches Leben friſtete. Dort fiel Gutenberg nieder. Es war ein Aufenthalt ganz nach ſeinem Sinne, entfernt von den Wohnungen anderer Menſchen, die der eigenſinnige, von Tag zu Tag mehr verſtockende Sinn des Vielgeprüften gerne mied, unter Rebhügeln geborgen, mit einem Blick auf den klaren, ruhig an der Schwelle der Hütte vorbeiziehenden Rhein.

In dieſem elenden Hauſe, vergeſſen und verlaſſen von allen Menſchen, lag, als man das Jahr des Herrn 1465 ſchrieb, Johann Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunſt, ſchwer danieder. Die böſe Jahreszeit war hereingebrochen und hatte ihn noch auf der Wanderſchaft

überraſcht; Erſchöpfung, Altersſchwäche, Seelenleiden aller Art trugen auch das Ihrige dazu bei, und ſomit waren die beſorgten Blicke, welche ſich die beiden Getreuen an dem niederen Lager ihres Meiſters zuwarfen, nicht ohne Grund. Sie theilten ſich in Pflege und Unterhalt des Verehrten; während Claude Musny bei den Weinbauern umher oder drüben im Kloſter Dienſte that, weilte Beildeck bei dem Kranken. Selten, daß ein Mönch aus Erbach, in der Heilkunde erfahren, auf Claude's nachdrückliche Bitte herüberkam, um nach dem Siechen zu ſehen; ſein gewohnter Arzt war ein wunderthätiger Schäfer aus der Umgegend, der mit Zaubertränken und Gebetsformeln ein zerbrochenes Leben wieder zuſammenzuflicken ſuchte.

Eines Abends, im Spätherbſte gedachten Jahres, ſaßen die drei Helfer, der Schäfer, Beildeck und der junge Franzoſe, bei dem in unruhigem Fieberſchlummer hinbrütenden Kranken. Es war eine unheimliche Nacht. Die Wellen des Rheins gingen hoch und pochten faſt an die Schwelle des Häusleins; durch die Thalſchlucht, über den zürnenden Strom hin, fegte ein rauher Wind und ſchüttelte in ſeinen Grundfeſten die Balken und Sparren der Hütte. Der Leidende hatte einen ſchlechten Tag gehabt; er klagte über brennende Hitze im Kopfe, zumal in den Augen, und mit Erſchrecken bemerkte Beildeck, wie er, noch unſicherer als ſonſt, mit den Händen nach der Schale taſtete, die jener ihm vorhielt. Claude ſaß ſtill zu Füßen des Bettes; der Schäfer murmelte unter allerlei unverſtändlichen, geheimnißvollen Zeichen ſeine Gebete her, ſobald Gutenberg unruhig auffuhr oder im Schlafe

ächzte; Beildeck ſtand am Fenſter und ſah in die ziehenden Wolken und Wetter hinaus. Es dunkelte ſchon völlig in dem kleinen Gemach, als Gutenberg aufwachte und mit erloſchener Stimme ängſtlich nach Licht rief. Beildeck ging hinaus, zündete einen Kienſpan am Herde des Fiſchers an und ſteckte ihn ſtillſchweigend in den eiſernen Ring in der Mauer, nahe dem Bette des Kranken. Dieſer richtete ſich hoch auf, als er die Thüre knarren hörte. „Licht!“ rief er zum dritten Male und ungeduldig: „iſt denn Niemand da, der einem alten Manne einen Funken Licht in ſeine lange Nacht wirft?“

Beildeck zitterte mit beiden Händen und zog den jungen Franzoſen haſtig an das obere Ende des Lagers. „Lieber Herr!“ ſagte er, „wollet Euch nur umſchauen oder die Augen öffnen; das Licht hängt ja an ſeiner gewohnten Stelle!“

„Und ich ſage Dir, Du lügſt,“ rief Gutenberg heftig aus, „iſt es nicht ſo finſter hier, wie in einem Grabe? Claude, mein Junge, ſprich Du! Wo biſt Du?“

Der Gerufene ging dicht zu Häupten des Meiſters und beugte ſich bebend über ihn. „Hier bin ich,“ flüſterte er und ergriff des Kranken Hand. Dieſer ſtieß ihn barſch zurück, ſprang von ſeinem Bette auf, griff haſtig nach der Fackel und hielt ſie dicht an ſein Angeſicht —

Er ſah ſie nicht mehr!

Jammernd ſtürzte er auf ſein Stroh zurück, die nun ganz erblindeten Augen in ſeinen Händen vergrabend. „Ich höre Euch,“ ſagte er zu den um ihn ſchluchzenden Leidensgefährten, „aber ich ſehe Euch nicht; ich rieche den Brand des Holzes, aber ſein Strahl dringt nicht mehr

in meine Nacht. O ich Elender! Ein Tobias und ohne Sohn!“

Nach den erſten Ausbrüchen der Verzweiflung herrſchte eine Todtenſtille in dem Kämmerlein. Der Schäfer war — darin einem gelahrten und vornehmen Arzte der neueſten Zeit ähnlich! — leiſe davongeſchlichen, als er einſah, hier ebenſo wenig geholfen zu haben, als jemals helfen zu können. Der Kranke ſaß aufgerichtet, die Hände auf ſeinem Deckbette gefaltet, da, ohne ſich zu regen; zu ſeinen Füßen kniete in rathloſem Schmerze der junge Franzoſe, ſtill in ſich weinend, und Lorenz leuchtete mit der Fackel — ach, vergebens! — lange und wie mechaniſch in die grauen, ſtarren Augenhöhlen Gutenbergs, als könne er mit ſeinem groben, irdiſchen Lichte den drinnen erloſchenen Himmelsfunken wieder entflammen.

Pferdegetrappel vor der niederen Hausthür ſtörte den kleinen Kreis in ſeiner Trauer. Beildeck wollte zum Fenſter eilen, zu ſehen, was es draußen gebe, als der Fiſcher ſchon einen Reiſigen, ganz durchnäßt und bis an den Hals mit Koth beſpritzt, hereinwies. „Da ſucht ſelber,“ ſagte er zu ihm, „ob's der Rechte iſt!“

Gebückt trat die hohe Geſtalt in die niedere Thür. „Ich ſuche,“ ſagte er zu dem ihm verwundert, faſt unwillig entgegentretenden Beildeck, „den Johann Gutenberg von Mainz.“

Der Greis hatte bei der fremden Stimme, welche ſeinen Namen nannte, aufgehorcht und winkte haſtig dem Diener, zu ſchweigen. Seinen Stolz empörte es, ſo gefunden zu werden, und ſich nach der Thür hinwendend, woher der Schall kam, entgegnete er ziemlich hart dem

Reiſigen: „Wer ſagt Euch, daß Ihr den edlen Herrn hier aufſuchen ſollt in einer elenden Fiſcherherberge? Geht Eurer Wege, guter Freund, und laſſet ehrliche Leute ungeneckt!“

„Schade,“ meinte der Reiſige mit einem mißtrauiſchen Blick auf den Kranken, der ſich in ſeine Kiſſen zurückgeworfen hatte, „ſchade, daß ich mit einer guten Botſchaft einen ſo ſchlimmen Empfang erfahren muß. Der, dem meine Sendung gilt, würde mich ſicher freundlicher aufnehmen.“

„Wißt Ihr das ſo gewiß?“

„Sollt's denken,“ entgegnete Jener, indem er aus dem ledernen Koller eine Pergamentrolle hervorzog. „Ich bringe da von unſeres Herrn Erzbiſchofs Hochwürden-Gnaden einen Brief, der dem alten Herrn wohlthun ſollte, wenn er ihn erſt in Händen hätte. Seit Wochen bin ich ihm auf der Spur, folge dem Flüchtigen Fuß vor Fuß, bis mich geſtern die geiſtlichen Herren von Erbach hierher wieſen.“

Geſpannte Erwartung im Geſichte, waren Claude und Lorenz dem Reiſigen entgegengetreten; der Letztere zeigte mit einem verſtohlenen Augenwink auf den Kranken und ſagte laut: „Wenn Ihr Euch entſchließen könntet, Eure Botſchaft an uns abzugeben, ſo würde ich Euch wohl mit meinem Kopfe dafür einſtehen, daß ſie in die rechten Hände käme, dermalen uns der Aufenthalt des Herrn Johannes Gutenberg zur Zeit wohl vertraut iſt.“

„Mir kann's recht ſein,“ entgegnete der Reiſige, wie im Einverſtändniß nickend und ſeine Rolle dem Alten

einhändigend. „Bin ich doch nun meines läſtigen Dienſtes los und ledig, und kann, wenn mich der Burſche zur Nacht noch über den Rhein ſetzen will, Eltville erreichen, wo mein gnädigſter Herr, der Erzbiſchof Adolf, den Gott erhalten möge, ſeinen Hof aufgeſchlagen hat.“

Noch klirrten die Sporen des Reiters auf der Hausflur, als Claude ſchon die Rolle dem Alten aus den Händen geriſſen, damit an's Licht geeilt war und, nach einem flüchtigen Blick über die Zeilen, an denen das große erzbiſchöfliche Siegel in ſtattlicher Kapſel baumelte, mit einem Jubelrufe auf die Kniee ſtürzte. „Wann die Noth am größten, iſt der Herr am nächſten,“ ſtammelte er, und ſeine Thränen, jetzo nicht mehr des Jammers, ſondern der dankbaren Freude, ſeine Küſſe bedeckten die vor Erwartung zitternde Hand des Greiſes.

„Gemach, gemach, junges Blut,“ ſagte Dieſer, ſeine eigene Aufregung mühſam bezwingend. „Was enthält denn das Blatt, das unſeren heißblütigen Franzmann ſo in Harniſch bringen kann?“

„Eure Rettung, mein Herr und Meiſter!“ jubelte Claude und reichte das Pergament an Gutenberg, der mit bebenden Fingern Band und Siegel betaſtete. Claude vergaß, daß er es ſelbſt nicht mehr zu leſen vermochte, Beildeck mußte ihn deß erinnern, und darauf erſt entwand er es mit ſanfter Gewalt dem Kranken, und las, laut, unterbrochen von ſeinen eigenen Thränen und dem freudigen Schluchzen des alten Lorenz, was wir unſeren Leſern in der einfachen, treuherzigen Sprache jener Zeit, als ein heiliges Fideicommiß an die unſrige, mittheilen wollen:

— Wir Adolf erwelter und bestetigter Ertzbischof zu Mentze bekennen das wir haben angesehen annemige und willige Dinst, die uns und unserm stift unser lieber getruwer Johann Gudenberg getan hait etc.; darumb und van besundern gnaden wir ine zu vnserem dhiener und hoffgesind uffgenommen und entpfahen etc. Wir sollen und wollen ime auch solichen dinst, diwile er lebet, nit uffsagen, und uff dass er solichs dinstes deste bas genesen moge, so wollen wir ime alle jar und eyns jglichen jars, wann wir unsere gemeinen Hoffgesind kleyden werden, zu jglichen zyten, glich unseren Edelen kleyden, und unser hoffkleydung geben laissen, und alle jare eins jglichen jars zwentzigk malter korns und zwey fuder wins, zu gebrauchung sines husses, doch das er die nit verkauffe oder verschengke, fry ane ungelt, nyderlage und weggelt in unser Stadt Mentze ingehen laissen, ine auch diwile er lebt und unser dhiener sin und bliben würdet, wachens, volge etc. dienst, schatzung und anderer in gnaden erlaissen.

Die Rolle entsank den Händen des Lesenden; Claude fiel wieder auf seine Kniee nieder, sie hoch emporhaltend. Rührend anzusehen war es, wie der alte Lorenz seine Finger inbrünstig um die Rechte des angebeteten Herrn schloß, und mit einem überströmenden Blicke gen Himmel in sich hinein sprach: „Herr, nun lasse Deinen Diener in Frieden fahren!“

Und Gutenberg?!

Bleich und gestreckt lag er da. Einzelne schwere Tropfen rollten über die Wangen in den langen, greisen

Bart hinein; keine Muskel, kein Gelenk zeigte, daß noch Leben in dem Leibe ſei. Und als ſeine beiden Vielgetreuen auf's Neue Jeder eine Hand faßten, da wehrte er ſie mild von ſich ab und ſprach, während heißere Thränen und häufigere ihm entſtürzten, kopfſchüttelnd vor ſich hin:

„Zu ſpät! — dieſe Augen können's ja nicht mehr ſehen! — dieſe Augen können ja nichts mehr als weinen!“ —

6.

Die Geſchichte, welche uns in dem Decret Adolfs von Naſſau einen Beweis von der humanen Geſinnung dieſes Kirchenfürſten aufbewahrt hat, meldet uns nicht, welcher Art die Dienſte Gutenbergs geweſen ſeien, wodurch er die Gnade deſſelben ſich erworben. Hatte, wie Einige vermuthen wollen, der alte Mann ſchon in Mainz der Partei des Naſſauers angehangen und zu dem Ueberfalle ſeiner Vaterſtadt irgendwo mitgewirkt? Das ſcheint bei ſeinem der Welt abgewendeten Sinne und ſeiner beſchränkten Thätigkeit wenig glaublich. Nehmen wir lieber an, der Erzbiſchof habe ſich des verdienten Sohnes ſeiner gewaltſam genommenen Hauptſtadt in Gnaden erinnert, oder er ſei von dem ärmlichen, ſchweifenden und unwürdigen Looſe des Erfinders einer ſchon damals großes Aufſehen machenden Kunſt durch einen Freund, durch den Zufall unterrichtet worden! Warum erklären müſſen, was ohne Erklärung ſo viel ſchöner und menſchlicher iſt?

Der Erzbiſchof hielt in Eltville Hof. Die Stadt muß ſchon um deswillen damals größer, wenigſtens bedeutender geweſen ſein, als jetzt. Das große Schloß ſtand noch, welches nachmals ein Opfer franzöſiſcher Flammen geworden iſt. In Mainz ſelbſt wollte ſich Adolf nicht niederlaſſen; mag ſein, daß er den Gemüthern und der Stimmung ſeiner Heerde noch nicht ſo recht trauen durfte!

Nach Eltville zog denn auch, geſtützt auf ſeinen treuen Claude, begleitet von Lorenz Beildeck, Johann Gutenberg, jetzt nicht mehr ein wandernder Beliſar mit ſeinem Knaben, aber doch ein armer, blinder Greis am Stabe, den die ſpät aufgegangene Gnaden- und Glücksſonne nicht mehr zu durchwärmen vermochte. Erlaſſet mir es, Euch die Scene auszumalen, wie der Alte in der biſchöflichen Kurie erſchien und dem hohen Herrn ſeinen mündlichen Dank abſtattete, und wie die Großwürdenträger des geiſtlichen Staates ſich neugierig um die gebückte Geſtalt drängten, wie ein beleibter, ſtrahlender Prälat dem anderen in's Ohr flüſterte: „Alſo das iſt der Mann, der Bücher drucken lehrt?“ Eine tiefe und innige Sympathie für den ohnmächtigen Erfinder eines allmächtigen Werkes mochte ſich wohl unter den Meßgewändern und Stahlwämſern nicht regen!

Nur kurze Tage genoß nach ſo vielen Opfern und Widerwärtigkeiten der greiſe Meiſter ſein beſcheidenes Glück. Es war, als ob die Sonne kurz vor ihrem Niedergange die Schatten und Wolken um ſich plötzlich zerriſſen hätte, um bald darauf ſtill und heiter in den

blauen Strom, hinter die zitternden Berge unterzutauchen. Gutenberg ſah ſie nicht mehr, dieſe im ſchönen Rheingau auf- und niedergehende Sonne; aber oft ſaß er mit ſeinen beiden Getreuen am Ufer des Stromes und hörte dem Rauſchen der leiſe hinziehenden Wellen zu. Nur wenige Worte gingen noch über die Lippen des Greiſes; dieſe Lippen hatten im Leben des Herben ſo Vieles hinabſchlürfen müſſen, daß der Honig der letzten Tage ſie kaum noch erquickte, und daß ſie krampfhaft über ihrem Schmerze geſchloſſen blieben.

In ländlicher Beſchränkung und Abgeſchiedenheit war den drei Vereinten ein Jahr, das Jahr 1466, hingegangen, und das zweite ſandte eben ſeine erſten Frühlingsgrüße in die ſehnſüchtige Welt, als Gutenberg, nunmehr ein Siebenzigjähriger, eines Morgens am Fenſter ſeiner Hütte ſaß und ſtill, vor ſich hinſtarrend, ſeinem jungen Freunde lauſchte, der draußen vor der Thüre ein Gelände für den jungen Rebſtock zurecht ſchnitzte, deſſen Ranken an der Wand des Hauſes ſtrebſam emporklimmten. Ein vaterländiſches Lied nach dem andern floß von den muntern Lippen des Pariſers; Gutenberg verſtand von den Worten vielleicht wenig, allein ihn erfreute die heitere volksthümliche Weiſe und der gefällige Vortrag Claude's. Auf einmal hört der Letztere ſeinen Namen von der Stimme des Meiſters haſtig ausrufen; beſtürzt wirft er das Beil aus der Hand und eilt hinein, als ihm auf der Schwelle ſchon Gutenberg, auf ſeinen Stab geſtützt, entgegentritt. „Das Lied," ruft der Greis mit bebenden Lippen aus, „Dein letztes Lied noch einmal." Verwun-

dert und beſorgt blickt ihn Claude an und beginnt auf ein ungeduldiges Zeichen wirklich wieder:

„Soir et matin, filles, n'allez solettes
Quérir sur les gazons derraines violettes.“

Gleich nach den erſten Worten unterbrach Gutenberg den Sänger, indem er ihn heftig bei der Bruſt faßte: „Junge,“ rief er aus, „woher haſt Du dieſes Lied?“ — „Meine Mutter lehrte mir's,“ ſagte Claude mit ſanftem Tone, „da ich noch ein kleines Kind war und auf dem Grève-Platz mit glatten Steinchen ſpielte.“ — Sinnend ließ ihn der Alte los. Nach einer Weile begann er wieder: „Siehſt Du, Claude, Du biſt ein braver Knabe, und haſt durch Deine Treue mein Vertrauen wohl verdient. Das Lied ſchnitt mir darum ſo in's Herz, weil es das letzte Wort, der letzte Laut von Jemandem war, den ich lieb, ſehr lieb gehabt habe. Seit ich es zum Letzten gehört, ſind nun viele, viele Jahre hingegangen; ich höre es nicht wieder, niemals ſo wie einſt.“

Erſchüttert verſtummte Gutenberg. Vielleicht war es gut, daß er nicht ſehen konnte, in welch' heftige Bewegung ſeine abgeriſſenen Worte den Jüngling verſetzt hatten. „Geh' nun wieder hinaus, Claude,“ ſetzte Jener nach einer Weile hinzu, „aber ſing' mir jeden Abend das Lied einmal, hörſt Du? Deine Hand, mein Junge!“ Er reichte ſie dar. „Du zitterſt ja, was haſt Du? Was iſt das?“ fragte er überraſcht, mißtrauiſch, wie es der Blinden Art iſt. — „Nichts, Meiſter.“ — „Und ich will es wiſſen, Deine Hand iſt heiß, wie Feuer.“ — „Es iſt nur, weil Ihr ſagt, Ihr hättet Vertrauen zu mir, und

in demſelben Augenblicke verbergt Ihr mir etwas, was Euch drückt!“

Aengſtlich und doch mit flehender Haſt, als müſſe er einen günſtigen Augenblick benutzen, hatte Claude dieſe Worte geſtammelt. Gutenberg kehrte ſich ab von ihm, um nach einem langen Stillſchweigen in leiſem Tone zu dem Franzoſen zu ſagen: „Claude, Dein Lied ſang mir einſt eine Landsmännin von Dir zum Abſchied, ein edles, liebes Mädchen, und ſie hieß — ſie hieß, wie Deine Mutter, ſagſt Du, geheißen hat, Gisquette —.“ Der Greis verhüllte ſein Haupt, Claude aber ſtürzte zu ſeinen Füßen, umklammerte die Kniee des Mannes, ſtöhnend: „O Vater, Vater! — Ahnſt Du nicht? Die Dir es ſang, ſie war ja meine Mutter!“

Ein greller Schrei rang ſich aus Gutenbergs Bruſt. Sein Stab entfiel den Händen, und dieſe, des Blinden Augen, ſuchten Haupt und Antlitz des Knieenden. „Du lügſt,“ ſagte er, „ſei barmherzig! Lüge nicht!“

„Bei dem Lichte, dem verlorenen, Deiner geliebten Augen, bei dem gebrochenen Herzen Gisquettens, ich lüge nicht. Dein Sohn, — ſie meine Mutter, — Du mein Vater!“ In franzöſiſcher Lebhaftigkeit hatte Claude dieſe Worte hervorgeſtoßen. Gutenberg antwortete nicht, ſeine Bruſt hob ſich gewaltig, es rang in ihm, man ſah es, die Luſt, die Begierde, zu glauben, mit dem Zweifel. „Und warum . . .?“ ſtammelte er. „Vater,“ ſagte Claude, ihn errathend, „ahnſt Du denn nicht, daß das meine Sendung war? daß ich mich darum bei Dir eindrängte, darum Dir folgte, darum mit abgöttiſcher Verehrung an

Dir hing? Und ahnſt Du nicht, daß meine Mutter mit einem heiligen Eide meine Zunge band, nicht eher mit einer Sylbe ihrer zu gedenken, bis Du ſelbſt ihrer Erwähnung gethan. Bleib' bei ihm, ſagte ſie, ſein unterſter Knecht, wenn er Dich nicht anders will, denn er iſt Dein Vater. Und findeſt du ihn glücklich, was meine heißeſten Gebete vom Himmel erflehen werden, denkt er in ſeinem Wohl an die arme Gisquette zu Aachen nicht mehr, ſo beſchwöre Du ihren Schatten nicht zwiſchen ihn und ſeine Freude. Iſt er aber unglücklich, dann wird er von ſelber ſich mein erinnern, und in der Stunde falle vor ihm nieder, küſſe ſeine Sohlen und ſprich: Sei getroſt! Sie ſendet mich! Deinen Sohn!"

„Halt' ein, um des Heilandes willen, halt' ein!" ſchrie Gutenberg auf und ſank nieder zu dem vor ihm Knieenden. „Ja, das iſt ſie, an dieſem Worte erkenne ich Dich. O mein Sohn, mein Sohn!"

Ein Blitz hätte die beiden Männer nicht auseinander geriſſen. So lang, ſo eng, ſo lautlos war die Umſchlingung, in der ſie ruheten. Der Greis klagte nicht, daß er den Gefundenen nicht ſehen konnte; ſeine Lippen, ſeine Hände, ſeine Arme dienten ihm ſtatt Augen; „und," ſagte er unter Thränen, „einſt, ehe ich es wußte, welchen Schatz ich beſaß, ja damals, als ich blind war, ſah ich ja Deine lieben, offenen Züge und meiner Gisquette Augen."

Nach dem erſten Taumel einer ſolchen Entdeckung gewann Gutenberg Faſſung genug, um nach Claude's Mutter zu fragen. Er konnte es nicht ſehen, wie Dieſer mit überquellenden Augen nach oben wies, aber er ver-

ſtand die ſtumme Antwort doch an der ſchmerzlichen Innigkeit, womit der Sohn ſich auf's Neue an die Bruſt des Vaters drückte. „Sie erwartet mich droben," flüſterte er und barg ſeine lichtloſen Augen an Claude's Stirn.

Noch in ſtummer Umarmung fand Lorenz Beildeck, als er um Mittag vom Acker heimkehrte, die Beiden. „Lorenz, ein Sohn!" ſo rief, als er den Tritt des Nahenden erkannte, Gutenberg dem treuen Diener ſchon entgegen, und Claude richtete ſich, ſtolz auf einen ſolchen Vater, in ſeinen Armen auf. Verwundert empfing Beildeck die Erklärung, und, gleichſam mehr um dem Fremden einen vollgültigen Beweis zu liefern, als um ſich vor dem Vater zu rechtfertigen, zog jetzt Claude aus ſeiner Truhe einen kleinen, glänzenden Metallſpiegel heraus, auf einer Seite mit einem Bilde beklebt, zierlich am Rande gezackt. „Sage dem Meiſter, welches Bild Du auf der Rückſeite dieſes Spiegels ſiehſt!" ſagte er zu Beildeck. — „Eine heilige Maria, die Bruſt von drei Schwertern durchbohrt, das gekreuzigte Jeſuskind in den Armen." — „Und darunter," ſagte Gutenberg haſtig, „in Holzſchnitt die Worte: Ecce, mulier, filium tuum! — O weiſt her die Tafel, den Spiegel! Ich gab ſie Gisquetten, als ich ſie zuerſt geſehen am Domplatze zu Aachen!" Er riß die Reliquien einer beſſeren Zeit an ſich und küßte ſie mit inbrünſtigen Lippen.

Die Stunde, da er dieſen Spiegel in eine geliebte Hand gegeben, die ganze Epoche aus ſeinem Leben lag vor Gutenbergs innerem Auge wie ein warmer Sonnenblick, in dem auch der kahle, kalte Gletſcher ſeines Alters roth

aufglühte. Als die Erinnerung an jene Zeit zu mächtig in ihm wurde, erzählte er ſeinem Gefundenen und dem treuen Veildeck, wie folgt:

„Es war im Jahre 1440, als nach Aachen, der uralten, berühmten Kaiſerſtadt, von allen Seiten der gläubigen Chriſtenheit gewallt werden ſollte. Eine Heilthumsfahrt, wie man das nannte und wie ſie alle ſieben Jahre nach den wunderthätigen Heiligthümern des Domes in Aachen veranſtaltet wird. Ich lebte dazumalen in Straßburg zu St. Arbogaſt, im Geiſte beſchäftigt mit meiner edlen Kunſt, aber noch zu keinem rechten Ende gediehen. Dabei ging's mir — Lorenz, Du weißt das! — im täglichen Leben ein bischen knapp zu. Die Sendungen von Mainz waren ſchon lange ausgeblieben, mein väterlich Erbe verkauft und draufgegangen zu allerlei Experimenten und Vorarbeiten. Um deshalb einigen Erlös zu ziehen, der mir mehr zur Verfolgung meiner Idee als zur Friſtung eines bereits im hohen Mittage ſtehenden Lebens nöthig däuchte, machte ich mich an allerlei Künſte, von denen ein günſtiger Betrieb zu hoffen war, ließ Spiegel und Steine ſchleifen, ſchnitt Bilder und Formen in Holz, und verband mich mit jenen Straßburgern, die es ſpäter ſo übel mit mir im Sinne hatten, mit dem Andres Dritzehn, dem Heilmann und den Anderen. Das mag aber ſchon ein oder zwei Jahre her geweſen ſein, daß wir zuſammen unſer Geſchäft betrieben; ſie ſchoſſen, wie billig, ihre Einlage dazu her, ich lieh ihnen mein Werkzeug und unterwies ſie nach beſtem Vermögen.

Von der Heilthumsfahrt verhießen wir uns eine recht reiche Aernte. Da kamen ſie aus aller Herren Län-

dern zuſammen, der eitle Franzmann mit ſeinem geputzten Weibſen, der ſtolz einhergehende Spanier, die ſchönen verſchleierten Frauen von Venedig und den großen italiſchen Städten. Wir durften darum wohl hoffen, von unſern Künſten und Werken manches ſchöne Stück an den Mann zu bringen. Zudem trieb mich noch ein Anderes von Straßburg weg. Ich hatte mit einem elſäſſiſchen Mädchen, Ennel zur Eiſernen Thür hieß ſie, kurze Zeit ein Verlöbniß gehabt. Mein Herz gedachte ſie heimzuführen, weil ich Wohlgefallen fand an ihren ſchönen braunen Augen und an der ſchlanken Geſtalt. Gott und die Eltern Ennels beſchloſſen es anders mit uns. Ich will glauben, ſie war unſchuldig daran, denn ſie war eine brave Dirn' und, ich darf es wohl ſagen, mir mit ganzer Seele zugethan, und ein wenig leichtfertig, ſagten ihr böſe Zungen nach, auch an weltlichen Dingen eifriger hangend, als es einer Chriſtin und einer deutſchen Hausfrau ziemen mag. Die Eltern fanden an mir und an meinem Wandel kein Aergerniß; es kränkte ſie nur, daß ich nicht höher hinaus wollte, immer in meiner Werkſtatt ſaß, über Büchern und Kunſtſtücken brütete; der Vater meinte, ich hätte einen niedrigen Sinn, und wenn ich mich nicht beſſer dran gäbe, nicht nach einer Würde in der Stadt trachtete, ſo gäbe er einem Müßiggänger, Grillenfänger und Kopfhänger ſein Mädel nicht. Er war ein reicher Mann von vieler Sippſchaft in Straßburg und baß angeſehen.

Natürlich, daß ich ihm nimmer wieder über die Schwelle ging. War mit Ehren vierzig Jahr' alt worden, und ſollte nun noch mein Dichten und Trachten,

das all' auf einen Punkt ſtand, ändern, Rathſchreiber werden, Katzenbuckel machen — daß dich!

Mir that's leid, obwohl ich — das ſollt' ich bald lernen — die Ennel nicht ſo eigentlich lieb gehabt. Um mein Weh zu verſchmerzen, kam mir die Fahrt gen Aachen ſo recht zu paß. Im Monat Juni packten wir auf, Dritzehn, Heilmann, der Voigt Niſſe und ich, zogen mit einem Paar tüchtiger Saumthiere, die unſere Steine und Spiegel und die buntgedruckten Heiligenbilder trugen, luſtig von dannen und fürchteten ſchier, die beiden Thiere würden das Geld nicht alles tragen können, das wir in Aachen gewönnen. Wir nahmen nicht die Waſſerſtraße, weil wir unterwegs ſchon allerlei abzuſetzen gedachten.

Verlangt nicht, daß ich Euch das Gepränge und Gedränge ſchildern ſoll, das uns in der heiligen Stadt entgegen fluthete. Meine alten blinden Augen können ſich's kaum noch zurückrufen, was ſie damals geſehen. Alle Straßen und Plätze mit Andächtigen, Fremden, Einheimiſchen, Vornehmen, Geringen, Geſunden und Krüppeln überfüllt. Vor den Thoren draußen lagen ſie des Nachts in bretternen und leinenen Hütten, mit Tannengrün geſchmückt und von tauſend Lichtern funkelnd. Und früh Morgens, wann die heiligen Prozeſſionen angingen, wie ſtürzte aus den Pforten des Domes und hinein eine brünſtige Schaar, um den geweihten Schrein mit bittenden Lippen zu berühren, der heiligen Mutter Gottes eine Kerze, einen Kelch oder auch nur eine Thräne und ein leiſes Gebet zu weihen. Wenn die Glocken dann ausgeklungen, öffneten ſich die Läden und Buden aller

Ecken und Enden; Juden und Chriſten ſchrieen durch einander, Gaukler, wälſche Sänger, Bettler, Landsknechte, dazwiſchen wieder ſeidene Gewänder, Kardinalshüte, Fürſtenmäntel — Kranke, die ihre gebrechlichen Gliedmaßen in die warmen Quellen tauchten — Geneſene, welche der Mutter Maria ein ſilbernes Herz brachten oder ein Bein, künſtlich aus Wachs gebildet — Stutzer, die mit ihren Buhlen im Gedränge koſeten — Soldatenjungen, auf einer Trommel würfelnd — Mönche mit dem Kreuz und der Fahne, einem Leichenzug voran — Masken dahinter und darunter — —

Mir ſchwindelt, denk' ich daran, und in den Ohren brauſt mir das unaufhörliche Geräuſch jener Tage noch immer. Damals war ich ein Mann in der Vollkraft meiner Jahre, und es focht mich nichts an; im Gegentheil, es konnte mir nicht laut und wirr genug zugehen. Wie ein Fiſch im Waſſer ſchwamm ich wohlgemuth in den Wellen des bewegten Menſchenſtromes mit, die Augen überall, jauchzend mit den Jauchzenden, und wo es Hiebe ſetzte, auch wohl mit der Klinge noch bei der Hand, deren Brauch der Mainzer Patrizier-Sohn beileibe nicht verlernt hatte. Mein Geſchäft kümmerte mich wenig. Feilhalten und handeln wollte mir nicht ziemen, wie auch meine Genoſſen meinten; ſie erboten ſich, auszuſtehen mit unſeren Waaren, und wenn es mir auch Abends, da wir den Erlös theilten, oft vorkommen wollte, als hätten ſie mein Part verkleinert, ſo ſchalt ich mich doch meines ſchnöden Mißtrauens halber ſelber aus. Ich hatte ja zu leben, aus dem Säckel ging's in den Mund, und Zeit

für meine Gedanken, meine Arbeiten blieb mir auch noch zur Genüge.

Drei Tage war ich in Aachen geweſen. Da — eines Morgens — ich ſtand an der Bude, worin Andres Dritzehn unſere Spiegel ausgelegt hatte“ . . . — Und ich wollte nur, Ihr ſähet, liebe Leſer, wie ich, den Blinden bei dieſen Worten erzittern, über ſeine bleichen Wangen eine letzte Röthe anbrechen, ſeine Hände nach dem Haupte Claude's, ſeines Neugeborenen, taſten. —

„Unter den vielen Schauluſtigen, welche umherſtanden, die glatten Metallſpiegel betrachtend, war auch ein junges Mädchen, das tief zurückgedrängt wurde in den Haufen und nur von ferne ihre Augen an unſeren Schätzen zu weiden vermochte. Dieſe Augen gefielen mir aber ſo ſehr, daß ich ſie heranwinkte mit den Worten: „Tritt doch näher, Du kleine Schöne!“ Sie wußte nicht, daß ſie gemeint war, ja ſie verſtand mich nicht einmal, als ich meine Einladung wiederholte, ſie dazu bei der Hand faſſend, die ſie mir leiſe und ſchüchtern wieder entzog. „Ich bin keine Deutſche,“ ſagte ſie hoch-erröthend. „Ich bin eine Franzöſin, aus dem Faubourg St. Antoine zu Paris, wenn Ihr da geweſen ſeid, mein Herr!“ Ich mußte lachend verneinen. Obwohl ihrer franzöſiſchen Sprache nicht ſehr mächtig, verſtand ich ſie doch genug, um ihr nothdürftig antworten zu können.

„Willſt Du denn nicht einen unſerer hellen Spiegel mitnehmen, kleine Franzöſin?“ ſagte ich zu ihr.

„Ach nein, mein Herr!“

„Du thuſt Unrecht. Wer ein ſo hübſches Geſicht hat, wie Du, ſollte vor Allem ein ſolches Meuble an-

ſchaffen.“ Ich griff ihr dabei ſcherzhaft unter das Kinn und hob das zierliche, zu Boden geſenkte Oval dieſes reizenden Antlitzes zu mir empor. Sie ſah mich mit den großen Augen halb bittend, halb vorwurfsvoll an und wollte ſich losmachen; ich aber hielt ſie feſt, und indem ich ihr einen unſerer netteſten Spiegel — jenen ſelben! — hinreichte, ſagte ich zu ihr: Nun ſieh' doch ſelber hin, kleine Ungläubige! Ein Schrei der Ueberraſchung bebte von den feingeſchnittenen Lippen, als ſie ihre glühende Wange aus dem Grunde des polirten Metalls ſo hell und ſo treu ſich entgegenleuchten ſah. Man merkte an allem, daß ſie ihr eigenes Abbild ſo klar und vollſtändig noch niemals erblickt hatte; es war, als ſchlüge ihre Schönheit erſt jetzt die Augen auf, um ſich ſelber zu erkennen. Ich drang in ſie, den Spiegel zu kaufen. Sie ſchwankte; ſichtlich hatte ſie ſelbſt Vergnügen daran gefunden. Plötzlich aber warf ſie ihn heftig wieder auf den Tiſch und eilte davon. „Ich kann nicht,“ rief ſie aus und drängte ſich zurück in den Haufen der Umſtehenden.

Ich folgte. In der Nähe des Domes — unſere Bude ſtand am Domplatze — hole ich die Flüchtige ein. „Warum kannſt Du denn nicht?“ — „Mein Herr!“ ... — „Rede ohne Scheu mit mir, Du darfſt es“ ... „Weil ich kein Geld habe, um den Spiegel zu bezahlen. Sehet hier mein letztes Fünflivres-Stück. Es iſt beſtimmt, zwei Hände von Elfenbein zu kaufen, die meine geneſene Mutter der gnadenreichen Maria opfert.“

Die kindliche Liebe, welche noch heller aus dem beredten Auge des jungen Mädchens redete, als aus ihren

einfachen Worten, rührte mich tief. Ich fragte ſie nach Mutter, Heimath, Namen. Mit einer liebenswürdigen Offenherzigkeit erzählte ſie mir, ſie heiße Gisquette, ſei aus dem Faubourg St. Antoine der großen und mächtigen Stadt Paris, in deren Mauern ich eine ſo zarte, ländliche, unverdorbene Blume wahrlich nicht geſucht hätte, und wäre mit ihrem Bruder Jacques, einem Gelübde der Mutter zufolge, hierher gewallt, um der Jungfrau Maria für das Wunder der Heilung, das ſie an der alten, ſeit Jahren gichtbrüchigen Frau gethan, ihren Dank und ein frommes Weihgeſchenk darzubringen.

„Und wie denkſt Du heim zu kommen," fragte ich weiter, „den langen Weg, Du, ein ſchwaches Mädchen und ohne Mittel, da ja jenes Silberſtück, ſagſt Du, Deinen ganzen Reichthum ausmacht? „Her wie hin," erwiderte ſie mit dem leichten Frohſinn ihres Volkes. „Bruder Jacques iſt ein gelernter Conteur; der erzählt und ſingt unterwegs ſeine Fabliaux, ich ſchlage die Laute dazu, und ſo grüßen wir fromme Klöſter und gaſtliche Häuſer, an denen es ja — Gott und ſeinen Heiligen ſei gedankt! — nirgends mangelt. Bruder Jacques," ſetzte ſie mit ſchweſterlichem Stolze hinzu, „hat auch hier in Aachen vor vielen hohen und reichen Herren ſchon geſungen, und daheim im ganzen Viertel iſt er weit und breit bekannt. Hat er doch ſelbſt einmal in einer großen Moralité in der grand'salle den Merkur agirt, mit gewaltigen Flügeln an beiden Schultern, die ich ihm aus Gaze gemacht, und ich ſag' Euch, mein Herr, er ſah gut aus und hielt ſeine ſchönen Reime vortrefflich!"

Brauch' ich Euch zu melden, Freunde! wie mit jedem Worte des durch meine Theilnahme beredt gewordenen Mägdleins mein Herz ſich entſchiedener zu ihr hingezogen fühlte? Ich führte ſie wieder zu unſerem Zelte, und indem ich ihr den Spiegel, den ſie zuvor mit lüſterner Bewunderung ſeufzend betrachtet hatte, raſch hinreichte, ſagte ich zu ihr: „Nimm das, mein gutes Kind, als Andenken an dieſe Stunde und einen Freund, den Deine kindliche Liebe tief erfreuet hat!“ Sie weigerte ſich lange verſchämt; als aber Andres, der ſeiner Reihe nach an jenem Morgen ausſtand, mir murmelnde Vorwürfe machte, daß ich leichtfertig mit unſerem Gut haushielte, legte ſie ängſtlich, aber beſtimmt den Spiegel wieder hin und ſagte zu mir: „Ich dank' Euch, mein lieber Herr! Ihr ſollt keine Ungelegenheiten haben wegen eines armen, eitlen Mädchens!“

War mir das Blut ſchon über die Krämerſeele Heilmanns in's Geſicht geſchoſſen, ſo erhitzten mich die trüben, entſagenden Worte Gisquettens vollends. Raſch neſtelte ich meine Börſe vom Gürtel los, und indem ich den Kaufpreis des Spiegels mit einem heftigen Schelten gegen Jenen auf ſeinen Tiſch ſchleuderte, nahm ich mit der einen Hand den Spiegel, mit der anderen der Dirne Arm und führte ſie mit ſanfter Gewalt aus dem Gedränge.

Claude! Sieben Tage lang, ſieben glückliche, unvergeßliche Tage brachte ich mit Gisquette in Aachen zu. Ich ließ nicht von ihr, ich war ihr Schatten, ſie, das einfache, reine Herz voll ſeiner erſten, an mich Unwürdigen verſchwendeten Liebe, meine Sonne. Dann

ſchieden wir — um uns niemals wiederzuſehen — und heute . . .“

Johann Gutenberg verſtummte, mit langentbehrten Thränen ſeinen und Gisquettens Sohn an die Bruſt ſchließend. Claude hatte, um des Vaters Erzählung zu vervollſtändigen, wenig hinzuzuſetzen von dem freudloſen Leben und Sterben Gisquettens, die niemals von der Treue zu Johannes gewichen war und ſeinen Sohn auf ihrem Todtenbette als letztes Vermächtniß an den ahnungsloſen Freund abſandte.

Eine heilige Stille waltete in dem kleinen Gemach, als er geendet. Zu Gutenbergs Füßen kniete Claude, eng von des Meiſters, des Vaters Armen umfangen. Beildeck ſtand mit gefalteten Händen von ferne, ſein treues Auge weidend an der verſchlungenen Gruppe. Der Greis aber mit ſeinen ſtarren, lichtloſen Augen, das Geſicht, voll majeſtätiſcher Würde und voll tief-ſeliger Bewegung, umfloſſen von den weißen Wellen der Haare und des ehrwürdig herniederwallenden Bartes, die Bruſt gehoben von Seufzern, in denen Schmerz und Luſt, Vergangenes und Gegenwärtiges in einander floſſen: — wer ihn ſo geſehen hätte, würde ihn verglichen haben mit einem Oedipus in Antigone's Armen, gebeugt, alt, ſchwach, aber das Haupt eines Königs, das Herz eines Vaters!

7.

Mit einer Hochzeit hat unſere nichts weniger als luſtige Geſchichte angefangen und geht zu Ende mit dem

Carnevals-Feſt. Bekanntlich wird und ward daſſelbe in den fröhlichen Rheinlanden von jeher und überall beſonders laut und lärmend begangen, von Baſel an bis hinab nach Köln (Alaf, Köln!), allwo Prinz Carneval alljährlich Hof hält und mit einem glänzenden Gefolge von Narren jedes Alters und Standes Tag und Nacht durch die ſonſt ſo fromme, emſige und ernſte Stadt zieht. Solch' ein munteres Carnevalfeſt wurde denn auch im Jahre 1468 am Rhein gefeiert, dem erſten, in welchem ſich nach den langen Gräueln der Bürgerkriege das zu Kurzweil und Mummenſchanz jeder Zeit aufgelegte Völklein im Rheingau zum erſten Male wieder in alter Luſt zu regen begann. Auch die frommen Väter von Kloſter Erbach verſchmähten nicht, an der allgemeinen Luſtbarkeit ſich zu betheiligen. Von ihren Scholaren und Laienbrüdern ließen ſie im inneren Kloſterhofe ein prächtiges Schauſpiel aufführen, darſtellend: die Hochzeit zu Cana. Die ganze Umgegend war zu Gaſte geladen, und auch der ungeladenen Gäſte ſtrömte eine zahlreiche Schaar herbei, um von den Tafeln fallende Biſſen und Broſämlein aufzuleſen und einen Trunk Landweins zu erhaſchen, der, roth wie weiß, aus vollen Krügen floß. Der Pariſer Claude, geſchickt und behend in allerlei Hantirung, hatte wacker mitgethan bei den Vorbereitungen zu der geiſtlichen Comödie, am Aufſchlagen der Gerüſte geholfen, die Gewänder der Agirenden gezeichnet, auch wohl zugeſchnitten und genäht; aber nicht ächt morgenländiſche Trachten, ſondern nach der einfältigen Auffaſſung des Mittelalters bunte, reich verzierte Kleider aus der Gegenwart, ſo daß unſer Herr und ſeine Jünger einhergingen wie die ehrwürdigen Väter

von Erbach, Braut und Bräutigam ſammt ihren Hochzeitsgäſten wie vornehme ritterliche Herren und Burgfräulein. Geſänge, weltliche und geiſtliche, wechſelten mit einander ab, und das köſtlichſte Stück, ein Hochzeits-Reigen, wurde mit Pauken und Trompeten ausgeführt, ſo daß das bibliſche Wunder und die neumodige Luſtbarkeit überall in einander verwebt ſchienen.

Für ſeine tüchtige Arbeit ward es dem guten Geſellen gern verſtattet, den Meiſter — nicht als Zuſchauer, nur als Zuhörer und Theilnehmer — mitzubringen; die barmherzigen Mönche hatten ihm ſogar ein Saumthier aus den Kloſterſtällen geſchickt zu ſeinem bequemen Gebrauche. Und er war gekommen, da er dem Sohn Gisquettens den ſeltenen Spaß nicht verderben mochte, auch für ſich ſeit Neujahr eine Beſſerung in ſeinem Befinden zu ſpüren meinte, geringere Beklemmungen auf der Bruſt, und größere Beweglichkeit in den Gliedern. Im ſicheren Winkel einer Galerie ſaß er, neben dem getreuen Lorenz, das Haupt auf die Hände und dieſe auf ſeinen Stab geſtützt, indeß Claude auf der Bühne beſchäftigt war. Der Jubel und Trubel des Feſtes gemahnte den Greis, der nur hörte, nicht ſah, wie die Brandung einer nahen See. Seine glanzloſen Augen ſtarrten zuweilen ängſtlich empor, wenn die Muſik in ſchmetternde Weiſen und Wirbel ausbrach, und der durch langes Siechthum gebrochene Körper ſchüttelte ſich dann und bebte wie unter plötzlichen Fieber-Anfällen.

Das ſchöne Feſt, begünſtigt durch hellen Schein der Winterſonne und eine milde, an das Frühjahr mahnende Wärme, ſollte leider nicht ohne Störung verlaufen.

In der letzten Abtheilung des Spieles, als nach dem Hochzeits-Mahl und Reigen der luſtige Kehraus begann, worin die komiſchen Figuren ihre Purzelbäume ſchlugen, mit einander rangen und rauften und groteske Tänze aufführten, da geſchah es, daß eines der Gerüſte, der wachſenden Laſt wohl nicht gewachſen, plötzlich zu krachen und zu wanken begann und dann in ſich zuſammenbrach. Darauf Verwirrung, Schrecken, Jammer aller Orten und Enden; Geſchrei weiblicher Stimmen; Hilferufe der Beſchädigten; wilde Flucht nach allen Seiten. Entſetzt wollte Lorenz, obwohl ſein und des Meiſters Platz ein ganz und gar ſicherer, Dieſen hinwegführen. Er vermochte es nicht. Unbeweglich lehnte oder lag Gutenberg da, die Rechte krampfhaft auf das Herz gedrückt, welches bei dem jähen Schreck erſt in heftigen Schlägen den ſtockenden Athem zu verſetzen und dann ſtillzuſtehen drohte. Claude, durch einen gellenden Schrei Lorenzens herangezogen, half den Ohnmächtigen aus dem Getümmel tragen. In einer Krankenzelle des Kloſters ward ihm ſanft gebettet und durch einen heilkundigen Pater der erſte Beiſtand geleiſtet, während draußen, in den Höfen und Gängen, die aufgeſcheuchte Menge ſich allmählich verlief und das Weite ſuchte. Auf die fröhlichen Laute des Feſtes folgte bald Todten-Stille. Der Pförtner ſchloß hinter den letzten Flüchtlingen die ſchweren Thore; es blieb Niemand zurück, als die Inſaſſen des heiligen Hauſes, welche theils in die Kirche eilten, um am Altare dem Himmel für Abwendung einer großen Gefahr zu danken, theils neugierig und ſcheu um die Zelle ſchlichen, worin, hieß es, der Fremdling aus der Fiſcherhütte drunten am Rhein im

Sterben lag. „Der Schwarzkünſtler, der mit ſeiner vom Teufel eingegebenen Erfindung Gott und alle Heiligen beleidiget," ſo ziſchelte giftig der Pater Guardian, und es fehlte nicht viel, daß man ſeiner Gegenwart bei dem Feſte die Schuld an der traurigen Unterbrechung deſſelben beigemeſſen und ihn hinausgeſtoßen über die Schwelle, in die einbrechende Nacht hinein. Da öffnete ſich leiſe die Thür der Zelle, und der Arzt, Pater Johannes, den Finger an die Lippen gelegt, hieß die Murrenden ſchweigen. „Er iſt zu ſich gekommen," ſagte er mit ſanfter Stimme, „und verlangt die letzte Wegzehrung. Geht Einer von Euch, das Nöthige zu veranlaſſen. Ihr Anderen aber ſtört einen Gerechten nicht, der ſich anſchickt, im Herrn zu entſchlafen."

Bald darauf kam durch den ſchon ganz dunkel gewordenen Kloſtergang, unter Vortritt der Kerzen tragenden und das Meßglöcklein ſchwingenden Chorknaben der ernſte Zug geſchritten, der einen müden Wandrer heimgeleiten wollte. Die niedre Thüre des Krankenſtübleins that ſich auf. Drinnen lag, den Ausdruck tiefſten Friedens in dem bleichen Angeſichte, fertig mit allem Irdiſchen, die eine Hand auf Claude's Lockenkopf herabgeſenkt, die andere in Lorenzens zitternder Rechten erwärmt, die zu beiden Seiten des Lagers knieeten, Meiſter Johannes Gutenberg, der Erfinder der Buchdrucker-Kunſt, der Schöpfer einer neuen Welt und Zeit.

„Was weint Ihr, meine Getreuen?" So hauchte ſeine erlöſchende Stimme. „Daß ich ſterben muß? Ich muß ja nicht, — ich will. Und ich freue mich, daß ich

es endlich kann. Mein Tagwerk iſt gethan. Es wird nicht ſterben mit mir. Das weiß ich jetzt. Denn ich bin ſehend geworden, ſeit ich blind ward. Die Erde ſehe ich nicht mehr. Sie liegt hinter mir, unter mir; dunkel, tief, verſunken. Aber ich blicke vor mich, in den nahen Himmel, in die ferne Zukunft. Sie gehört der Preſſe, dem Werkzeug, das ich erſonnen."

Hier begann der Prieſter ſeine Gebete für den Sterbenden. Er ſalbte ihm Hände und Füße für die kurze Wanderſchaft, beſprengte ſeine vom Todesſchweiße perlende Stirn mit Weihwaſſer wie mit dem Thau eines anbrechenden neuen Morgens und reichte den bebenden, blaſſen Lippen das Crucifix zum Kuſſe. Dazu klang das Glöcklein in ſilberhellen Tönen, und in der Zelle wie im Corridor knieeten Alle nieder und bekreuzten ſich.

„Gisquette," rief mit noch einmal aufflammender Kraft der verſcheidende Meiſter. „Dort droben Du; hier unten unſer Sohn. Liebe entläßt mich, Liebe empfängt mich. Ich lebe fort in meinem Werk, in meinem Kinde. Das iſt die rechte, die ächte Unſterblichkeit."

Damit ſank er zurück in das Kiſſen, aus dem er ſich aufgerafft. Ein haſtiger Athemzug, ein Zucken durch die ausgeſtreckten Glieder, dann ein mattes Röcheln, — und darauf tiefe, tiefe Stille.

So ſtarb Meiſter Gutenberg. An welchem Tage, das hat die Chronik aufzuzeichnen vergeſſen. Erröthe darüber, du bleiches Papier! Nur daß es in der erſten Hälfte des Februar im Jahre 1468 geweſen, das wiſſen wir aus einer ihn gelegentlich erwähnenden Gerichts-Ur-

kunde, und eine lateiniſche Grabſchrift, welche einer ſeiner Verwandten, Adam Gelthuß zur Jungen Aben, zu ſeinem Andenken verfaßt hat, belehrt uns, daß ſeine Gebeine in Frieden ruhen in der Kirche des heiligen Franciscus zu Mainz. Ob ihn die ſchönen Mainzerinnen daſelbſt gebettet, wie ſie Meiſter Frauenlobs Leichnam eigenhändig in den rothen Dom getragen? Aber Frauenlob war ja ein Sänger, ein Sänger der Frauen, und Gutenberg nur ein Buchdrucker.

Die Schule der Welt.

1.

Wir ziehen mit einiger Maßen ängſtlicher Hand den Vorhang unſeres bürgerlichen Dramas auf, um als Introduction einen jener glänzenden und bewegten Auftritte zu enthüllen, welche auf der Bühne oder im Gemälde ebenſo leicht und wirkſam, als in Worten ſchwer und ſchwerfällig darzuſtellen ſind. Der Schauplatz iſt: Paris. Obendrein nicht das Paris aller Tage, dieſes ſchon groß und überwältigend genug, ſondern ein potenzirtes, feſttägliches Paris: Paris im Frühling, Longchamps in Paris. Alle Hauptſtädte der Welt haben Farben und Züge zu dem Bilde geliehen, ihre Vertreter geſandt zu der Völkerverſammlung, durch eigenthümliche Erfindungen und Erzeugniſſe beigetragen zu dem Krönungs-Feſte der Herrſcherin Mode. Der leichte Wiener Tand reibt ſich an der ſchwerfälligen engliſchen Schweſter Faſhion; öſtliche Geſtalten und Trachten treten mit ihrer fremdartigen Pracht den Pelzen und Juchten des ruſſiſchen Nordens ſtolz auf die Ferſen; arabiſche Hengſte begrüßen mit freudigem Gewieher die Vollblut-Stute aus Hydepark; Landau, Américain, Phaëton, Britſchka, Telega, Gig, Cab, Fly, was irgend auf zwei, vier oder ſechs Rädern rollt, das rollt und donnert, ſtäubt und ſchimmert hier durcheinander. Hoch aus dem Gedränge der

ſchönen Welt ragt in unſinnigem Aufputze die Pariſer Reclame empor: eine neue Zeitung, eine Badeanſtalt, ein Wärmapparat für Zimmer und Hausflur, ein unfehlbares Mittel gegen Zahnweh und Hühneraugen, die ſich marktſchreieriſch mit wandelnden Rieſen-Zetteln ankündigen. Links und rechts neben dem großen Hauptwege ſteht das Volk, eine lebendige Mauer, an welcher ſich Ebbe und Fluth der vornehmen Woge bricht. Aus den Zelten ſchallt Muſik, Gelächter, Geſchrei; in die blaue Frühlings-Luft hinein wehen die drei Farben in Fahnen und Wimpeln vor dem Diorama, dem Panorama, dem Navalorama, vor allen möglichen Ramas, in Küchen und Kellern, die wie Stegreifdichtungen ausſehen, über tanzenden, zechenden, ſpielenden, gedrängten und drängenden Gruppen. Die wachthabende Gensdarmerie wirft ihre vierſchrötigen Gäule und blankgewichſten Reiterſtiefel mitten in das dickſte Getümmel, um durch ihre Ordnung die allgemeine Unordnung noch unordentlicher zu machen, während die Nationalgarde in großer Tenue, Gewehr beim Fuß, Spalier bildet und die in Steifleinen vorwitzig herausgeſtreckten Spitzbäuchlein heldenmüthig jedem Stoße preisgiebt.

Aber ſollten wir nicht, ſtatt uns ſelbſt in dem Chaos zu verlieren, ſtracks unſere zwei Helden aufſuchen, welche dort in dem Seitengange, Arm in Arm, durch die Menge rudern? Der erſte Blick zeigt uns, daß wir deutſche Landsleute in ihnen begrüßen. Wie Saul ragt der Eine um Kopfeslänge über alles Volk empor, ein Germane von altem, ächtem Schrot und Korn. Blondes Haar wallt in natürlichen Locken unter dem Hute hervor,

bis beinahe auf die breiten Schultern herab; beides, Hut und Haar, hat die heurige Mode noch nicht berührt. Blaue Augen, deren Ränder leicht geröthet ſind, ſchauen unter einer hohen, vor der Zeit gefurchten Stirne hervor, und um die Lippen ſpielt, durch einen dünnen, blonden Bart ſchlecht verſteckt, ein mißmuthiges Lächeln. Das einfache, ſchwarze Tuch, loſe um den Hals geknüpft und vorn mit einer ſtählernen Nadel übereinander gehalten, der nachläſſige, aber ohne Eleganz nachläſſige Ueberrock, die weiten Beinkleider, die über ein Paar derbe Stiefeln hinfallen, das ſtarke Rohr, oben mit einem Löwenkopfe aus Bronze verziert, jedes Falls mehr Waffe als Schmuck, der ganze Anzug beweiſt hinlänglich, daß unſer Landsmann weder um die Mode des Jahres zu ſtudiren, noch um ſie anzukündigen in Longchamps auftritt. Wie die lange Geſtalt, gleichgiltig gegen alle Umgebung, häufiger treibend als getrieben, den Knäul durchſchneidet, gemahnt ſie uns mit jenem unnennbaren Etwas, das die maleriſche Sprache unſerer Studenten „burſchikos“ nennt, an heimathliche Dinge und an Jugendgeſichte, an den Commers, den Contraboden, die Bierkneipe. Der Leſer denke ſich dabei nicht gerade ein altes Haus, ein bemooſtes Haupt; unſer Held ſcheint ein früher Dreißiger, und vielleicht geben ihm ein Paar Falten und Narben, oder das um die Schläfe bereits gelichtete Haar einige Jahre zu, die er in Wahrheit nicht hat.

Umgekehrt macht ſich ſein Begleiter jünger, als er iſt. Um einen ganzen Kopf kleiner, von mittlerem Wuchſe alſo, zierlich gebildet und zierlich gekleidet, Locken und Schnurrbart mit ſorgfältiger Kunſt gepflegt, hängt er am

Arme des Andern, ungefähr, wenn uns ein Gleichniß aus der alten, vergeſſenen Götterlehre erlaubt iſt, wie Hylas an Herkules Seite: „Haeret Hylas lateri passusque moratur iniquos.“ Daß er ebenfalls ein Landsmann iſt, beweiſt ſein deutſcher Blondkopf, welchem franzöſiſche Narden nur eine dunklere Glorie geborgt haben, und das hübſche blaue Auge, für das eine höchſt wahrſcheinlich überflüſſige Lorgnette auf der ſammetnen Morgenweſte ſchwankt. Alles Aeußere an dieſem Deutſchen iſt franzöſiſch, vom Hute, der ſchon die ſchmale Krempe zeigt, welche eben erſt durchdringen will, bis auf die lackirten Stiefelchen herab; ſogar die Handſchuhe, obwohl ſie däniſche heißen, ſind Pariſer, und das kurze Stöckchen mit elfenbeinernem Griffe, das die feine, faſt weiblich geformte Rechte ſchwingt, verhält ſich zu dem Stabe ſeines Gefährten wie ein Tactſtock zum Tambour-Major-Stabe.

Herkules und Hylas hatten eine ziemliche Strecke in den elyſäiſchen Feldern zurückgelegt. Sie ſtanden etwa in der Mitte der Steigung einen Augenblick ſtill und blickten der Eine hinauf die lange Reihe, welche der glänzend weiße Sieges-Bogen ſchließt, auf dem tiefblauen Himmel prächtig abgehoben, der Andere dieſelbe Reihe hinab, wo auf dem Platze der Eintracht die beiden Springbrunnen im Sonnenlichte herrlicher funkelten und luſtiger plätſcherten als je zuvor. Denn Paris fühlt den Frühling wie keine Hauptſtadt der Welt; nicht nur das ländliche Paris außerhalb der Barrière, das wie eine Buhlerin ſich weit ausſtreckt über dem wunderbar reizenden Seinebett; nein, ſelbſt der ſteinerne Kern der Stadt empfindet den lebenskräftigen Trieb der wiedererwachenden

Natur und ſchlägt in ſchwellendem Wachsthum üppig aus. Die Quais füllen ſich, als ſei friſches Blut in dieſe Adern des Verkehrs gegoſſen; die Bäume, dieſe munteren, leichtſinnigen, franzöſiſchen Bäume öffnen vor der kalendermäßig erlaubten Zeit ihre Keimaugen, ſelbſt die verkrüppelten, lebenslänglich zu den Boulevarts verdammten Linden; die Plätze endlich mit ihren Denkmälern, Bildſäulen und Waſſerkünſten putzen ſich wie ein Weib, das den Geliebten erwartet. Dunkle Giebel lächeln ſonnig hernieder, die Fenſter thun ſich auf und reiben den Winterſchlaf aus den angelaufenen Scheiben; Thüren, Gänge und Treppen athmen friſchere Luft ein und aus als bisher. Der kennt den Frühling nicht, der ihn nicht in Paris geſehen, in den elyſäiſchen Feldern, auf dem Boulevart der Italiener.

So ungefähr oder ähnlich mochte das hohe Lied heißen, welches Hylas, auf Herkules Arm gelehnt, dem Freunde zum Preiſe des Frühlings und ſeiner guten Stadt Paris zu Ehren vorſang. Aber Herkules runzelte die Stirn nur um einen Grad finſterer und gab verdrießlich zur Antwort:

„Mich langweilt die Geſchichte, kehren wir um!“

„Nicht doch, eine kleine Weile noch, es iſt ſo hübſch.“

„Was Du nur hübſch finden magſt?“

„Frage lieber, was nicht? Den Himmel, die Frauen, die Pferde, die Sonne, die Akazien, ſogar den Municipal dort! alles, alles!“

„Wende Deine Worte um, ſo haſt Du meinen Sinn.“

„Unverbeſſerlicher Krittler! Ich wette, Du betrachteſt Longchamps aus der Froſchperſpective des Fußgängers, nur um alle Linien unſchön und verzerrt finden zu können.“

„Warum haſt Du Dein Cabriolet nicht genommen, um aus der Vogelperſpective einen günſtigeren Standpunkt für uns zu gewinnen?“

„Weil mein Cabriolet außer Mode iſt, mein Tiger noch nicht einmal ſeine neue Livrée, der Mecklenburger dagegen noch immer ſein Winterhaar hat.“

„Als guter Deutſcher, der überall hinten nach kommt.“

„Meinetwegen.“

„Und da denkſt Du, Longchamps würde mit Fingern auf Dich weiſen, kämeſt Du nicht im allerneueſten Stile, prahlend und ſiegend dahergefahren?“

„So eitel bin ich nicht. Man hätte mich im Cabriolet ſo wenig bemerkt, wie hier als Fußgänger; hingegen ſehe ich ſo beſſer, als müßte ich ſelbſt mein beſcheidenes Schifflein durch alle jene Fahrzeuge winden und lenken.“

Hylas blickte mit dem Glaſe ſo eifrig um ſich, als läge ihm an dieſem Sehen wer weiß wie viel. Er überhörte die beißenden Bemerkungen des Freundes, welcher ihn unter Anderem fragte, was ihm der heutige Modebericht an ſeinen Hof eintragen würde, ein Kreuzchen oder ein Sternchen? Hylas zuckte die Achſeln. Nach einer kleinen Weile aber ſagte er auf einmal zu dem Nachbar:

„Du haſt Recht; laß uns umkehren!“

„So plötzlich?“

„Ich weiß nicht, es iſt vielleicht ſchon ſpät, Du verlierſt Deine Zeit.“

Er ſprach abgebrochen und mit einem ſo veränderten Tone, daß es auffallen mußte. Sein Freund blickte, verwundert und fragend, erſt ihn an und dann um ſich her. Beide ſtanden unmittelbar an dem breiten Hauptwege, die Vorderſten im Gewühle. Vor ihnen fuhr gerade ein Wagen, der, wie die meiſten, mehr von dem Strome fortgetrieben wurde, langſam genug, als er ſich ſelbſtſtändig weiter bewegte. Es ſaß eine Dame darin, ganz allein. Dieſe Dame beugte ſich ein wenig vor, als ſie den beiden Deutſchen gegenüber war. Sie grüßte, wie Pariſerinnen grüßen: mit den Augen, mit den Fingerſpitzen, kaum und zuletzt mit dem Kopfe. Hylas zog, ſichtlich verwirrt, den Hut; der Gruß hatte ihm gegolten. Nein, beſſer geſagt: getroffen hatte ihn der Gruß.

Herkules drückte ihm ziemlich unſanft den Arm. „Das alſo,“ flüſterte er ärgerlich und ſpöttiſch, „das alſo war des Pudels Kern? Auf Deine Schöne mußten wir warten, und ich zog, wie ein geduldiger Elephant, zu Deiner Deckung in Parade mit Dir auf?“

„Du wirſt doch nicht denken, in Paris und in Longchamps könne ein vernünftiger Menſch eines Elephanten bedürfen, wie in einem deutſchen Landſtädtchen?“

„Und Du wirſt mir doch nicht weiß machen wollen, wir hätten zufällig gewartet, genau ſo lange, bis der Wagen der Göttin erſchienen, . . . bis die Liebliche ſich neigte, ruhig, engelmild?“

„Engel hin, Engel her!“

„Geſteh's nur, ertappter Sünder, es war Deine Gräfin!“

„Was Du mit dem inſolenten Poſſeſſivpronomen willſt, begreife ich nicht. Auch habe ich nichts zu geſtehen. Wenn Du mich einfach fragſt, wer die Dame geweſen, welche eben an uns vorüberfuhr, antwortete ich Dir gerade ſo einfach: die Gräfin Heriſy.“

„Suffit!“ Mit dieſem Ausrufe machte ſich Herkules von Hylas los und eilte, ſich leicht Bahn brechend, voraus, bis er in wenigen Schritten den Wagen erreicht.

Dieſer Wagen zeichnete ſich keineswegs durch beſondere Pracht, nicht einmal durch etwas Auffallendes oder Herausforderndes aus, und doch hatte er bei den Kennern in Longchamps Gnade gefunden. Es war eines jener niedrigen, leichten Fuhrwerke, welche England erſt in wenigen Exemplaren und vor kurzer Zeit nach Frankreich geſchickt. Die Pariſer Mode taufte ſie nachmals Escargot, das Schneckenhaus. Inwendig ausgeſchlagen mit hellgrauem Seidenzeuge und blauen Verzierungen, außen dunkelbraun lackirt, in den Federn hängend mit jener unbezeichenbaren Schwingung und Feſtigkeit, wie ſie nur die engliſche Fabrik hervorbringt, bildete der niedere Wagen ſammt den zwei Schimmeln und der Livrée, hellblau mit weiß, ein ſo ſchönes, harmoniſches, wahrhaft elegantes Ganze, daß er als ein Muſter von Geſchmack und Zweckmäßigkeit auf den erſten Blick die Männer vom Fache eroberte, ſowohl Liebhaber und Kenner, als Wagenbauer und Sattlermeiſter, für welche Longchamps beides zugleich iſt, reicher Markt und hohe Schule. Bis auf die weißen Nähte des Riemenwerkes und die Metall-

beſchläge war da alles unſcheinbar, aber ächt, gediegen, fertig.

Kein Zweifel, daß Herkules, als er den Wagen erreicht und mit einem neugierigen Blicke geprüft, deſſen Vorzüge nicht zu würdigen wußte; aber er gefiel doch auch ihm auf der Stelle, und zwar hundert Mal mehr, als alle die anſpruchsvollen Staatskutſchen links und rechts. Nur da er ſeine Neugier von dem Wagen auf die Beſitzerin ausdehnte, trat er augenſcheinlich enttäuſcht zurück. Er ſah, in die blaugrauen Kiſſen gedrückt, ein ſchmales Geſicht mit ebenfalls blaugrauen Augen und einer verwirrten, aſchfarbenen Haarfülle um die blaſſen Wangen, eine ſchmächtige Geſtalt, feſt in einen Shawl gewickelt, einen mageren Fuß, deſſen Spitze ſich auf den Vorderſitz ſtemmte. Verwundert hielt er ſich eine Weile an der Seite dieſer Frau; ſie lag unbeweglich, mehr vor ſich hin als um ſich her blickend, nur dann und wann mit den Fingern eine abtrünnige oder widerſpänſtige Locke aus dem Auge drückend.

Mit einem Lächeln der Ueberlegenheit, beinahe des Erbarmens auf den Lippen, wartete Herkules auf ſeinen langſam nachſchreitenden Freund. Als Dieſer ihn eingeholt, ſagte er zu ihm: „Nun, mein Junge, jetzt bin ich ruhig um Dich. Dieſe Flamme wird Dir weder den Kopf noch das Herz verſengen. Du weißt, wie oft ich Dich gewarnt und gebeten habe, keines von beiden an Deine ſogenannte Welt und an die Weiber darin wegzuwerfen, mit denen Du nun einmal zu leben verurtheilt biſt; allein hätte ich die Gräfin vorher geſehen, wie ich

ſie eben geſehen, ſo würden wir Zwei uns viele ſalbungsvolle Reden und ſpitzige Geſpräche erſpart haben.“

„Gräfin Heriſy hat alſo keine Eroberung an Dir gemacht?“

„Nimm mir's nicht übel, aber das iſt ja beinahe eine alte Frau, ſo mager wie die Kühe Pharaonis, ſo form- und farblos wie die Lüneburger Haide.“

„Du thuſt Dir keinen Zwang an in Deiner Kritik.“

„Und dieſes Weib, ſagſt Du, quält Dich mit Launen, mit Eiferſüchtelei und Herrſchſucht? Mit dieſem Schatten wirſt Du nicht fertig? Ei, da ſollte ja doch ... Ich habe mir eine hochgebietende Figur, jugendliche Fülle, blühende Friſche vorgeſtellt, eine Hebe, eine Juno, meinethalben eine Meſſaline oder Cleopatra, und nun finde ich dieſe kleine Gräfin in ihrem kleinen Wägelchen, mit ihrem kleinen Geſichtchen. Ihr gegenüber ein Mann wie Du, und dennoch unter dem Pantoffel!“ — „Du haſt eine wahrhaft einzige Art, Perſonen und Verhältniſſe zu beurtheilen. Im Vertrauen auf meine Freundſchaft berührſt Du Saiten . . .“

„Welche Deine ſchwachen Seiten ſind, ohne Calembourg geſprochen. Im Ernſt, da wir einmal auf dieſen Punkt gekommen: es iſt hohe Zeit, daß Du Dich losmachſt. Du vertändelſt Dein Leben hier, während in der Heimath Deine Familie, ein Amt, eine Zukunft Dich erwarten. Wenn, wie es den Anſchein hat, dieſe Frau allein Dich feſſelt, ſo denke an Deine erſten und nächſten Pflichten eher, als an eine ſpielende Verpflichtung für ſie. Iſt es nicht ohnehin ein ſchmachvolles Bild, einen deutſchen Mann an dem verlaſſenen, auf dem Rückzuge

begriffenen Siegeswagen einer Pariſer Mode- und Welt-Dame ziehen zu ſehen?“

„Du ſprichſt wie ein Buch, wie ein Buch von Anno dreizehn nämlich.“

„Ich möchte mehr thun als ſprechen, handeln möcht' ich für Dich, Dich losmachen, abkaufen, erlöſen aus Deiner babyloniſchen Gefangenſchaft.“

„Willſt Du Dich einſetzen als Löſegeld? Wollen wir Schillers Ballade von der Bürgſchaft aufführen?“

„Lächerlich! Wenn ich die Gräfin kennte, ſollte meine Ruhe ihren Kunſtſtücken gegenüber, mein männlicher Ernſt, meine deutſche Feſtigkeit ſie wohl Mores lehren und Dir zum Muſter dienen. Mit Dir ſpielt ſie, ich wollte ihr aber bald in die Karten ſehen und Deine verlorene Partie für Dich wieder aufnehmen.“

„Wagſt Du den Verſuch?“

„Was iſt da zu wagen?“

„Willſt Du die Bekanntſchaft der Gräfin machen?“

„Du weißt wohl, daß ich grundſätzlich nicht in die Welt der Gräfinnen gehe.“

„So haſt Du allerdings leicht ſie herausfordern. Weit davon iſt gut vor'm Schuß.“

„Pah! Wenn's weiter nichts iſt. Da hat's keine Gefahr.“

„Alſo in's Feuer?“

„Deinetwegen, Dich zu ſchützen, zu retten, wenn es noch Zeit iſt.“

„Weshalb, gilt mir gleich. Die Hauptſache iſt: Du begleiteſt mich zur Gräfin Heriſy. Mittwoch iſt ihr Tag. Gehſt Du mit?“

„Ich gehe.“
„Top!“
„Top!“

Herkules legte mit einem kräftigen Drucke ſeine bloße Rechte in Hylas Handſchuh. Sein Auge blickte dabei mit ruhiger Gewißheit den Freund an, während dieſer ein ſchalkhaftes Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte. Der Andere bemerkte es und ſagte beinahe übermüthig: „Du machſt einmal wieder Dein Diplomaten-Geſicht und ſiehſt aus, als ob Du ausrufen wollteſt: Den hab' ich angeführt, indem ich ihn ſtatt meiner als Daniel in die Löwengrube ſetze. Sei deswegen außer Sorgen, mein Söhnlein, und triumphire nicht zu früh. Willſt Du eine Wette, daß ich unverſehrt aus der Löwengrube zurückkehre?“

„Um ernſte Dinge wette ich auch nicht einmal im Scherz,“ antwortete Hylas mit ſo tiefer Feierlichkeit, daß ſein Freund in ein lautes Gelächter ausbrach. Wohlgemuth und fröhlich ſchieden Beide, als ſie bei dem Obelisk angelangt waren, und ihr letztes Wort lautete:

„Auf Mittwoch denn!“

2.

Der Leſer geſtatte, daß wir ihm unſere zwei Landsleute, bevor er denſelben wiederum begegnet, in guter Form vorſtellen, um ihre mythologiſche Verkleidung nicht über Gebühr dauern zu laſſen. Hylas heißt mit ſeinem chriſtlichen Namen — und es iſt dies ein alter Name von gutem Klang — Ernſt von Werneck; ſein Freund

Herkules ſchreibt ſich: Otto Walther. Beide ſind aus Braunſchweig gebürtig, wo Herrn von Wernecks Vater eine angeſehene Stellung bei Hofe bekleidet. Walthers Familie kannte er ſelbſt kaum; Otto war ſeit ſeinem zehnten Jahre verwaiſt und aß bei weitläufigen Verwandten das bitterſte aller Brode, das für Menſchenkinder gebacken wird: das Gnadenbrod. Er und Ernſt waren von Kindesbeinen an gute Freunde, ſie ſaßen auf einer und derſelben Schulbank im Carolinum, ſo daß Ernſt die Aufſätze ſeines Nachbarn bequem abſchrieb und Dieſer dafür die theuern Bücher des Andern, welche er nicht eigen anſchaffen konnte, von der Seite mit einſah. Unzertrennlich wie im Hörſaale waren ſie auf dem Spielplatze, beim Ballſchlagen immer von einer Partei, und treue Bundesgenoſſen in jeglicher Rauferei. Ein kleines Abenteuer, das wir im Vorbeigehen mitnehmen wollen, zog die Fäden kindlicher Freundſchaft für das Leben zuſammen. Die Knaben ſpielten, zwölf Jahre damals alt, zur Zeit der Braunſchweiger Meſſe um die hölzernen und leinenen Buden herum, welche für „Verſteckens“ und „Abſchlag“ ein wahres Paradies ſind. In einer ſolchen Bude gab es einen Bären zu ſehen ſammt der nöthigen Zuthat von Affen und Papageien. Da die Meſſe erſt Tags darauf anging, war der Käfig und das Gerüſt noch nicht völlig aufgeſchlagen. Dies hinderte die Kinder aber nicht, im Gegentheil, es trieb ſie an, mit ihren Federmeſſern Löcher in das Zelt zu ſchneiden, den Bären erſt anzugaffen, dann mit Wolfenbüttler Stöcken zu plagen. Das Thier brach aus durch irgend einen unglücklichen Zufall. Ernſt von Werneck, der Nächſte an der Bude,

ſtürzte unter ihm zuſammen, laut ſchreiend, in wahrhaftiger Lebensgefahr. Während alle Uebrigen erſchreckt von dannen rennen, kehrt Otto Walther um, ſchlägt mit ſeinem Ballholz dem Meiſter Petz einen Metzgerhieb zwiſchen die Ohren und rettet ſo den allgemein verloren gegebenen Freund, welcher mit einer kleinen Liebkoſung der Tatzen davon kam. Dies Heldenſtück trug dem Knaben von Ernſts Mutter ein ganz artiges Stipendium für ſeine Studienzeit und eine treue, zärtliche, faſt unterwürfige Anhänglichkeit von Ernſt ſelbſt ein. Ihr Bündniß ward ſprichwörtlich in der ganzen Stadt Braunſchweig, und ſchon der Rector des Carolinums taufte ſie, wie wir es gethan, Herkules und Hylas; Namen, die um ſo leichter an Beiden hängen blieben, als ſie durch des Einen trotzige Kraft und die zarte Weichheit des Andern noch bezeichnender erſchienen.

Zuſammen gingen die Freunde auf die Univerſität. Aber in dem neuen Verhältniß, welches, ungeachtet aller akademiſchen Freiheit und Gleichheit, die ſchneidenden Unterſchiede des Lebens zuerſt heraustreten läßt, trennten ſich ihre Pfade. Werneck ward in die Landsmannſchaft der Weſtphalen gezogen, worin ſeine Standesgenoſſen, eine reiche, luſtige Jugend, ihn empfingen, während Walther, anfangs ſeines Weges allein gehend, nach und nach in die Burſchenſchaft gerieth, deren idealiſtiſche Grundſätze und Zwecke ſeinen erwachenden Gedanken entgegenzukommen ſchienen. Immer weiter entfernten ſich die Jünglinge von einander, bis durch Walthers Abzug von Göttingen nach Jena das Band zwiſchen ihnen, äußerlich wenigſtens, ganz zerriß.

Paris war, nach zehnjährigem Zwiſchenſpiel, beſtimmt, ſie wieder zu vereinigen. Ernſt von Werneck erſchien dort als ein gemachter Mann. Studien und Reiſen lagen hinter ihm. Berufen zu einer glänzenden Laufbahn im Vaterlande, hatte er die vorbereitenden Schritte dazu ſchon gemacht. Paris ſollte ſeine diplomatiſche Erziehung vollenden und ihm einen leichten Styl für die ſchweren Geſchäfte geben, ſammt der Fähigkeit, mit ächtem und modernem Accent die Weltſprache zu flüſtern oder einen Bericht an das Miniſterium des Auswärtigen abzufaſſen, ohne das ſcharfe Auge Sereniſſimi mit einem Germanism zu verletzen. Ernſt ließ ſich ſeine Aufgabe angelegen ſein. Er lernte nicht nur auf dem Boulevart des Capucines mit ſympathetiſcher Tinte und in Chiffern ſchreiben, ſondern auch dicht daneben, auf dem Boulevart des Italiens, mit Anſtand flaniren, ein Pferd beſteigen und tummeln wie ein ordentliches Mitglied des Jockey-Clubs, den Hut keck und leicht auf ein Ohr drücken, die Handſchuhe mit Anmuth an- und ausziehen, eine Dame, einen Herrn, einen Bekannten mit allen Nünancen grüßen, kurz die zehntauſend großen Kleinigkeiten, welche, mit der Zeit und dem Staatshandbuche im Bunde, aus einem Legationsſecretär einen Geſchäftsträger machen. Die letzte Hand legte die Gräfin Heriſy an ihn, in deren Schule er ſeit einigen Monaten ging, wenn dem öffentlichen Gerüchte und ſeinem eigenen verleugnenden Lächeln zu glauben war.

An denſelben Strand, wohin Ernſt von der Welle des Glückes ſpielend getragen wurde, warfen einige Jahre früher ſchon ſeinen Jugendfreund Schiffbruch und Sturm,

ein Sturm, der, ſo kurz er dauerte, doch eine ganze Folge von fröhlichen Lebenshoffnungen rettungslos vernichtete. Otto war ein Opfer einer unreifen und verfrühten Revolution in Duodez, eines ſogenannten Putſches geworden. Gleich den meiſten ſeiner Unglücksgefährten entfloh er nach langer und peinlicher Haft, gebrochen im Herzen, aber nur ſtärker, ſtarrer geworden in der Geſinnung. Als er in grauer Morgendämmerung über die Schiffbrücke zwiſchen Kehl und Straßburg ſchwankte, wußte er es, ganz und gar ſich ſelbſt klar und von keiner freundlichen Täuſchung mehr umgaukelt, daß es mit ſeinem Leben vor der Hand aus war; das Valet, welches er vom franzöſiſchen Ufer herüber Deutſchland zurief, galt auf ewige Zeiten. Er pilgerte nach Paris und ſuchte dort, was Viele leichter fanden, als er. Der flüchtige Pole, der Spanier, der Lombard bringen in der Regel eine Schmiegſamkeit und Gelenkigkeit mit in ihr neues Verhältniß, welche ſie dasſelbe raſch und ſicher am richtigen Ende anfaſſen lehrt. Nicht ſo der Deutſche. Aus kleinen Städten und engen Lebenskreiſen fällt er auf einmal in dies ungeheure Paris wie ein Fiſchlein vom dunklen Teiche in das offene Weltmeer. Schüchtern, unbeholfen, ängſtlich ſieht er ſich um; er wagt nirgends anzuklopfen, lieber wartet er, bis ihm von ſelbſt aufgethan wird, und — ſtirbt erwartend auf der fremden Schwelle. O, ſie iſt unglaublich hart, dieſe ſtachlichte Schale um die ſüße Heſperiden-Frucht, Paris geheißen. Die Zeit und die eigene Kraft allein reichen nicht aus, ſie zu durchbohren; das Glück, der Zufall müſſen helfen, Verbindungen und Empfehlungen die Wege weiſen, die Pforten öffnen, den Herd wärmen. Und

die drinnen Geborgenen haben ſo wenig Luſt und Beruf, zu ſorgen für Spätlinge, die da nachdrängen. Jeder braucht ſich ſelbſt, braucht ſich ganz, jeder iſt froh, ſeine Ecke endlich gefunden zu haben und ruft dem Fragenden, durch die Nothwendigkeit Egoiſt geworden, gleichgiltig zu: Suche!

Otto hat lange geſucht. Ein Jahr, zwei Jahre, drei Jahre: ſie ſprechen ſich geſchwind aus, ſchreiben ſich raſch nieder, aber ſie tragen ſich furchtbar ſchwer. Abwechſelnd Lehrer in Winkelſchulen, Tagelöhner für Zeitungsanſtalten, Hofmeiſter in großen Häuſern, Kaſſirer einer Vorſtadtbühne, Schreiber an öffentlichen Stellen, Dolmetſcher am Polizei-Gerichtshofe, eine Zeit lang ſogar Kellner in einem hauptſächlich von Deutſchen beſuchten geringen Koſthaus, lernte er den ſtolzen Nacken unter das niedrigſte Joch beugen, nur um ihn hernach deſto ſtarrſinniger aufzurichten. Das Brett, welches er heute erfaßte, im Begriffe unterzuſinken, er zertrümmerte es morgen mit eigener Hand, wenn der alte wilde Geiſt über ihn kam, der ihn auf's Neue im Ocean umhertrieb. Vielleicht daß er ſich endlich in dem Labyrinth doch verloren, daß er irgend einem Minotaurus zum Opfer gefallen, hätte ihm nicht die Liebe — wieder ſie und immer ſie — den rettenden Faden geboten.

Im Palais-Royal giebt es einen dunklen Gang, Galerie Montpenſier mit Namen, und in dem dunklen Gange ein noch dunkleres Erdgeſchoß, das Cabinet Montpenſier, wo Zeitungen geleſen werden. Zwei Zimmer, denen die gegenüberſtehenden Häuſer, himmelan ragend, ſelten einen vollen Lichtſtrahl gönnen, ſind mit Blättern

aller Farben, aller Zungen angefüllt. Auf den kleinen Rohrſtühlen verſammeln ſich um runde Tiſche und lange Tafeln zu jeder Stunde im Tage ſtumme, ernſthafte Menſchen, meiſtens Fremde und unter ſich wenig bekannt; ſie ſitzen da leſend, ſchreibend, höchſtens einmal mit dem Nachbar unterbrochen flüſternd. Am engſten drängen ſie ſich an einem runden, ſteinernen, mit grobem, grünem Tuche behangenen Tiſche, weil er, dem blinden Fenſter am nächſten, noch das erträglichſte Licht hat und weil die ſinnreiche Pariſer Induſtrie den Fuß des Tiſches zugleich als Ofen im Winter benutzt. Es iſt ſchon viel gekritzelt, geſeufzt, gewiſpert in jener Tafelrunde. Sie beſteht in der Regel aus den Berichterſtattern auswärtiger Zeitungen in Paris; dort werden die kleinen Neuigkeiten des Tages erſt kameradſchaftlich mitgetheilt, wie ſie der Eine oder der Andere erlauſcht, gefunden oder erfunden hat, und alsdann ſchlägt ſie jeder Einzelne für ſich und in ſeiner Sprache, für ſeine Zwecke zu Faden; er wirft, eilig und gebückt auf die unwillig knarrende Feder, die ſorgfältig gezählten Zeilen auf's Papier, und das Papier, wenn es mit der Oblate haſtig geſchloſſen, in die nahegelegene Brieflade. Glückliche Reiſe! Und daß die Mittheilung doch ja den Redacteur bei guter Laune treffe, um nicht in den Papierkorb geworfen zu werden, und den Verleger bei guter Laune, um in der Honorar-Berechnung nicht zu fehlen! . . . Lieber Leſer, liebe Leſerin, Sie glauben nicht, wie ſchlecht es ſich an der grünen Tafel ſitzt und ſchreibt, zumal wenn draußen im Garten die Fontainen rauſchen und auf der Straße luſtige Menſchen, hübſche Frauen, geputzte Kinder vorüberſchweben. Sie glauben

auch nicht, wie viel dazu gehört, bis ein geſchriebener Brief zum gedruckten Bogen anwächſt; denn man zahlt dergleichen Waare nach der Elle. Aber das glauben Sie wohl, daß ein Jeder tief aufſeufzt, wenn dieſes dunkle, gleichſam unterirdiſche Tagewerk abgethan iſt, daß er den Nachrichten aus der Heimath, die auf dem nächſten Tiſche lagern, nur ein Paar flüchtige Blicke ſchenkt und dann federleicht, flügelſchnell nach Hut und Stock eilt, mit einem Gruß an die neidiſch nachſchauenden Zögerer hinausflatternd. Und das endlich glauben Sie auch, daß geſcheite, wackere Männer an dem Tiſche geſeſſen, Männer aus allen Ländern, Spanier, Engländer, Italiener, Polen, Franzoſen und Deutſche beſonders, unter dieſen Deutſchen auch unſer Otto.

Monden lang! hatte er täglich ſeine zwei bis drei Morgenſtunden im Cabinet Montpenſier zugebracht. Ein Paar Schritte von ihm ſaß, in nächſter Nähe alſo, und doch von ihm erſt ſpät gefunden, ſeine Zukunft, ſeine Vorſehung; ſaß, ohne Bild zu reden, die Comptoirdame des Leſecabinets. In einem Vorzimmerlein, das noch dunkler war, als die beiden andern Räume, thronte ſie hinter ihrem Pulte, von Zeitungen faſt ganz verſteckt. Ihr Geſchäft war, Briefe und Blätter vom Poſtbeamten zu empfangen, Buch zu führen über Einnahme und Ausgabe des Cabinets, die Abonnements- und Tagesgelder, wie ſie bei ihr eingingen, in hohen Säulen von groben Sousſtücken, halben Francs und harten Fünffrankenthalern zu ſortiren, den regelmäßigen Kunden Papier, Federn, Kouverts und anderes Handwerkszeug zu verkaufen. Dafür bezog ſie von dem Eigenthümer des Cabinets monatlich

einhundert Francs: zwölf Stunden Arbeit täglich und jährlich zwölfhundert Francs Lohn. Nur die Kanone im Palais-Royal kündigte ihr eine Freiſtunde, die des Mittags, regelmäßig an, während ihre Ablöſung Abends erſt nach ſieben Uhr erſchien. Sonn- und Feſttage kannte ihr Kalender keine.

Dies war ein für alle Male das Leben Deniſens, — Deniſe hieß die Comptoirdame, — bevor ſie Otto begegnete und Otto ihr. Wie und wann und warum ſie ſich liebgewannen, gelte uns gleich. Genug, daß es nicht lange dauerte, bis Beide gemeinſame Kaſſe, gemeinſames Haus machten. Sie verheiratheten ſich, wie es im Argot von Paris heißt, im dreizehnten Arrondiſſement, bezogen ein kleines Quartier in der Rue du Rempart, unweit alſo vom Palais-Royal, fünf Treppen hoch, und lebten von Stund' an, wenn nicht wie unſer Herr Gott in Frankreich, ſo doch wie zwei ſeiner Engel im Himmel. Deniſe war ein prächtiges Mädchen, ein bischen bleich freilich von ihrem Berufe, aber kerngeſund dabei, immer wohlgemuth, von Herzen fröhlich und durchaus ehrlich, paſſabel hübſch und friſch, und fortwährend ſo reizend und zugleich ſo einfach angezogen, wie es nur eine Pariſer Griſette ſein kann. Sie verſtand es, ihren verlorenen Freund auf gebahnte Wege zu bringen. Durch den Eigenthümer des Cabinets wußte ſie ihm eine feſte Lehrſtelle in einer Mädchenſchule zu verſchaffen; ihre harmloſe Seele beunruhigte es nicht, daß er täglich eine Stunde lang Geſchichte und deutſche Sprache vortrug, vor Geſichtern, die viel ſchöner waren als das ihrige. Daneben hielt ſie ihn an, die Verbindungen mit Deutſchland

fleißig anzubauen und ſeine Berichte an die Zeitungen fein regelmäßig und emſig fortzuſetzen. Ihre Hand führte ſein ſtilles Haus eben ſo ſicher wie ſein wildes Herz, und es gelang ihr bald zu ihrer unausſprechlichen Genugthuung, Ordnung, Frieden und Zuverſicht in beiden herzuſtellen und zu erhalten. Das höchſte Ziel ihrer gemeinſamen Wünſche war das Eigenthum des Cabinets, welches der Beſitzer unter billigen Bedingungen einmal abzugeben verheißen, und bei dreitauſend Francs Geſammt-Einnahme, ſo meinte Deniſe, müſſe es mit unrechten Dingen zugehen, wenn ſie binnen zehn Jahren dies Ziel durch weiſe Erſparniſſe und Anſtrengungen nicht erreicht hätten.

Auf dem ſteilen Wege dahin fand Ernſt ſeinen Otto wieder. Beiden zur Ehre ſei es geſagt, daß dieſe Begegnung ſie gleich hoch erfreute. Ernſt, den ſeine privilegirte Stellung auf die Oberfläche des Lebens und in bequeme Formen getrieben, hatte ſich unter dieſen ein warmes Herz bewahrt, wie auf der andern Seite Otto durch Schmerz und Noth wohl vielfach verhärtet worden war und dennoch, vielleicht deswegen gerade eine weiche Anhänglichkeit an die Heimath, einen heimlichen Gottesdienſt für ſeine Jugenderinnerungen in der Tiefe barg. Erſchüttert ſanken ſich die Freunde bei ihrem erſten Wiederſehen in die Arme. Ein Jeder fühlte, was zwiſchen ihm und dem Andern lag, vom Leben, von der Zeit, vom Schickſale dahin geworfen; aber über dieſen Scheidewänden vereinigten ſich die Herzen auf's Neue und beinahe in derſelben Weiſe, wie die ferne Kindheit, das Carolinum und der Meßplatz in Braunſchweig, ſie vereinigt hatten. Sie

ſahen ſich oft, ſie gingen mit einander, ſie zankten, tranken, rauchten zuſammen, und Deniſe war bald daran gewöhnt, neben ſich ihren Freund und „Monsieur le Baron“ zuerſt, hernach kurzweg: „Monſieur Erneſt,“ Stunden lang das fürchterliche Deutſch reden zu hören, das ſie zwar nicht verſtand, aber doch von ganzem Herzen lieb hatte.

3.

Aengſtlicher und zugleich ſtolzer hat niemals eine Mutter ihren einzigen Sohn für den großen Tag der Confirmation herausſtaffirt, als Deniſe Otto's Anzug ordnete, ſobald der gewiſſe Mittwoch, der Empfangstag der Gräfin Heriſy, gekommen war. Sie ſelbſt kaufte die Handſchuhe für ihn ein und wählte, aus bloßer Sparſamkeit, nicht etwa ein Paar für 20 Sous, — denn, ſagte ſie, dieſe dauern nur Einen Abend und laſſen ſich nicht reinigen, — ſondern ächte Dreifrancshandſchuhe, beſte Qualität, in dem glänzendſten und reichſten Lager ausgeſucht. Sie ſelbſt ſtand dabei, während der Hausmeiſter, ſeines Zeichens ein Schuhmacher, Otto's Stiefel firnißte, und ihr unerbittlicher Scharfblick leitete ſeinen Pinſel, als gälte es ein hiſtoriſches Gemälde für die große Louvreausſtellung durch blendenden Firniß in's Licht zu ſetzen. Sie ſelbſt endlich band die Schleife an der Cravatte, band ſie viel zu feſt und zu früh, um neun Uhr nämlich, ſo daß das arme Schlachtopfer ſich endlich voll Ungeduld losriß und erklärte, lieber ganz und gar daheim

bleiben zu wollen, als noch länger ihre Puppe, ihren Haubenſtock abzugeben. Seine unerſchütterliche Weigerung, ſich das lange blonde Haar von Deniſe aufwickeln und brennen zu laſſen, hätte außerdem um ein Kleines den erſten ernſthaften Zank zwiſchen beiden herbeigezogen. Otto war gründlich verſtimmt und nichts weniger als liebenswürdig in ſchwarzem Frack und ditto weitausgeſchnittenem gilet-en-coeur. Ihn reuete „die ganze alberne Geſchichte.“ Wie ein Kätzchen ſchmiegte ſich Deniſe an ihn und ſetzte ſich auf ſeinen Schooß, aber mit behutſamer Leichtigkeit, um die Wäſche, ihren Stolz, nicht zu chiffonniren, und ſcheitelte mit dem eigenen Lockenkamme liebkoſend und preiſend die geſchmeichelte Mähne ihres Löwen.

„Siehſt Du,“ ſagte ſie mit ſchnurrendem Tone in ſein Ohr, „ſiehſt Du, mein guter Freund, Dein Eintritt in die große Welt iſt ein Glück für Dich, ein Glück für uns Beide, ein Glück, auf welches ich lange gewartet. So mußt auch Du es anſehen. Jede Bekanntſchaft, die Du machſt, giebt eine Stufe weiter in unſerer Carrière.“ Otto lächelte. „Du wirſt Deputirte ſehen, vielleicht Pairs von Frankreich, am Ende gar einen oder den andern kleinen Miniſter: Menſchen wie wir Alle, glaub' Du mir, welche die Naſe mitten im Geſicht haben, damit ein kluger Mann ſie daran faſſen und herumführen kann. Wer weiß, wohin ſolch' eine Verbindung führt? Ich habe Landsleute von Dir gekannt, die wie Du mit einem Napoleon in der Taſche in die Barrière du Trone hereinſpazirten und jetzt im eigenen Cabriolet fahren. Eine Profeſſur am Collége Louis oder eine Sekretärſtelle an

der großen Bibliothek, he, wie würde das meinem Otto anſtehen?“

„Luftſchlöſſer, Kind, weiter nichts als Luftſchlöſſer! Du vergiſſeſt, daß ich nicht um meinetwillen bei der Gräfin Heriſy debütire. Ich will nichts von ihr, nichts von ihrer ganzen Welt. Es gilt ein Freundſchaftsſtück. Den Ernſt muß ich ihr aus den Klauen reißen.“

„So wie Du ihn damals aus den Tatzen des Bären geriſſen haſt, nicht wahr? Er hat's mir oft erzählt. Aber höre, mein theurer Freund, da nimm Rath und Vernunft an. Ein Bär iſt ein gefährliches Thier, und doch will ich lieber ihm als einer vornehmen Dame den Raub abjagen. O, Du kennſt ſie nicht, unſere Ducheſſen, Marquiſen, Comteſſen. Binde nicht mit ihnen an, wenn Deine Ruhe Dir werth iſt.“

Otto neigte mit einem überlegenen, verächtlichen Lächeln das Haupt. Er ſprach mit vielem Pathos von ſeiner Feſtigkeit und Würde, von der Gleichgiltigkeit gegen äußern Glanz und Schimmer, von der reinen Kraft des Mannes in ihm, woran alle böſen Ränke zunichte werden müßten. Als ächter Simſon fürchtete er keine Delilah. Mittlerweile hatte es zehn Uhr geſchlagen. Ein Wagen fuhr durch die ſtille Straße. Deniſe horchte auf. Noch eine Minute und Ernſt's Tiger läutete draußen. Otto nahm den Hut, zog den zweiten Handſchuh an und umarmte Deniſen, die ihn wiederholt küßte. Bang blickte ſie aus dem kleinen, hohen Fenſter dem davoneilenden Cabriolet nach; es war vielleicht das erſte Mal ſeit drei Jahren, daß ſie einen Abend allein zu Hauſe zubrachte.

Die Gräfin Herisy wohnte über der Seine, in der Rue de l'Université, also im Faubourg Saint-Germain. Wenn deswegen Otto sie in einem Hotel mit weiten Höfen, zahlreicher Dienerschaft, steinernen Treppen und unermeßlichen Sälen zu finden erwartete, so täuschte er sich. Ihr Apartement bestand aus dem ersten Stocke eines ansehnlichen, aber darum keineswegs prächtigen Hauses. Sie hatte sich mit dem Grafen, ihrem Gemahl, arrangirt; das heißt, sobald wir es in die Grobheit unserer ehrlichen Muttersprache übersetzen müssen: sie lebte getrennt von ihm, aber nicht geschieden. Wer die Schuld an dem Bruche trug, sie oder er, wußte eigentlich Niemand zu sagen; darin aber kamen alle Urtheile überein, daß die Gräfin nach der Trennung sich charaktervoll und ehrenhaft benommen. Sie wies alle Anerbietungen des Grafen, der bedeutendes Vermögen besaß, entschieden zurück und lebte von ihrem mütterlichen Erbtheile. Dies reichte hin, sie bequem, aber nicht glänzend, wie sie es gewöhnt gewesen, zu etabliren. Vier Domestiken machten ihren ganzen Hausstand aus. In ihren Zimmern fehlte durchweg der launenhafte Ueberfluß, die schwere Pracht, der gebieterische Styl der Mode; sie blickten dem Eintretenden geräumig und anständig entgegen, weder überladen noch kahl, weder ein Feenpalast der Mode, noch eine kleinbürgerliche „Einrichtung" im alten Sinne. Der Salon hatte venetianische Meubles aus dunkelbraunem Holz, vortrefflich geschnitzt, und dazu violetten Sammet, den mäßige Goldzierathen heraushoben. Kleine, fingerlange Figürchen und Rippen wiesen die Etagèren nirgends auf, wohl aber standen hier und da werthvolle japanische

Vaſen, große Stücke von Sevres und ſächſiſchem Porzellan und ächte Majolikas. An den Salon ſtieß auf der einen Seite das Boudoir der Gräfin, chineſiſch eingerichtet, und weiter ihr Schlafzimmer, nach der andern Seite ein kleines Empfangszimmer, dann der Speiſeſaal und das Vorzimmer. Nur in zwei Gegenſtänden fiel ein verhältnißmäßig großer Aufwand angenehm in die Sinne: in Teppichen und in Blumen. Letztere waren damals noch nicht ſo allgemein geworden als jetzt, die Gräfin pflegte ſie auch nicht als einen Modeartikel, ſondern aus wahrer Liebhaberei, mit Leidenſchaft ſogar. Bei ihr wandelte man in einem Garten, den Fuß elaſtiſch gehoben, wie von dem allerweichſten engliſchen Raſen, und umweht von einem beſtändigen Frühlingsathem, in welchem ſtatt des betäubenden Dunſtes fremder Prachtgewächſe die warmen und ſüßen Hauche von Reſeda, Orange, Hyacinthe in einander verſchwammen. Vorherrſchend, namentlich im Boudoir, war Heliotrop, der Gräfin Günſtling.

Das ſind die Räume, in welche Ernſt ſeinen Freund Otto einführte. Otto fühlte ſich bei dem erſten Ueberblick nicht angeheimelt, wie ein bezeichnender deutſcher Ausdruck es meint. Schon auf der Schwelle hatte eine anſcheinende Kleinigkeit ihn verletzt. Der Bediente meldete Herrn von Werneck und ließ deſſen Begleiter eintreten, ohne ſeinen Namen zu verlangen und auszurufen. Nach Otto's Anſicht lag darin eine Geringſchätzung, wofür er den „Lakaien" finſter anblickte. Er folgte ſeinem Freunde, um ſich der Gräfin vorſtellen zu laſſen. Sie ſaß, als Mittelpunkt einer dichten Gruppe, am Kamin,

in einem Armſtuhle mit hoher, geſchnitzter Lehne, welcher ihre Geſtalt faſt ganz verbarg, die Füße auf die bronzirten Verzierungen des Kamins geſtützt. Ihr Anzug war ungemein einfach: ein grauſeidenes Kleid, hoch an die Schultern hinanreichend, mit Spitzen garnirt, die Aermel halbweit und halboffen. Statt alles Schmuckes trug ſie eine Thee-Roſe an der Bruſt, eine Thee-Roſe im Haar. Man konnte nicht beſcheidener gekleidet ſein. Auf dem Geſimſe des Kamines ſtanden zwiſchen Blumen und Vaſen zwei Carcellampen, deren leuchtende Kugeln durch herabwallende Schleier von dünnem Roſapapiere ſanft verhüllt waren. Das Geſicht der Gräfin blieb ſo, für den Augenblick wenigſtens, in einer vortheilhaft gedämpften Farbe und Helle. Dann und wann warfen aufzuckende Flammen im Kamin ein Paar Blitze über das feine, blaſſe, ſchmale Geſicht, und dieſe Blitze ſpiegelten ſich beinahe in dem wunderbaren Glanze des aſchblonden Haares, das in reicher Lockenfülle vom Scheitel bis auf die Schultern, um Stirn und Wangen wehte.

Ernſt trat, durch die umringenden Damen und Herren ſich und ſeinem Begleiter Bahn brechend, an den Stuhl der Gräfin. Sie reichte ihm die Hand mit einem ruhigen Kopfnicken. „Frau Gräfin," ſagte er, „Sie haben gütigſt erlaubt" . . . Und ſo weiter; die banale Phraſe der Vorſtellung. Die Gräfin blickte auf, Otto verbeugte ſich, kein bischen linkiſch. Hätte Deniſe ihn geſehen, ſie wäre ihm um den Hals gefallen, er machte es zehnmal beſſer als zu Hauſe in der Probe, wo ſie, Deniſe, die Gräfin ſpielte, wahrhaftig ganz gut ſpielte.

Die wirkliche Gräfin empfing ihn mit den Worten:

„Ich hoffe, mein Herr, Sie halten es wie ich, daß Herrn von Wernecks Freunde die Ihrigen ſind.“ Ohne die Antwort abzuwarten, ſetzte ſie ihr unterbrochenes Geſpräch fort, und Otto wandte ſich mit einer abermaligen Verbeugung ab.

Er hatte nun Muße genug, den Kreis zu muſtern, deſſen Zauberbann er zum erſten Male heute überſchritten. Es waren immerhin gegen fünfzig, ſechzig Perſonen in dem Salon der Gräfin verſammelt, ungleich mehr Herren als Damen. Ernſt, welcher noch eine Zeit lang den Führer ſeines Freundes abgab, nannte demſelben unter den Anweſenden einige Berühmtheiten des Tages. Als neutrales Feld, wo ſich alle Parteien begegnen konnten, Faubourg Saint-Germain und Chauſſée d'Antin, Centrum nnd Linke, Akademie und Romantik, waren die Abende der Gräfin nicht nur beſucht, ſondern auch vor vielen andern geſucht. Man kam darin überein, daß für die „Cauſerie“ (das Wort findet ſich ſo wenig wie die Sache in Deutſchland!) ſich kein Ort ſo vortrefflich eigne, als Frau von Heriſy's Salon, und daß Niemand beſſer als ſie die ſchwierige Kunſt verſtehe, das Geſpräch zu beleben, ohne es beherrſchen zu wollen. So waren, immer in dem traulichen Tone dieſer Cauſerie, ſchon ganz artige Geſchäfte der Politik und der Literatur hier gemacht worden, und unſtreitig hatte in dem chineſiſchen Boudoir, vor den mit Albums bedeckten Lacktiſchen, hinter den Blumenkörben, phantaſtiſch gruppirt und zuſammengeſetzt, auch manches gute Wort, von der Liebe gewagt, eine gute Stätte gefunden; freilich Liebe immer nur im Style des Salons verſtanden. Das ganze

Apartement beſaß Styl und Charakter, und dieſe hauchte und ſtrahlte es unwillkürlich aus, von der Herrin den Gäſten entgegen, wie im Gegentheile ſo viele glänzende Gemächer und Staatszimmer den Fremden nur angähnen, weil ihre Bewohner in ihnen nichts Anderes thun als gähnen.

Otto gähnte freilich auch, gähnte bei Frau von Heriſy, gähnte noch vor Mitternacht. Er kam ſich unbeſchreiblich unnütz vor, wo er war, aber dabei durchaus nicht verlegen und beengt, wie Deniſe, vielleicht im Stillen auch Ernſt, für ihn gefürchtet hatten. Er ſtand und wandelte umher, flüchtig hier und dort angeſprochen, im Vorübergehen vorgeſtellt, ein Paar nichtige Grüße und Worte auf ſeinem Wege ausſtreuend. Wie die meiſten Neulinge in der Welt, glaubte er dieſe von Grund der Seele verachten zu dürfen, ihre glänzende Leere durchſchauen zu können. Was ſollte er darin, ein Mann wie er? Simſon unter den Philiſtern! Gleich am erſten Abend ſeinen deutſchen Befreiungskrieg gegen die Gräfin zu beginnen, war unmöglich; ſo viel ſah er mit geſundem Feldherrnblicke wohl ein. Sie ſchien ihrer Seits nicht eben aufgelegt, ihm weit entgegen zu kommen; ſie war artig für ihn, aber ſie zeichnete ihn nicht aus. Es hatte lange Mitternacht geſchlagen auf der alten Pendule, ſchon lichteten ſich die Räume. Otto wußte nicht, ſollte er bleiben, um auf Ernſt zu warten oder allein heimkehren. Er ſuchte langſam ſeinen Rückzug zu bewerkſtelligen, als ihm die Gräfin denſelben abſchnitt. Sie trat zu ihm, während er ſchon die Thüre des Salons hinter ſich hatte.

„Unſer Freund," ſagte ſie mit einer ſehr hübſchen klangvollen Stimme, dergleichen die Franzöſinnen ſelten beſitzen, „unſer Freund hat Unrecht gethan, Sie gerade heute hierher zu bringen. Sie müſſen, fremd wie Sie ſind, unter den fremden Leuten ſich gelangweilt haben. Keine Betheuerung des Gegentheils, ich bitte. Erlauben Sie mir, ſeinen Fehler gut zu machen, eſſen Sie mit mir nächſten Sonntag."

„Sie ſind zu gütig, Frau Gräfin. In der That, ich weiß nicht, ob ich unbedingt annehmen darf."

„Ich verſpreche Ihnen, Sie ſollen eben ſo wenig Schüſſeln wie Menſchen finden. Niemand kann große Diners mehr haſſen als ich. Eine lange Tafel, die wie ein Silber- und Kryſtalllager ausſieht und daran links und rechts eine Kleiderwaarenhandlung; ich kenne das. Betrachten Sie ſich mein Speiſezimmer und Sie werden ſehen, daß Sie aus guten Gründen ſicher ſind gegen ein neues Attentat auf Ihre Geduld. Sie, Ernſt, noch zwei oder drei genaue Freunde von mir und zum Uebermaß aller Freiheit nur Eine Dame, Eine, die kaum noch zählt: ich. Auf Sonntag alſo?"

Die Gräfin ging hinweg, um eine alte Dame zu begleiten, die ſich empfahl. Otto hatte nicht antworten, alſo auch nicht ablehnen können. In dieſem Augenblicke begegnete er Ernſt, der ihm mit den Worten entgegen kam:

„Hat Dich Frau von Heriſy auf Sonntag eingeladen?"

„So eben."

„Vortrefflich, wir ſpeiſen zuſammen. Du wirſt zufrieden ſein, zufriedener als heute.“

„Ich bin nicht unzufrieden, aber doch wäre mir es lieb, wenn wir gingen. Es muß bald ein Uhr ſein.“

„Binde Dich nicht an mich. Mein Cabriolet iſt unten und zu Deinem Befehle. Schicke es mir zurück.“

„Du bleibſt?“

„Eine halbe Stunde noch.“

Ernſt ſchlug die Augen nieder, und Otto ließ ihn ſtehen. Er konnte ſich nicht enthalten, in der Thüre des Speiſezimmers umzublicken. Der Salon war beinahe gänzlich leer. Die Gräfin und Ernſt ſprachen angelegentlich zuſammen, in einer Fenſterniſche lehnend. Otto glaubte zu bemerken, — aber er glaubte es nur, — daß Ernſt die linke Hand der Gräfin in der ſeinigen hielt. Was er deutlich ſah, war das leiſe Zittern und Flattern ihres Haares, das unter jedem Hauche ſeiner Worte bebte. Er ſtreifte die ſchmächtige, dunkle Geſtalt der Gräfin, die wirklich wie ein Schatten ausſah, noch einmal mit einem unzufriedenen Blicke und raſch eilte er hinaus.

Deniſe hatte noch Licht; es blinkte, aus der Höhe des fünften Stockwerks einem Sterne vergleichbar, von weitem dem Heimkehrenden entgegen. Sie war ſogar noch auf und kam, ihm die Thüre zu öffnen. „Gottlob,“ rief er, Hut und Handſchuhe wegwerfend, ihr entgegen, „Gottlob, daß ich wieder da bin, mein ſelbſt wieder bin.“

„O, Du guter, lieber Mann! So kommſt Du nicht ungern in unſere Manſarde zurück aus dem großen

Hôtel, und Deine kleine Frau kann ſich im Nachthäubchen nach der geputzten Gräfin noch vor Dir ſehen laſſen?“

„Thu' mir die Liebe,“ unterbrach er ſie heftig, „und laſſe mich mit allen Hôtels und allen Gräfinnen der Welt in Frieden.“

„So haſt Du Dich ſchlecht unterhalten?“

„Einmal ein Narr, gewiß nicht wieder.“

„Und Frau von Heriſy.“

„Frage Ernſt nach ihr, er iſt noch dort.“

„Nun, Du weißt ja, wie er mit ihr ſteht.“

„Freilich weiß ich.“

„Und Dein Plan, ihn loszumachen?“

„Ach Gott, mein Plan!“

Otto hatte ſich langſam ausgekleidet und ſank in ſeinen alten, mit verſchoſſenem, gelbem Plüſch überzogenen Lehnſtuhl. Er ſtarrte, in Gedanken verloren, in die erloſchenen Kohlen des kleinen Kamins. Deniſe hielt ſich fern, ſie wagte nicht, ihn zu ſtören. Leiſe zündete ſie ihr Licht an und wollte in ihr Zimmerlein ſchleichen, dicht neben dem ſeinigen gelegen. Auf der Schwelle kehrte ſie noch einmal um und fragte, ihre Hand auf Otto's Schulter legend, mit weichem Tone:

„Nicht wahr, mein Freund, es iſt Dir nichts Widriges bei Frau von Heriſy begegnet, keine Kränkung, nichts Leides?“

„Nichts, Liebe, nichts.“

„Gute Nacht denn!“

„Gute Nacht!“

Deniſe ging und wunderte ſich im Stillen, daß ſie ohne Kuß gehen mußte.

4.

Frauen wie die Gräfin Herisy giebt es nur zu Paris, ungefähr wie die Alpenrose nur über der Schneelinie vorkommt. Wenn die Scheidekunst ihr Wesen, ein wunderliches Gemisch von Kunst und Natur, chemisch analysiren könnte, so würde man erstaunen über die Mischung der verschiedenartigsten Gegensätze, welche sich da herausstellte: ätzende Gifte neben den wohlthätigsten Bestandtheilen, Dämonisches und Kindliches, spielende Jugendlichkeit und schlaffer Lebensüberdruß, Leichtsinn und Berechnung, freiestes Naturell und feinste Sitte. Und alles das hält mit einer wunderbaren Ruhe und Ueberlegenheit ein Wille zusammen, der von Stahl ist in seinem Triebrade und von Spinnweb in seinen Verzweigungen. Wir müßten über die Grenze der Erzählung hinausgreifen, wollten wir unsere Personen in Rede und Handlung darstellen wie in einem dramatischen Seelengemälde, und Schritt für Schritt den Gang begleiten, welchen das Verhältniß zwischen Frau von Herisy und den beiden deutschen Freunden nahm. Aufgelöst in schlichten Bericht, wird sich derselbe freilich dürftig genug ausnehmen, und doch steht uns kein anderer Weg zu Gebote.

Daß Otto sich nicht damit begnügte, einmal ein Narr gewesen zu sein, wie er Denisen feierlichst versichert hatte, das versteht sich von selbst. Er ging zu dem Sonntagsdiner, er erschien am nächsten Mittwoch wieder und bald machte er auch ohne Ernst's Begleitung vor-

mittägliche Beſuche in der Rue de l'Univerſité. Die Gräfin war für ihn immer zu Haus, freilich ſelten allein, ſo daß von Ernſt und ſeiner Freiheit noch nicht die Rede ſein konnte. Ungemein ruhig empfing ſie Otto, und eben ſo ruhig ward er entlaſſen. Bald begleitete ſein Kommen und Gehen jene Begrüßung, welche die engliſche Mode auch dieſſeits des Kanals eingeführt hat: der Händedruck. Nicht wahr, ein Händedruck iſt etwas ſo durchaus Unſchuldiges, daß ſich darin keine ſinnliche Mittheilung bergen kann? Ein Händedruck nämlich, nicht im raſchen Wirbel des Walzers oder unter dem Tiſchtuche, ſondern ganz öffentlich und ehrlich, vor hundert Augen gewechſelt. Eine Engländerin ſchüttelt uns treuherzig die Rechte, daß alle Gelenke knacken, und daß wir eher an alles andere denken, als an verſtohlenes Gelüſte. Aber eine Pariſerin, aber Frau von Heriſy! Otto zuckte zuſammen wie von einem electriſchen Aal berührt, wenn dieſe ſchmale, weiße Hand mit ihren feinen, fühlhörner-artigen Fingern ſich leiſe in die ſeinige legte. Von den Fingerſpitzen rieſelte es kühl durch ſeine Adern, und wenn die Hand, glatt wie eine Schlange, aus der ſeinigen ſchlüpfte, ging es ihm wie ein Flor über die Augen. Er ſchalt ſich ſelbſt, er lachte grimmig in ſich hinein über ſeine bubenhafte Schwäche, ſein Auge funkelte unmuthig auf der Gräfin. Sie ſaß ſtill und zuſammengekauert immer in demſelben venetianiſchen Armſtuhle, in dem die kleine Geſtalt beinahe verſchwand. Otto muſterte bis in's Allereinzelnſte und Kleinſte ihr Geſicht, ihre Figur, ihren Anzug. Die Gräfin decolletirte ſich zu Hauſe niemals und auch für die Welt nur, wo es unumgänglich nöthig

war. Sie wußte mit einem Stück Tüll oder Gaze, mit einer Elle Flor und Spitzen ihrer verhüllten Magerkeit einen Reiz, einen Glanz zu leihen, welche die verführeriſch offenſte Fülle als Vergleich neben ſich nicht ſcheute. Um Hals und Schultern wickelte ſie in eigenſinnigen Knoten eine Echarpe, die wie eine Spielerei ausſah, aber ein Kunſtwerk war. Die Aermel fielen in Falten herunter, um das Handgelenk ſchlang ſich ſtatt Gold und Steine ein dunkler Sammetſtreifen, mit einer Perle geſchloſſen. Ihre Kleider zeigten immer die edelſten Stoffe und den einfachſten Schnitt; ſie ging und ſtand darin, als wären ſie ihr angegoſſen, jede Bewegung ſpiegelte ſich gewiſſermaßen in der ſchweren, kniſternden Seide, in dem bauſchenden Sammet, jede Stellung zeigte etwas, was nicht da war, oder verſteckte etwas, das da war, und doch ſchwor das ſchärfſte Glas auf das Gegentheil, auf Wahrheit und Natur. Namentlich hatte ſie eine Art, im Divan oder im Lehnſtuhle zu hocken, die Füße an ſich gezogen und den Shawl wie ein fröſtelndes Kind um ſich zuſammenraffend, eine Art, die unbeſchreiblich, unwiderſtehlich war. Ihr Haar half, wie ein ächtes Netz mit jeder Drehung des Kopfes nach einer andern Seite geworfen, dem tiefen Mondſchein-Blick und dem ſtillen Lächeln, die ſie in ſolchen Minuten hatte, prächtig nach. Dies Haar war wirklich tadellos ſchön; ſie zerriß verſchwenderiſch den ganzen Reichthum, ihren einzigen und letzten, in lauter kleine Faſern und Fädchen, die ſo fein waren, daß ſie fortwährend wie Blumenfaſern im kleinſten Lufthauche zu ſchwanken ſchienen. Die Spitze der Locken berührte, namentlich wenn es gegen das Ende

eines Abends ging, Bruſt und Schulter. Das Auge, bei Tageslicht ſtumpf und farblos, erſchien im Kerzenſtrahle des Salons beinahe dunkel und ſchwamm in einem merkwürdigen Schmelz, mit dem die Zähne wetteiferten. Der Mund ſprach nur mit den äußerſten Lippen, mehr Hauche als Worte, aber eben ſo zwanglos wie wohlklingend. Man mußte ihr zuſehen, wenn ſie ſich einmal warm geſprochen hatte; das Geſicht bekam dann einen wunderbar wilden Ausdruck, von dem Otto einmal treffend ſagte, er ſchwebte zwiſchen Raubthier und Schlange genau mitten inne. Schminke kannte kein Menſch an der Gräfin; dafür liebte ſie, was die Schminke für einen feineren Sinn iſt, an Kleidern, Wäſche, Büchern, Handſchuhen, im Zimmer wie an ſich die künſtlichſten Wohlgerüche, namentlich — wir haben es ſchon erwähnt — Heliotrop, deſſen ſüßlichen, zu Kopfe ſteigenden Duft ſie in allen Geſtalten, flüſſig und trocken, verbrauchte.

Otto trat mit einem geſunden, kräftigen, ſeiner ſichern Herzen in den Dunſtkreis der Frau, die wir mit den vorausgehenden Zügen zu ſchildern verſucht haben. Sie erwartete ihn da, ſie wollte etwas von ihm, ſie brauchte ihn. Hatte Ernſt ihr den Trotz des Freundes gegen ſie verrathen und nahm ſie deswegen eine Herausforderung an, welche das Weib auf der empfindlichſten Seite berührt? Oder ging ihre Abſicht auf andere Zwecke? Ihr Verhältniß zu Ernſt war dem Erlöſchen nahe. Vielleicht ſuchte ſie nur in Zeiten einen Erſatz, den ſie freilich in ihrer Umgebung ohne Mühe hätte finden können. Die Gräfin Heriſy, obgleich über das berühmte Balzac'ſche Stufenjahr unzweifelhaft hinaus, war immer noch für

jeden Mann eine glänzende Eroberung, die ſich ohne Lächerlichkeit eingeſtehen ließ. Sie hatte ſich weiſe geſchont und ſah noch eine hübſche Strecke Zeit und Geſellſchaftsleben vor ſich, ehe ſie abtreten mußte. Otto konnte ſie eine Weile geleiten, aus ihm war etwas zu machen. Alſo: Otto.

Da er etwa zum ſechsten Male in dem erſten Monate ihrer Bekanntſchaft ſie beſuchte, fand er ſie allein. Nach den erſten Worten fing ſie plötzlich an, Deutſch mit ihm zu ſprechen, ein recht artiges Deutſch, und dazu erröthete ſie wie ein junges Mädchen. Es gibt Frauen, die alle Farben ſpielen können, als wären es Inſtrumente. Otto ſah erſtaunt, ja entzückt ſah er auf. Der Klang, welcher von den verſchwundenen Ufern der Kindheit zu uns herüberläutet, behält überall ſeinen Zauber. Otto hörte ihn auf der Erde der Verbannung im täglichen Verkehr allerdings oft genug, aber von weiblicher Lippe war er ihm lange nicht entgegengekommen. Erfreut wie über einen glücklichen Fund, eine Entdeckung, rief er aus:

„Was iſt das, Frau Gräfin? Sie ſprechen Deutſch? Das erſte Wort, das ich höre!“

„Meine Familie hat eine deutſche Bonne mitgebracht, als ſie aus Koblenz zurückkehrte.“

„Und dies Talent entdecke ich erſt heute in Ihnen? Sie laſſen mich auf franzöſiſchen Stelzen vor Ihnen gehen, während Sie mich auf Engelsflügeln in mein verlorenes Paradies tragen können?“

„Sie ſprechen vortrefflich die Sprache Ihrer Adoptivmutter, und ich die Ihrige unvollkommen genug.“

„Im Gegentheil, Sie ſprechen ſie eben ſo richtig, wie fließend.“

„Wenn Sie Laune haben, mit mir Deutſch zu plaudern, wird es mich freuen. Sie verbeſſern mich, ich lerne dabei.“

„Aber davon hat Ernſt mir niemals eine Sylbe geſagt.“

„Sehr natürlich; er wußte es nicht.“

„Sie hätten niemals Deutſch mit ihm geſprochen?“

„Niemals.“

„Warum nicht?“

„Kenne ich doch ſelbſt keinen Grund dafür, als dieſen: Ihm gegenüber fühlte ich das Bedürfniß nicht; das iſt ganz einfach.“

Sie that, als wäre es ſo, und warf dieſe Worte in dem unverfänglichſten Tone hin, während ſie bei Otto einen Windſtoß von Gedanken und Empfindungen erregten. Er blieb länger als gewöhnlich, er ſprach mehr, ſprach wärmer als ſonſt. Natürlich, er ſprach von Deutſchland, er ſprach Deutſch. Da er ſich empfahl, ſagte er, ihre dargebotene Hand feſthaltend:

„Nun laſſen Sie mich auf deutſche Weiſe ſcheiden.“

„Wie das?“

„Wir küſſen die Hand holder Frauen bei uns.“

„Eine galante Sitte, die Sie von Frankreich geerbt haben.“

„Sie wollen ſagen, die ſchon das vorige Jahrhundert bei Ihnen abgelegt hat. Auch bei uns, hör' ich, verſchwindet ſie aus der vornehmen Welt. Ernſt ver-

ſichert, nur Theaterprinzeſſinnen küſſe man noch die Hand.“

„So erlauben Sie, daß ich die meinige zurückziehe.“

Sie that es, aber Otto hatte zuvor ſeine Lippen raſch auf die entſchlüpfenden Finger gepreßt; er ſagte, um einen Scherz machen zu können:

„Nicht jeder Fortſchritt iſt ein Glück. Ich wollte, wir wären im ancien régime ſtehen geblieben.“

„Zur Bekehrung eines Revolutionärs,“ lächelte die Gräfin und hielt ihm nochmals die Rechte hin, die Otto nochmals küßte. Er ging, ſah zurück, kehrte halb um, ging wieder. Die Gräfin betrachtete nachſinnend die Hand, die in der ſeinigen geruht und hielt die Linke feſt auf ihr Herz gepreßt.

Das nächſte Mal wollte ſie nicht wieder deutſch reden. „Parlons raison,“ ſagte ſie kopfſchüttelnd, „cela se fait beaucoup mieux en français.“ Sie nahm darauf ihren neuen Freund mit altklug mütterlicher Salbung in Gebet und Predigt. Sie mahnte ihn, eine ſeiner Fähigkeiten würdige Stellung in Paris zu ſuchen. „Ein Mann, wie Sie,“ begann ſie.

„Den Sie nicht kennen,“ unterbrach er.

„Ich kenne Sie, wenn nicht anders, aus Ernſt's Schilderungen,“ fuhr die Gräfin fort. „Ein ſolcher Mann muß an der Macht, welche die Preſſe bei uns beſitzt und darſtellt, ſein gutes, vollwichtiges Theil haben. Sie ſchreiben, höre ich, für große deutſche Zeitungen als Berichterſtatter über Paris, über Frankreich. Sie haben da, mein junger, unerfahrener Freund, eine edle Aufgabe, eine hohe Sendung. Vermittelnd können Sie zwiſchen

zwei Nationen ſtehen, die, als Träger und Hüter der Freiheit und Wiſſenſchaft in der Weltgeſchichte berufen, eine heilige Gemeinſchaftlichkeit Ihrer Intereſſen beſitzen. So, meine ich, ſollten Sie Ihr wichtiges Amt auffaſſen und ausüben. Laſſen Sie mich Ihnen die Wege bahnen, ſo lange bis es eine mächtigere Hand thut. Ich werde Sie bekannt machen mit den Leitern unſerer großen Geſchäfte, denen an einem Urtheile Deutſchlands, an einer Stimme jenſeits des Rheines unendlich viel liegt. Von ihnen, als aus nächſter Quelle, ſchöpfen Sie in Zukunft Ihre Nachrichten; ſie und Paris haben dann auch die Verpflichtung, Ihnen dafür zu danken. Frankreich muß Ihnen erſetzen, was Sie in Deutſchland verloren, was Sie der Freiheit geopfert haben. Wie gern möchte ich die eiſernen Pforten der Welt vor Ihnen aufſchließen, an welche Sie, mein lieber deutſcher Träumer, nur mit ſtillen Wünſchen bisher geklopft haben!“

Otto ging wie berauſcht, das eine Mal von einem Handkuſſe, das andere Mal von einer Standrede, welche vielleicht in jedem andern Munde lächerlich erſchienen wäre. Allein Gräfin Heriſy war die Frau, die ſolche Dinge nicht nur mit einem hinreißenden Ausdruck liebenswürdigſter Güte zu ſagen wußte, ſondern, die es auch verſtand, das Geſagte wahr zu machen. Sie verwandelte ſich in die wohlthätige Fee Otto's, dergleichen in Paris nicht blos auf den Boulevarttheatern auftreten, um junge Männer über Nacht glücklich, reich und berühmt zu machen. Mit einigen dreieckigen Brieflein, welche ſtark nach Heliotrop rochen, öffnete ſie dem ſchüchternen Neuling die Vorzimmer der Miniſter, die Salons politiſcher Notabilitäten,

die Speiſeſäle gebietender Bankherrſcher. Er ſtieg allmählig höher, wie von unſichtbaren Händen geführt, von unſichtbaren Schwingen getragen; ſein Geſichtskreis erweiterte ſich, die Welt lag in einer andern Beleuchtung vor ihm, und es dauerte nicht lange, ſo ſtrahlte dieſes Licht auch in ſeinen Arbeiten; die Berichte, welche er nach Deutſchland ſandte, bekamen Inhalt, Farbe, Glanz, und höflicher, zufriedener als zuvor lauteten die Antworten der Redactionen. Daß Otto's Perſon unmerklich ſich mit ſeinen Umgebungen umgeſtaltete, fiel Jedermann eher auf, als ihm ſelbſt. Er wehrte ſich noch tapfer gegen alle Veränderungen, die man ihm an ſich ſelbſt zumuthen könnte, ſowohl an ſeinen Grundſätzen, wie an ſeiner perſönlichen Erſcheinung. — „Darin," ſo rief er ein Mal vor der Gräfin aus, „darin werden Sie mir, wunderbare Zauberin, auch nicht das geringſte Zugeſtändniß abzwingen."

„Wer verlangt von Ihnen, Sie mißtrauiſcher Zögling, daß Sie etwas ändern ſollen an Ihrem Selbſt? Bin ich eine Delilah, welche mit dieſen ſchönen, für unſere Mode allerdings zu langen Haaren die Kraft des Simſon abſchneiden möchte? Nein, mein Freund! Bleiben Sie ganz, der Sie ſind, innerlich wie äußerlich; im Gegentheil, je ſchärfer Sie das Gepräge Ihrer Perſönlichkeit herauskehren, um ſo ſicherer werden Sie in unſerer abgegriffenen Welt Ihrer Geltung ſein. Was uns fehlt, ſind gerade Männer Ihres Schlages, aus Einem Holze geſchnitzt, kräftig und tüchtig, wohin man ſie ſtellt, feſte Charaktere, Naturen, welche die Cultur wohl beleckt, aber nicht verwaſchen und verwäſſert hat."

Wie ein Kind ließ er ſich einwiegen durch das Sirenenlied, welches ſeine erwachenden Beſorgniſſe um ſich ſelbſt in Schlummer lullte. Die Tage gingen über ſeinem Haupte dahin gleich lauter neuen Sternen, er wandelte auf Sammet, ſeine Wange war ſchmeichleriſch umweht von fremder Anerkennung und Theilnahme, die über Nacht um ihn aufgeblüht waren. Schon wandelte er mitten im Irrgarten, der verzauberte Ritter, ohne zu wiſſen, daß und wie er hineingekommen. Vor ihm ſchwebte die Schattengeſtalt, die er im Traume durch das Grün der Büſche ſtreifen ſah; unmögliche Blumen — ſie glichen den chineſiſchen Malereien in der Gräfin Boudoir — prunkten am Wege, fremdartige Vögel ſangen, Heliotropdüfte badeten ſeine Stirn, und er irrte immer weiter fort, immer tiefer hinein, immer taumelnder.

Sollen wir ihn verloren geben?

5.

Des Freundes warnendes Wort weckte ihn wie ein Donnerſchlag. Etwas, was er bald ſein Gewiſſen, bald ſeine Ehre nannte, gab in ihm der Stimme Ernſt's Recht, obwohl er mit hundert heftigen Gründen ſich laut gegen ſie wehrte.

Er ſtürzte in die Rue de l'Univerſité. Die Gräfin war zu Hauſe. Mit haſtiger Offenheit fiel er zu ihren Füßen, entſchloſſen, ganze Felſen zwiſchen ſich und die gefährliche Zauberin zu wälzen, in der erſten, friſchen Gluth ſeiner Bekehrung alle Schiffe zur Rückkehr zu ihr zu

verbrennen. Indem er geſtand, daß er im Begriffe ſei, eine raſende Leidenſchaft für ſie zu faſſen, rief er in ſeiner Selbſtanklage leidenſchaftlich und geängſtigt aus: „Es iſt ein Verrath an meinem Freunde," rannte dabei im Zimmer umher und drückte den Hut zwiſchen den geballten Fäuſten zuſammen. Die Gräfin hörte ihn ruhig an; das Haupt an die hohe, dunkle Stuhllene gedrückt, blickte ſie von unten mit verſchleierten Augen zu ihm auf. Da ſein erſter Redeſchwall verronnen, begann ſie:

„Ecoutez, mon ami, asseyez-vous là, et écoutez-moi bien!"

Er gehorchte, mechaniſch beinahe. Sie „poſirte" nun vor ihm eine volle Stunde lang, wie eine Magdalene vor ihrem Richter. Das ganze Lexicon der „femme incomprise" und der „femme perdue" ſchlug ſie vor ihm auf, blätterte ſie mit ihm durch. Sie erzählte, ſtets die alte Geſchichte, von ihrer ſtürmiſchen Jugend, ihrer Heirath ohne Neigung, ihrer Neigung ohne Gegenſtand. Zuletzt — nachdem ſie geſucht, bisweilen gefunden und immer wieder verloren, ſo ſagte ſie ſeufzend, mit niedergeſchlagenen Augen — zuletzt begegnete ſie Ernſt: „Aus ihm wollte ich meine Stütze machen, ich glaubte ihn mir überlegen an Kraft, ich klammerte mich an, und er war mir am Ende doch nicht, was er hätte ſein können, nicht, was ich geträumt, wonach ich mich geſehnt. Gewiß, ſein Herz iſt edel und ich rühme mich, es beſeſſen zu haben; allein es iſt ſchwach. Auch Ernſt hat mich nicht verſtanden." Durch ein vortreffliches Verkleinerungsglas zeigte die Gräfin Otto's Blicken das geſchickt gemalte Conterfei ſeines Freundes; ſie brauchte das Glas bloß

umzudrehen, um als Gegenbild, vergrößert, in ſehr kenntlichen Zügen ihr „Ideal“ hinzuſtellen, ein Ideal, in welchem, entſetzt und entzückt zugleich, Otto eine Familienähnlichkeit mit ſeinem Selbſt zu erkennen glaubte. Frau von Heriſy ſprach vortrefflich, und Otto lauſchte ihr die Worte von Munde ab; er lag wiederum ganz unter dem Zauber des gewiſſen Geſichtes. In dieſem Augenblicke vertraulicher Unterredung, während deren die beiden glühenden Stirnen einander unwillkürlich immer näher gerückt waren, öffnete ſich die Thüre und ein Diener ſtörte mit der Meldung:

„Monsieur de Wernek.“

Die Gräfin blickte fragend, lauernd auf Otto.

„Ich bitte Sie,“ flehte ſein beſchämtes Auge, „nur in dieſem Moment nicht!“

„Ich meine, hinterlaſſen zu haben, daß ich für Niemanden zu Hauſe bin,“ ſagte die Gräfin.

Der Bediente ging. Ernſt betrachtete, indem er abgewieſen ward, den Regenſchirm Otto's, der äußerſt behaglich in einem Winkel des Vorzimmers lehnte. Er kannte ihn ganz genau am ſchwarz-hörnernen Griffe, und wer brächte auch in Paris einen Regenſchirm zu einem Beſuche, es wäre denn ein unverbeſſerlicher Deutſcher? Dieſer Regenſchirm ward für Ernſt zum Telegraphen; Knopf und Spitze meldeten ihm mit dankenswerther Deutlichkeit: „Adieu, lieber Freund, bemühe Dich nicht weiter, der Platz iſt beſetzt, Du haſt Deinen Abſchied.“ Ernſt ging, etwas langſam und nachdenklich immerhin, die Treppe wieder hinunter. Das Geſicht, das er unterwegs machte, war wohl nicht ganz dasjenige, welches

Otto ſein Diplomatengeſicht zu nennen pflegte. Unten bekamen der Tiger und der Mecklenburger jeglicher einen zärtlichen Händedruck, nur durch die engliſche Peitſche, Stiel und Schnur, verlängert, Jener, weil er die Zügel eine Secunde zu früh losgelaſſen hatte, ehe ſie Ernſt ergriffen, und der Mecklenburger, weil er, an längere Pauſen vor dieſer Thüre gewöhnt, nicht gleich begreifen wollte, daß es ſchon wieder vorwärts ging. Wohin? Ernſt wußte es ſelbſt nicht. „In die Rue du Rempart meinetwegen," murmelte er; „vielleicht habe ich mich doch getäuſcht," ſo ſetzte er einen Augenblick darauf hinzu.

Oben war eine peinliche Stille eingetreten, in der man das Raſſeln des davoneilenden Cabriolets deutlich vernahm. Der Faden eines ſolchen Geſpräches knüpft ſich, einmal abgeriſſen, ſchwer wieder an. Endlich ermannte ſich Otto zuerſt wieder, wahrſcheinlich weil es die Gräfin nicht für gut fand, ihm zuvorzukommen. Mit einer düſtern Entſchloſſenheit auf der Stirn trat er an ſie hin, gerade vor ſich herabſehend, um ihr nicht in's Auge blicken zu müſſen. „Offenheit gegen Offenheit, Geſtändniß um Geſtändniß," ſo ſtammelte er, und nach langem Zögern fiel — Deniſens Name von ſeinen bebenden Lippen. Er glaubte mit dieſem Bannſpruche auf immer alle feindlichen Zauber entkräftet zu haben. Wirklich that ihm die Gräfin den Gefallen, wie überraſcht und verletzt aufzufahren, obgleich ſie natürlich um Otto's ſämmtliche Verhältniſſe längſt gewußt, alſo auch um ſein Verhältniß zu Deniſe. Sie war weit entfernt, die Sittenpredigerin zu ſpielen; Pariſer Frauen ſind an

Toleranz gewöhnt. Aber ſie erklärte, ziemlich ſchneidend, daß ſie nicht begreife und niemals begriffen habe, wie ein Mann von Geiſt ſich in die beſtändige Lebensgemeinſchaft mit einer „Griſette“ erniedrigen könne. Nicht die Verirrung tadelte ſie, nur die Gewohnheit. Ihr Ton wurde milder, als ſie den Freund beklagte, Jahre lang in den nächſten Beziehungen zu einem geiſtig ſo tief untergeordneten Weſen geſtanden zu haben. „Das ſind,“ ſchloß ſie, „die einzigen Mésalliancen, welche ich mir nicht erklären kann: die Mésalliancen des Geiſtes. Was iſt Geburt und Stand, was ſelbſt Verſchiedenheit des Alters? Dieſe zufälligen Unterſchiede gleicht die Liebe, die Leidenſchaft mit ihren kühnen Sprüngen leicht aus. Aber über eine Kluft der Bildung, des Geiſtes, des Geſchmackes kenne ich keine Brücke zwiſchen Mann und Weib. Die Stecknadelſtiche der Rohheit, des Mangels an Verſtändniß und Empfänglichkeit für alles Höhere, der Sitte, darunter muß ein Herz langſam auf das Peinvollſte verbluten!“

Otto hörte die in's Allgemeine verſteckte Anklage der Geliebten nicht an, ohne in eine begeiſterte Vertheidigung auszubrechen; aber dennoch ließ die Rede der Gräfin einen heimlichen Stachel in ihm zurück. Die Natur dieſes Mannes, ſo rein und vortrefflich ſie war, ſchloß den Beiſatz von Eitelkeit nicht aus, mit welcher der männliche Charakter ohne Ausnahme gemiſcht iſt. Otto beſaß dazu einen großen Grad von Reizbarkeit, ſeine Phantaſie war eine beinahe dichteriſche. So fühlte er eine Art von innerer Wahlverwandtſchaft mit allem, was ihm ſchön und groß, vielleicht nur äußerlich, erſchien, ohne es zu ſein. Trotz aller demokratiſchen Grundſätze, der angeborenen

wie der angebildeten, wußte er ſich in Reichthum und Glanz bald zu acclimatiſiren. Dies war in ihm nicht Schwäche, ſondern nur Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, und eine ganz natürliche am Ende. Die härteſte Sohle wird lieber auf Teppichen ſchreiten, als über die Ziegelſteine einer Pariſer Manſarde, das roheſte Auge ſich früher mit Sammt und Seide befreunden, als der einmal verwöhnte Blick mit groben und dürftigen Umgebungen ſich wieder ausſöhnt. Ein allgemeiner Grundſatz, welcher auch auf die Liebe ſeine Anwendung leidet. Seit Otto die Gräfin und Frauen ihres Standes in der Nähe geſehen, konnte ſich Deniſe nie hübſch genug für ſeinen Geſchmack ankleiden. Die duftende Spitze, der ſchwere, rauſchende Atlas, Federn, Blumen und Steine hatten ſchon auf ſeine Sinnlichkeit eingewirkt und ſtatt das Weib, den Kern ihres Weſens und auch ihre Schönheit von dieſem Schmucke als von einer Zufälligkeit trennen, lernte er die letztere immer höher ſchätzen, als würzende Zugabe immer inniger begehren oder unwilliger vermiſſen. So weit einmal gekommen, fühlte er ſich unſanft von der Vorſtellung berührt, als ſei er zu Deniſe herabgeſtiegen. Das ſchielende Licht, welches die Gräfin auf ſie und ſein Verhältniß zu ihr geworfen, reichte hin, um ihm die Freundin, die treue, fröhliche, unermüdliche Lebensgefährtin, unter dem Zeichen der Dienſtbarkeit, der Niedrigkeit erſcheinen zu laſſen. Es erbitterte ihn, daß Jemand ſeine Geliebte ſich alſo denken, ihm alſo darſtellen durfte; daß es die Gräfin war, welche dies that, brachte ihn vollends außer ſich. Im Sturme brach er auf, und ſie hielt ihn, ſo hatte es den Anſchein, nicht mit einem

Fädchen feſt. Wie ein Pfeil ſchoß er aus dem Hauſe, über die Seine hinüber in's Palais Royal. „Ich bin frei," dieſe jubelnden Worten ſtanden mit goldenen Buchſtaben auf ſeiner Stirn geſchrieben. Er glaubte in gutem Ernſte mit der Gräfin gebrochen zu haben, während ſie im Gegentheile die letzte Brücke hinter ihm zerbrochen hatte. Sein volles Herz trieb ihn zu Deniſen. Haſtig riß er die Thüre des Leſecabinets auf, wo er ſie an ihrem gewöhnlichen Platze ſitzen wußte. Sie ſaß da, allerdings; aber um ſie her, den Hut auf dem Kopfe, auch wohl eine Cigarre im Munde, ſtanden einige junge Männer und alle befahlen ihr, wenn auch mit artigen Worten, und für alle war ſie da und nahm und gab mit den Händen, die Otto oft geküßt, das ſchmutzige Kupfergeld, und lächelte links verbindlich, und grüßte rechts mit Unterwürfigkeit. Ach, niemals war dem beobachtenden Freunde ihr dunkles Vorzimmerlein dunkler, ihre Haube mit den abgefärbten Roſaſchleifchen ärmlicher, ihre Haltung gedrückter erſchienen. Er zog, noch ehe ſie ihn erblickt hatte, die gläſerne Pforte hinter ſich zu; wie ein ſinnlicher Ekel überlief es ihn vom Scheitel bis zur Fußſpitze.

Noch am folgende Tage empfand Otto, Deniſen gegenüber, die Nachwehen dieſer Verſtimmung. Beide pflegten ihr Frühſtück gemeinſchaftlich zu nehmen und zwar in Deniſens Freiſtunde, gewöhnlich zu Hauſe. Verdüſtert und wortkarg ſaß er ihr gegenüber. Sie hatte ihn oft ſo geſehen und ertragen, in ihre argloſe Seele war auch jetzt noch kein Funke des Verdachts gefallen. Um ein Uhr begleitete ſie Otto in das Cabinet, wo er

ſeine Zeitungen las, Briefe empfing und ſchrieb. Den Kopf in die hohle Hand geſtützt, brütete er über ſeinen Gedanken, ſtatt über den Tagesblättern. Plötzlich vernimmt er in dem Comptoirzimmer eine Stimme, die trotz ihres leiſen Klanges ihn aufſchreckt. Er horcht genauer hin; kein Zweifel, es iſt die Gräfin, die Gräfin ſpricht mit Deniſe. Er ſchleicht an die Thüre, ſie ſteht, den Arm auf das Comptoirpult geſtützt, in anmuthiger Vertraulichkeit vor Deniſen; die Unterhaltung iſt im lebhafteſten Fluſſe. Während er an ſeinen Platz zurückkehrt mit einem Herzklopfen, in einer Spannung, für welche er ſich hätte „ohrfeigen“ mögen, öffnet ſich die Thüre. Diesmal erſcheint Ernſt. Auch er ſtutzt, als er unter dem unſcheinbaren Strohhute die Gräfin erkennt. Sie aber will nicht erkannt ſein, und Ernſt beſitzt zu viel Erziehung, um ein ſolches Incognito nicht zu reſpectiren. Er geht vorüber, in das Zimmer rechts, wo er Otto findet, der wie verſteinert in die neueſte Nummer des Schwäbiſchen Merkurs ſtarrt. Die Freunde meſſen ſich mit einem langen Blicke. Ernſt deutet mit den Augen hinaus, Otto nickt. Tiefes Schweigen; ſie kehren ſich von einander ab.

Es dauerte nicht lange, ſo betrat auch die Gräfin das Leſezimmer, in welchem Damen wohl eine ſeltene, aber nicht durchaus fremde Erſcheinung ſind. Sie war ohne alle Begleitung. Nachdem ſie einige Zeitungen durchflogen, Otto und Ernſt mit einem und demſelben Kopfnicken gegrüßt, ging ſie wieder, mit Deniſe draußen noch ein Paar Worte wechſelnd. Otto wollte in augenblicklicher Aufwallung ihr folgen, Ernſt hielt ihn feſt. Beide hatten, an das düſtere Fenſter gelehnt, eine lange

Unterhaltung, die einige Male aus dem geſetzlichen Tone des Flüſterns ſo entſchieden herausfallen wollte, daß alle Leſer die Köpfe erſtaunt in die Höhe richteten und ſogar Deniſe den ihrigen um die Ecke hereinſtreckte. Ernſt ging als der Erſte fort. Unentſchloſſen blieb er vor Deniſens Pulte eine Weile ſtehen. Sie wunderte ſich im Stillen, heute keines der freundlichen Worte zu erhalten, womit er ſonſt beim Kommen und Scheiden bei ihr gewöhnlich anhielt. Er fragte ſie nur obenhin, ob ſie die Dame im Nankingüberrock nicht gekannt habe, die vor einer Weile in dem deutſchen Zimmer geweſen ſei? Deniſe verneinte und fügte lachend hinzu:

„Sie meinen wohl, Monſieur Erneſt, daß es eine Landsmännin von Ihnen iſt?“

„Beinahe; hatte ſie nicht blondes Haar und helle Augen?“

„Als ob Deutſchland ein Patent auf dieſe Reize beſäße! Nein, ſag' ich Ihnen, das war eine ächte Franzöſin, eine Erzpariſerin; ſo ſpricht man nur bei uns zu Lande.“

„Wie ſo?“

„Nun, ſo voll Feinheit und Verbindlichkeit. Ich wette, der war es nicht um Zeitungen zu thun, und mein unſchuldiges Leſecabinet mußte wieder einmal dienen, um einen kleinen Liebeshandel zu verſtecken oder die Stunde der Zuſammenkunft abzuwarten. Dort in der Glasgalerie iſt ſie verſchwunden; ein Gang wie eine Sylphe! Der Mann iſt glücklich, zu welchem ſie hinflog!“

Ernſt eilte hinaus. „Armes Mädchen!“ murmelte er vor ſich hin und ſandte einen letzten Blick auf Deniſens

Geſicht, das ſich ſchon wieder auf die Rechnungsbücher herabgebückt hatte und in ewigem Halbdunkel unleſerliche Ziffern, graue Poſtpackete und feuchte Druckblätter durchwandern mußte. „Armes, armes Mädchen!“ ſeufzte er noch einmal und entfernte ſich langſamen Schrittes.

6.

Was wir auf einigen Seiten erzählt haben, geſchah begreiflicher Weiſe in wenigſtens eben ſo vielen Tagen. Die Zeit geht langſamer als ihre Geſchichte. Drei Monate brauchte es, von Longchamps an gerechnet, um in den Verhältniſſen unſeres vierblätterigen Kleeblattes die Verwickelungen und Wendungen herbeizuführen, die uns bisher beſchäftigten. Paris war inzwiſchen leer geworden. Ein heißer Juni begrub in ſeinem Staube das geſelligen Leben dieſes tauſendlebigen Ungeheuers. Die Salons waren mit den Kammern geſchloſſen; Staatskunſt, Börſe und Mode ſeufzte in Bädern und an Quellen, gähnte auf dem Lande, ſtob nach allen vier Winden und auf allen Heerſtraßen reiſend aus einander. Die Hôtels ſtanden leer, Fenſter, Kronleuchter und Hausrath trugen ihre grauen Sommerkappen, und im Erdgeſchoſſe faulenzte die glückſelige Dienerſchaft.

Die Gräfin Heriſy verweilte noch in Paris. Eine böſe Zunge hatte behauptet, ſie ſei in der letzten Saiſon mit dem Einbringen ihrer Winterſaat nicht fertig geworden, „Nicht doch,“ entgegnete eine zweite, „ſie ſpielt Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem.“

Ahnte die Gräfin derlei freundliche Nachrede? Sie traf Anſtalten zur Abreiſe. In der Nähe von Verſailles beſaß ſie ein kleines Landhaus, wo ſie, zu Reiſen und Badekuren nicht mehr reich genug, einſam ihren Sommer zubrachte. Die Fahrt dahin war keine Reiſe, doch machte ſie Frau von Heriſy gern dazu, indem ſie die Eiſenbahn verſchmähte und mit ihrem ganzen Schneckenhauſe, wie ſie es nannte, davonzog.

Der Tag nach ihrem wunderlichen Beſuche im Cabinet Montpenſier wurde plötzlich zur Wanderung beſtimmt. Nach Tiſche befahl ſie: „Morgen Abend reiſen wir ab und fahren die Nacht hindurch, um der Hitze zu entgehen. Haltet alles fertig und ſchickt einen Boten voraus, der uns anmeldet!“

Weder Ernſt noch Otto wurden von ihrer Abſicht unterrichtet. Die Gräfin wußte aber, daß ſie Beide noch bei ſich ſehen würde. Und ſo geſchah es. Um zwölf Uhr bat Herr von Werneck um die Erlaubniß. „Angenommen.“

Es war ein peinliches, gewundenes und verſchrobenes Geſpräch, womit ſie einander plagten. Ernſt wollte ſpitzig ſein, Frau von Heriſy einfach, und Jedem mißlang ſeine Rolle. Sie verſuchte in die Empfindlichkeit überzugehen und ebenſo er den Verletzten, Verlaſſenen zu ſpielen, und Beide waren auch in dieſen Rollen nicht glücklicher. Kein Zwang liegt ſo ſchwer auf Herz und Zunge, als der, wenn dieſe reden ſoll, wo jenes lange geſchwiegen hat. Wer ging nicht einmal im Leben durch eine ähnliche Stunde? Die tröſtliche Verſicherung, an die Stelle der wandelbaren Liebe ewige Freundſchaft treten laſſen

zu wollen, viel gewaltſames Händedrücken, eine mühſelig erzielte Rührung, dann und wann ein halbtragiſches, halbkomiſches Abwenden, die Freude an wiedergewonnener Freiheit und die Trauer um verlorene Vergnügungen: das alles ſind ſo gemiſchte, ſo unbequeme Empfindungen, daß man nicht weiß, ſoll man ein Duett weinen und ein Solo lachen oder umgekehrt. Frau von Heriſy hatte obendrein mit jener grauſamen Freiheit, welche die Pariſer Sitte geſtattet, Ernſt in ihrem Schlafzimmer empfangen; ihre ganze Garderobe lag und hing zum Einpacken bereit umher, und jedes Stück und jeder Winkel des Zimmers predigten Erinnerungen, die noch zu neu waren, um angenehm zu ſein, und doch alt genug, um ſie nicht wieder in Blüthe zurückrufen zu laſſen. Ernſt hielt ſich am Ende leidlich ſtandhaft; nur einmal, als die Gräfin ihr Taſchentuch mit einer herrlichen Geberde an die unerbittlich trockenen Augen führen wollte, ergriff er ihre Hand und ſagte, etwas hart und höhniſch vielleicht: „Hermance, machen Sie ſich nicht weicher, als ich es zu thun im Stande bin; Sie wären fähig, mich auf's Neue zu unterjochen.“ Ein tückiſcher Blick zuckte auf ihn, ein Blick von denen, für welche Shakeſpeare ſein unſterbliches Wort von Dolchſtichen aus dem Auge gefunden hat. Er fuhr ruhig fort:

„Scheiden wir als Freunde; wer weiß, ob wir uns je im Leben wiederſehen! Wenn Sie vom Lande zurückkehren, bin ich wohl längſt in Braunſchweig.“

„Nehmen Sie meine Wünſche mit für Ihre Zukunft und beſonders für Ihre Zukünftige. Ich hoffe, die Partie, von der Sie mit mir ſprachen, wird ſich arrangiren. Eine

in jeder Hinſicht vortheilhafte Partie, für welche Sie Ihrer Mutter tief verpflichtet bleiben.“

Ernſt brach auf; dieſe Moral ſchien ihm denn doch ein wenig deplacirt. Die Gräfin hatte im vorigen Winter alles gethan, um ihn ſeiner beſtimmten Braut zu entreißen, an welche allerdings keine Neigung, aber eine vortheilhafte Familienübereinkunft ihn knüpfen wollte. Nun auf einmal wollte ſie umlenken; nein, es ward ihm zu viel. Er ging.

Unter der Hausthüre ſtieß er auf Otto, der glühenden Geſichtes dahergerannt kam. Ernſt hatte einen unglücklichen Einfall. Indem er ſein Spazierſtöckchen wie eine Muskete ſchulterte und eine ſteife Schilderhaushaltung einnahm, rief er dem Freunde ein Wort entgegen, nur ein Wort, aber ein Wort, das dieſen Freund zu ſeinem Feinde machte, beinahe von Stund' an.

Er rief: „Abgelöſt!“

Otto wollte ſtehen bleiben und erwidern, aber er beſann ſich. Eine Todtenbläſſe überflog ſeine aufgeregten Züge, und indem er Ernſt, der ihm den Weg vertrat, auf die Seite ſchob, eilte er an ihm vorbei, die Stiegen hinauf.

Bei dem Schalle der Glocke wußte Frau von Heriſy ſchon, wer anläutete. Sie ließ hinausſagen: „Herr Walther möge nur eine kurze Weile verziehen und die Frau Gräfin werde es freuen, ihn zu empfangen.“

Der weibliche Dienſtbote, welcher ihn in das Boudoir führte, ſetzte auf eigene Verantwortung hinzu: „Gnädige Frau ſind eben in's Bad geſtiegen.“

Otto ſank ermüdet in einen Lehnſtuhl. Die Hitze

draußen war drückend, die im Zimmer noch drückender, und die drückendſte lag mit Gewitterſchwüle auf ſeiner Bruſt. Er hatte beim Frühſtück einen kleinen häuslichen Auftritt mit Deniſe gehabt, und Ernſts unbarmherziger Spaß vollendete ſeine Aufregung. Das Blut kochte in ihm, jeder Nerv war zum Zerreißen angeſpannt. Der ſtarke Blumenduft im Gemache der Gräfin diente nicht dazu, ſeine Stirn zu ernüchtern. Alle drei Fenſter, gegen Mittag gehend, hatte man verhängt, nur die eine Seite, ein Eckfenſter mit bunten Scheiben, blieb offen. Die Sonnenſtrahlen fielen, durch die rothe und violette Farbe gebrochen, auf den Boden und ſpielten in ſeltſamen ſchrägen, warmen Lichtern über die Teppiche. Der ſchwarze Lack an den Meubles mit ſeinen Goldzierathen, die verzerrten Geſichter und Köpfe, die vom Kamine, von der Etagère, vom Schreibtiſche herunter grinſten und nickten, die Malerei auf den Tapeten mit ihren ſchreienden Tönen, ihren Rieſengewächſen und Vögelungeheuern, das ganze chineſiſche Weſen und Unweſen fiel, obwohl oft genug geſehen, doch wiederum wie ein fremdartiges Märchen auf ſeine Sinne. Er legte den Kopf zurück, ſchloß die Augen. Die Zeit des Wartens währte ihm gar nicht lange, dieſe peinlichſte aller Zeiten; er hätte einſchlafen mögen auf dem Seſſel der Gräfin, die Stirn in ihr Taſchentuch gedrückt, das vor ihm auf dem Tiſche lag, wie in eine Wolke, von Heliotropdüften ſchwanger, die Füße ausgeſtreckt auf ihrem Schemel. Vielleicht ſchlief er wirklich ein; Gräfin Heriſy weckte ihn erſt nach einer ziemlichen Weile. Sie trat aus ihrem Schlafzimmer. Otto fuhr auf, er ſah wie im Traume durch eine halb-

geöffnete Thüre noch die Badewanne ſtehen und auf dem Teppiche davor die Pantoffeln; feuchte Tücher lagen auf dem Boden, und ein noch viel ſtärkerer Duft, als im Boudoir herrſchte, ſtrömte aus dem Schlafzimmer. Friſch, roſig und kühl wie ein Maimorgen ſtand ſie vor ihm, eingehüllt in einen Ueberrock von ſogenannt roher Seide mit einer Menge Schnüre und Knöpfe, halb Reiſekleid, halb Hausgewand. Ein kleiner, weißer Kragen ſchloß oben feſt um den Hals, gleiche Manſchetten um die Hände. Das prächtige Haar, ſonſt ſo wirr gelockt, ſchmiegte ſich in weichen, glatten Bandeaux an die Schläfe; es war, als glitzerten noch einzelne Waſſertropfen darin. Ihre Hand, die ſie Otto mit einer lieblichen Bitte um Vergebung hinhielt, ſtrömte einen kalten Schauer durch ſeine Glieder. Mit dieſer Berührung war die elektriſche Kette wieder um ſeinen Nacken geworfen, und tauſend Funken ſprühten aus der weichen, vom Bade erfriſchten Haut in ſeine Hand. Er zitterte ſo, daß er ſich kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Die Gräfin winkte ihn neben ſich in einen Seſſel und begann, wie gewöhnlich, die Unterhaltung.

„Wie gut das iſt," ſagte ſie, „daß ich Sie vor meiner Abreiſe noch ſehe."

„Sie reiſen!?"

„Heute Abend!"

„Unmöglich."

„Haben Sie im Vorzimmer die gepackten Koffer und Cartons nicht bemerkt? Ja, Freund, ich gehe auf's Land. Ich fühle, daß es hohe Zeit iſt."

Tiefe Stille.

„Aber ich freue mich, Ihnen vorher noch ein Unrecht abbitten zu können. Keines an Ihnen, aber doch an einer Perſon, die Ihnen nahe ſteht.“

„Was wollen Sie damit ſagen?“

„Vergeſſen Sie, wo wir uns geſtern begegnet ſind? Sie iſt reizend, voll Liebenswürdigkeit, viel mehr, als ich erwartete. Ich verlaſſe Sie beruhigt.“

„Wenn Sie wüßten, Gräfin, . . .“

„Weiß ich nicht genug, nicht alles?“

Sie ließ ſchwärmeriſch den Kopf ſinken. Das Tuch, welches Ernſt nicht gefangen hatte, wehte wieder um ihre Augen. Dürfen wir im Vorübereilen anmerken, daß ſolche weiße Battiſtfahnen, mit Säumen und Chiffern in Gold geſtickt, im kleinen Kriege dieſelbe Bedeutung annehmen können, welche ſie im großen haben? Sie aufziehen, kündigt an: der Platz ergiebt ſich.

Otto faßte der Gräfin Hand; ſo hatte auch Ernſt gethan, aber ganz anders.

„Ich beſchwöre Sie, haben Sie Mitleid mit mir! Sehen Sie denn nicht, wie ich leide?“

Die Gräfin ſchwieg. Ihre Kammerfrau ließ zu rechter Zeit, um die drückende Stille zu unterbrechen, den Liebling der Herrin, ein lebhaftes, feingezeichnetes, ſeidenhaariges Wachtelhündchen, zur Thüre hereinſpringen. Das verwöhnte Ding war mit einem Satze auf der Gräfin Schooß, es drückte ſeine geſcheiten, hellen Augen und das feine Köpfchen an ihre Bruſt, legte ihr die Vorderpfoten auf die Schultern, zupfte an ihren Ohren und Haaren, ſchob die Schnauze ſchnuppernd hin und her, kurz, es wühlte wie ein glücklicher Anbeter in den Schätzen ſeiner

Gebieterin, die lachend wehrte und wehrend nachgab. Zweite Randgloſſe: Schooßhunde, und in deren Ermangelung kleine Kinder bilden eine furchtbare Hilfstruppe der Koketterie.

Otto folgte dem Spiele der muthwilligen Fancy mit brennenden Augen. Seine Hand ſtreckte ſich aus, um Fancy zu liebkoſen; ſie traf die Schulter der Gräfin, die ſich in ihrem Stuhle herumwarf, als ſei Feuer darauf gefallen. „Haben Sie Mitleid mit mir," murmelte er, ſein Geſicht auf ihre Kniee drückend.

„Laſſen Sie mich. O nein, nein, nicht ſo. Sie gehören nicht mir, Ihr Herz iſt bei einer Andern."

„Hinweg mit dieſer Andern!"

„Seit ich ſie geſehen . . ."

„Warum mußten Sie ſie ſehen?"

„Weil ich meine Nebenbuhlerin kennen wollte!"

Die Gräfin ward zur großen Schauſpielerin bei dieſen letzten Worten, die ſie, mit gebrochener Stimme, halb abgewendet, Otto's umſtrickende Arme zurückdrängend, hervorſtieß. Jubelnd ſchrie er auf: „Hermance!" und das Schooßhündchen glitt bellend von ſeinem verlorenen Platze herab.

Als das Paar aus langer Trunkenheit erwachte, waren die Stunden des Nachmittags hingegangen. Hermance, welche die aufgelöſten Haare aus dem leichenblaß gewordenen Antlitze ſtrich, ſah auf Otto nieder, der, vor ihr auf dem Boden knieend, ihre Hände unzählige Male an Bruſt und Lippe drückte. Fancy, die muthwillige, böſe Fancy hatte ſich für die Vernachläſſigung, die ihrer hohen Perſon widerfuhr, gerächt, indem ſie auf ihrem

Sammetkiſſen das herabgezerrte Taſchentuch der Gräfin in kleine Fetzen zerriß. Es war ganz ſtill in dem kleinen Gemache. Man hörte den Gang einer Uhr, das Summſen einer gefangenen Fliege hinter dem herabgelaſſenen Rouleau, das ſpielende Knurren und Scharren des vergeſſenen Hündchens.

Die Gräfin ſtand langſam auf und öffnete die Thüre in den Salon. Vom Speiſeſaal herüber klang das Geklapper der Teller und Gläſer, der Tiſch wurde gerichtet, alſo war es nahezu ſechs Uhr. Mit der einſchmeichelnden Schüchternheit eines Kindes fragte Frau von Heriſy, und zwar deutſch: „Wird mein Freund mir den letzten Tag unverkürzt ſchenken?“

„Wie magſt Du fragen?“

„So gebe ich die nöthigen Befehle; ſchreiben Sie indeſſen eine Zeile zur Nachricht an ſie.“

„Es braucht das nicht.“

„Doch, mein Freund, doch. Nachricht muß ſie haben; warum ſie unnöthig ängſtigen und plagen?“

Otto ſetzte ſich an den lackirten Tiſch. Die Gräfin ſah über ſeine Schulter, den Arm um ihn geſchlungen, wie er in dem Billet, das er auf ihrem Papiere, mit der Grafenkrone und ihrer Chiffre geſchmückt, an Deniſe ſchrieb, ſie „Du“ anredete und ſogar mit: „Liebe Deniſe!“ anfing. „Wie,“ rief ſie mit wildem Zorne aus, „dies an ſie und in dieſer Stunde?“ Sie zerriß das Blatt unter ſeinen Händen. Er ſtampfte mit der Feder und hätte noch lieber mit dem Fuße geſtampft, aber ſchon lag das eherne Joch, der leichte Arm dieſer Frau, unerbittlich auf ſeinem Nacken, er ſchäumte kaum noch in die ſtramm

angezogenen Zügel. Haſtig warf er auf einen zweiten Papierſtreifen nichts als die Worte:

„Ne m'attendez pas pour le diner; je dine en ville, avec Ernest. O.“

Des Freundes Name war nachträglich angeflickt, aber er paſſirte. „Iſt es ſo recht?“ Die Gräfin ergriff das geſchloſſene und adreſſirte Billet und eilte nach dem Glockenzuge. Hätte Otto den Blick, die Geberde gewahren können, womit ſie, ihm den Rücken kehrend, vor ſich hinlächelte!

„Herr Walther bleibt bei mir zu Tiſch; dieſes Billet ſogleich an ſeine Adreſſe!“

Herr Walther blieb zu Tiſch, Herr Walther blieb zum Thee, Herr Walther blieb, bis um zehn Uhr der Reiſewagen vorfuhr. Schlag elf hob er die Gräfin hinein. Der Poſtillon ſaß auf, die Kammerfrau ſtieg in den Wagen, der alte Diener mit der Haushälterin hinten auf, und fort ging es in die laue, ſternenhelle Nacht hinein. Otto ſtarrte der Caleſche, als ſie ſchon längſt um die Ecke verſchwunden war, verſteinert nach. Er wollte in Gedanken wieder hinauf in die Zimmer der Gräfin, bis ihm der zurückgebliebene Bediente lächelnd bemerkte: „Madame hat die Schlüſſel mitgenommen.“ Beſchämt eilte er von dannen.

Zu dem kurzen Wege von der Rue de l'Univerſité bis an die Rue du Rempart brauchte Otto eine volle Glockenſtunde. Er hatte Blei in den Füßen, Centner auf der Bruſt, Schleier vor den Augen. Die Nachtluft, in feuchten Nebeln um die Seine wehend, that ihm wohl, und er wäre gern bis zum Morgen umhergewandert in dem menſchen-

leeren, düſtern Viertel am linken Ufer, über die Jenaer Brücke und die düſtere Esplanade der Invaliden. Ihm graute vor ſeinem fünften Stocke, vor Deniſens ſchlaftrunkener Kerze, noch mehr vor ihrem ſchlaftrunkenen Auge.

Beide erwarteten ihn jedoch heute nicht mehr. Deniſe hatte das Billet noch im Cabinet erhalten. Das Papier machte ſie zwar anfangs ſtutzig, als ſie indeſſen zuerſt an dem Heliotropgeruche, den Otto immer von der Gräfin heimbrachte, und dann, genauer nachſehend, an dem Stempel erkannte, wo es geſchrieben war, fühlte ſie ſich vollkommen beruhigt. Sie fand es natürlich, daß Otto entweder bei der Gräfin ſpeiſte, wie er oft gethan, oder mit ihr eine andere Partie verabredet hatte. Ernſts Name ſtand ohnehin dabei, es erſchien ihr alles in der beſten Ordnung. Den kurzen und fremden Ton des Billets ſchob ſie auf Rechnung ihres Zwiſtes mit Otto. „Er ſchmollt," ſagte ſie lächelnd für ſich, „alſo liebt er mich noch." Vergnügt aß ſie mit ihrem Kanarienvögelein, dem ſymboliſchen Thiere der Griſette, und blieb allein zu Hauſe. Sie begab ſich, weil ſie nie müßig ſein konnte, an die Arbeit, Otto's Wäſche nachzuſehen und ſeine gelben Handſchuhe, wenn gebrauchte in den Ecken umherfuhren, mit Gummi zu putzen. Dabei überlegte ſie, Nähnadel und Faden zwiſchen den Zähnen und die Stirn ernſthaft gerunzelt, welches bedrohliche Loch ihres Freundes geſteigerte Bedürfniſſe in ihrem laufenden Budget ſowohl, wie in den Erſparniſſen der letzten Finanzperiode geriſſen hatten. „Indeſſen," tröſtete ſie ſich wiederum, „dieſes Geld iſt auf hohe Zinſen angelegt, ſicher wie in der Sparkaſſe. Dafür wachſen nicht nur

die Wechſel, die mein kleiner Mann aus Deutſchland bekommt, weil ſeine Arbeiten jetzt beſſer bezahlt werden als früher, ſondern wir nähern uns auch durch Otto's vornehme Verbindung unſerm großen Ziele: feſte Anſtellung, geſicherte Zukunft. Wenn ich daran denke, einmal ſeine Frau, in der Kirche und vor der Mairie meine ich, ſeine Frau zu werden, . . . es iſt eine bloße Kinderei, allein mein Herz pocht dazu wie ein Hammer. Und vielleicht hätten wir in Jahr und Tag gar ein Kind zu erwarten, — ein Kind!"

Sie mußte die Handſchuhe weglegen, ihre Augen ſtanden voll Waſſer.

Draußen läutete Jemand an. Deniſe ſchreckte empor aus ihren Träumen, die unwillkürlich in ein leiſes Gebet übergegangen waren. Da ſie die Bonne für heute ſchon verabſchiedet hatte, ging ſie ſelbſt öffnen.

Ernſt ſtand vor ihr. „Was der Tauſend," rief ſie ihm entgegen, „ſchon zurück und allein?"

„Zurück, woher?"

„Nun, von dem Diner; und wo haben Sie Otto gelaſſen?"

„Ich verſtehe Sie nicht, liebe Deniſe."

„Sie haben ja mit Otto geſpeiſt bei der Gräfin, nicht wahr?"

„Ich? Nun ja, freilich. Aber wie wiſſen Sie denn das?"

Ernſt war noch ein Lehrling in der Kunſt, ſeine Gedanken hinter Worte zu verſtecken. Deswegen ſtudirte er ja in Paris die Ueberlieferungen des Fürſten von

Perigord. Deniſe hingegen war eine Franzöſin, eine Pariſerin, Griſette.

„Ich bin verrathen," lallte ſie, erdfahl im Geſichte, und würde umgefallen ſein, hätte Ernſt ſie nicht unterſtützt. Er führte die faſt Bewußtloſe in ihr Zimmer zurück. Sie brach in einen Strom von Klagen und Anklagen aus. Das Billet von Otto ſchleuderte ſie ihm vor die Füße. „Leſen Sie, Herr! Er verräth mich, verräth mich wie ein Niederträchtiger. Er, mich. Dieſer Menſch, den ich aufgehoben im Staube der Gaſſe, . . ."

Wir wollen das Ungewitter nicht verfolgen, es tobte mit entfeſſelter ſchrankenloſer Wuth, von keiner Sitte gedämmt, durch keine Selbſtbeherrſchung abgeleitet. Die Griſette ließ ſich gehen, ganz und gar gehen. Sie raffte Shawl uud Hut zuſammen, um auf der Stelle in das Haus der . . . . . (Gräfin Heriſy) zu ſtürzen, ihn aus ihren Armen zu reißen, nein, hohnlachend Beide mit Füßen zu treten, ihr in das ſchamloſe Geſicht zu ſpeien, ...

Der arme Ernſt ſtand wie betäubt. Dergleichen war ihm in ſeiner Erfahrung noch nicht vorgekommen. Bald mußte er, mit aller Gewalt ihre Arme feſthaltend, ſie verhindern, das Fenſter aufzureißen und ihr gräßliches Schimpfwort, mit dem Namen der Gräfin gepaart, auf die Gaſſe hinabzurufen, bald warf er ſich ihr in den Weg und verriegelte die Thüre, daß ſie nicht hinausbrechen konnte. Er befand ſich in einer ganz verzweifelten Lage, nicht zu rechnen, daß auch auf ihn perſönlich die Streiche hageldicht herniederfielen. Denn: „Waren Sie es nicht, mein Herr, der den Nichtswürdigen zuerſt mit ihr

zuſammenbrachte? Herr Diplomat, was bekommen Sie als Kuppelpelz für dieſe fein eingefädelte Liaiſon? Wie viel zahlt Ihnen die alte Kokette für das Opfer, welches Sie ihr ausgeliefert, als Sie ſelbſt den beſchwerlichen Götzendienſt ſatt und müde waren? — O ich unglückliches, verrathenes, ſchmählich betrogenes Weib! Warum mußten Sie als Verſucher zu meinem armen, ſchwachen Freunde treten? Was hatte ich Ihnen oder was hatte er Ihnen zu Leide gethan, daß Sie unſer Glück, unſern ſtillen Frieden gewaltſam zerſtören?!“

Deniſe weinte heiße, bittere Thränen. Ernſt war froh, als ſie floſſen; er wußte, daß nun die Wolke ſich entladen. Die Abſpannung trat auch wirklich bald ein, Deniſe wand ſich am Boden, zu kraftlos, um ferner zu zürnen, in krampfhaftes Schluchzen aufgelöſt. Ernſt trug ſie auf's Bett öffnete ihr Kleid, um der gepreßten Bruſt Luft und Athem zu laſſen, rieb ihre Schläfe und trocknete die geſchwollenen Augenlider, die entſtellten Wangen. Der Ausbruch dieſer ächten und tiefen Leidenſchaft, ſo roh er war, hatte ihn heftig erſchüttert, und mit Abſcheu, mit nagender Reue über ſeinen eigenen Antheil an dieſer Schuld, dachte er an Otto; und die Gräfin, welche vielleicht in demſelben Augenblicke, wo er um Deniſens Verſtand und Leben zitterte, einander in den Armen lagen. Er kannte Hermance, er kannte Otto: er wußte, daß die Verirrung bei Jener nur ein Spiel, bei Dieſem ein Rauſch war. Dem ſollte Deniſe mit ihrer treuen, aufopfernden Liebe zur Sühne fallen! Seine Thränen floſſen für ſie und mit den ihrigen. Mit ſanften Worten ſprach er ihr Muth und Troſt ein und ſchied erſt ſpät Abends, nachdem

ſie ihm feierlich gelobt, nichts gegen ſich unternehmen zu wollen. Tief bewegt drückte er ihre beiden Hände an ſeine Bruſt und von der Thüre zurück fiel noch ein mitleidiger Blick auf die Unglückliche, welche bewegungslos, das Geſicht nach der Wand gekehrt, mit verſtörten Haaren und aufgeriſſenem Mieder auf dem Bette lag. „Sonderbar," dachte er bei ſich und wußte nicht, wie er das und in dieſer Minute gerade denken konnte, „wer mich ſo von dieſem Weibe kommen und ſie da drinnen halbtodt ausgeſtreckt ſähe, der ſollte Wunder meinen, was wir mit einander gehabt!"

Kopfſchüttelnd taſtete er ſich die dunklen Stiegen hinab.

Eine Stunde darauf kam Otto heim. Er führte Gang- und Zimmerſchlüſſel bei ſich und trat auf den Fußſpitzen herein. Deniſens Licht brannte nicht mehr, wie er von unten ſchon zu ſeiner Erleichterung bemerkt hatte. Sie war in ihrer Stube, hoffentlich, ja gewiß ſchon in tiefem Schlafe. Otto ſteckte ſeine Kerze an, die er ſammt den Zündhölzchen an ihrem gewohnten Platze bereitgeſtellt fand. Er entkleidete ſich langſam, ſchlich auf den Socken an der Wand hin, rief endlich ganz leiſe, vor ſeinem eigenen Herzklopfen kaum hörbar, Deniſens Namen. Alles ſtille, alles dunkel. Endlich drückte er behutſam auf das Schloß der Verbindungsthüre zwiſchen den beiden Zimmern; die Thüre war von drüben verriegelt.

7.

Hätte Otto den Muth zu einer offenen Untreue oder Deniſe den Stolz ächter Weiblichkeit beſeſſen, ſo wäre am Morgen nach der qualvollen Nacht ein raſcher, ehrlicher Bruch zwiſchen Beiden erfolgt und damit alles aus geweſen, wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt. Aber es giebt nicht viele Männer, die eine Geliebte, eine Frau plötzlich zu verlaſſen im Stande ſind, dafür freilich genug ſolche, denen ein ſtiller Betrug, eine innerliche Scheidung nicht allzuſchwer fällt. Ebenſo giebt es wenig Weiber, welche nicht Eitelkeit und den Kitzel der Kampfluſt ſo lebhaft in ſich ſpüren, daß ſie es mit jeder Nebenbuhlerin aufzunehmen und gegen eine neue Herrſchaft ihren legitimen Beſitz bis auf's Blut zu vertheidigen beſchließen. Man macht in der Pathologie des Herzens ähnliche Erfahrungen, wie in der des Körpers. Zu der Gefahr einer großen Operation verſteht ſich kaum der zehnte Kranke, während ihrer neun ein unſchuldiges Pfläſterlein, eine Salbe, eine ſympathetiſche Cur in feigem Zagen oder mit trügeriſcher Hoffnung auf irgend ein Geneſungswunder vorziehen, obgleich ihnen der Arzt bemerkt, der Schaden könne inzwiſchen tiefer freſſen und unheilbar werden.

Ernſt ſpielte den Arzt, jedoch treu ſeinem milden Charakter und der unwiderſtehlichen Vermittelungsſucht ſeines Berufes, den vertröſtenden, zuwartenden, ſelbſt unſicheren Arzt. Früh Morgens erſchien er an Otto's, an

Deniſens Bette, er parlamentirte zwiſchen Beiden hin und her, riegelte die verſchloſſene Thüre auf, trug halbe Geſtändniſſe, künſtliche Entſchuldigungen, reuige Gelübde ab und zu und ruhete nicht eher, bis das peinliche Schauſpiel einer Verſöhnung von ihm in Scene geſetzt worden war. Es iſt etwas Herrliches um einen Frieden, den zwei Herzen aus eigenem Antriebe ſchließen, Herzen, die ſich einander noch gehören, die nur ein äußerlicher Anſtoß augenblicklich geſchieden hat; dafür iſt es etwas um ſo Traurigeres, wenn ein Waffenſtillſtand zwiſchen den Leidenſchaften, ein ſtaatskünſtelnder Vertrag, auf ſchimpfliche Bedingungen für beide Theile gegründet, den Schein jenes Friedens annimmt und deſſen innere Segnungen in kümmerlichem Spiele nachäfft.

Der Erſte, welcher den Vertrag brach, war Otto. Vielleicht ruhte in den ſtillen Gründen ſeiner Seele noch Deniſens Bild, das eine wahre Neigung, Dankbarkeit und vor allem die „ſüße, freundliche Gewohnheit“ dorthin verſenkt hatten. Allein die neue Leidenſchaft, neu in allen ihren Zuthaten und Wendungen, ging in ſo hohen Wellen über ihn, daß er ſelbſt das Bildniß in der Tiefe nicht mehr erkannte und auf der hereinbrechenden Fluth mit ſturmgefüllten Segeln dahinfuhr. Am dritten Tage nach der Gräfin Abreiſe hatte er ſchon einen Brief von ihr. Der Verabredung gemäß ſchrieb ſie ihm unter ſeiner Adreſſe mit dem Zuſatze: „abzugeben bei dem Hausmeiſter,“ damit der Brief nicht, wie Otto's übrige, in das Cabinet Montpenſier und durch Deniſens Hände ginge. Frau von Heriſy langweilte ſich auf dem Lande, oder, im Style ihrer Epiſtel geſprochen: die grüne

Einſamkeit ihres Wittwenſitzes that ihr unendlich wohl; nur Eins fehlte ihr, um ihren Park zum Paradieſe zu verwandeln. Dieſes Eine, dieſer Adam ließ die einſame Eva nicht lange harren. Nicht umſonſt führen zwei Eiſenbahnen, ſtatt einer, von Paris nach Verſailles, ſo daß jede Stunde die bequemſte Gelegenheit zum Hin und Her geboten iſt. Otto ward der eifrigſte Kunde der beiden Unternehmungen; ihm galt es gleich, Rechtes Ufer oder Linkes Ufer, welcher Zug am früheſten abging, den nahm er, welcher am ſpäteſten heimkehrte, den begünſtigte er. Sein Leben ging in Kohlendampf auf, er hörte auf nichts mehr als auf den Pfiff der Locomotive.

Natürlich wußte Deniſe nur zu bald, woran ſie war. Kaum die erſten Paar Male hatte ſie ſich von ärmlichen Vorwänden ſcheinbar täuſchen laſſen: geſtern verlangten ſeine deutſchen Freunde in Saint-Cloud ſeine Anweſenheit, heute mußte er einen Artikel über die neuen Arbeiten im Verſailler Muſeum ſchreiben, morgen empfing er die Einladung einer bekannten engliſchen Familie, die in Meudon überſommerte. Deniſe ſchwieg. Wie viele Menſchen ging ſie mit vorſätzlich geſchloſſenen Augen dem Abgrunde entgegen, um das Schreckniß des endlichen nothwendigen Sturzes nicht im Voraus berechnen und abmeſſen zu müſſen. Was ſie litt, bewies ihr gänzlich verändertes Weſen, ihre Bläſſe, ihre verſtörten Mienen; Dinge, die nicht nur allen Beſuchern ihres Leſezimmers auffielen, ſondern ſogar Otto. Ernſt ſtand ihr in dem fürchterlichen Kampfe mit wehmüthiger Treue, mit bewundernder Innigkeit zur Seite; aber ſie wies ſeine

Tröſtungen mit einer Härte und Heftigkeit ab, welche ſie Otto gegenüber nicht zu behaupten wußte.

Deniſe vermochte nicht von Otto zu laſſen, er nicht, ſie zu verſtoßen, aber noch weniger, zu ihr zurückzukehren. Ernſt nicht, Beide zu vereinigen, und ebenſo nicht, Beide auseinander zu reißen. Oft führten Aufwallungen eines plötzlichen Gefühls den Treuloſen zu der Verlaſſenen zurück, die nicht die Kraft hatte, ihm zu widerſtehen, und nach ſolchen Stunden ſpaltete ſich dann die Kluft zwiſchen beiden nur weiter und ſchroffer.

Der am wenigſten auf Roſen lag, war Otto, obgleich der Garten der Gräfin Heriſy der Roſen viele trug. Sein Herz blutete tiefer als das Deniſens an dem Bewußtſein der verſöhnungsloſen Unſittlichkeit ſeines Zuſtandes, ein Bewußtſein, das ſchwerer als das eines verübten, abgethanen und zu büßenden Verbrechens niederdrückt. Sein Leben war vom Wipfel bis zur Wurzel zerſpalten. Er kannte ſich ſelbſt nicht mehr, das Vertrauen in ſeine Kraft, die Achtung vor dem eigenen Werthe, die Gewißheit eines feſten Willens hatten ihn lange verlaſſen. Wem das unglaublich ſcheint, der kennt weder die furchtbare Gewalt vergifteter und widerſtreitender Leidenſchaften, die die ſtärkſte Natur wie Erdbeben unterwühlen, noch weiß er, daß gerade die ſogenannte Stärke durch jenes geheime Naturgeſetz, welches alle Gegenſätze in einander umſchlagen läßt, mit der Schwäche auf's Engſte zuſammenhängt, namentlich da, wo die Sinnlichkeit im Spiele iſt. Die Gräfin verſtand nicht nur zu fangen, ſondern auch zu feſſeln, eine ſchwierige Kunſt, worin die Franzöſin noch von keiner Volks-Schweſter übertroffen

worden iſt. Die Deutſche mit ihrer ehrlichen und treuen Hingabe, die Engländerin mit der ſchwärmeriſchen, vergißmeinnicht-äugigen Zärtlichkeit, die Italienerin mit ihrer plaſtiſchen Ruhe, die Spanierin mit ihrer flackernden Gluth: ſie alle können in die Schule gehen bei der Meiſterin in Paris, welche immer neu zu bleiben verſteht und ſelbſt den ſinnlichſten Genuß durchgeiſtigt. Mit ſolchen Mitteln machte Frau von Heriſy den Deutſchen wahrhaft und vollkommen zu ihrem Leibeigenen. Dieſe mageren, weißen Arme hielten ihn, auch wenn er den Flüchtling hätte ſpielen wollen, gleich ehernen Klammern feſt, die kleinen, vornehmen Perlenzähne gruben ſich mit ausſaugender Kraft in ihren ermüdeten Raub. Eher hätte er mit ſeiner alten Titanenkraft ein Ankertau zerriſſen, als das blonde Haar, woran ſie ihn lächelnd gängelte.

Vier Monate währte die Villeggiatur der Gräfin, vom Juli bis October; in den erſten Tagen des November kehrte ſie nach Paris zurück, früher, als die eigentliche Saiſon beginnt. Otto athmete erleichtert auf, als er ſie wieder im Faubourg Saint-Germain eingekehrt wußte. Hörte doch nun wenigſtens in etwas die Hetze und Haſt ſeiner Tage auf. Auch Ernſt hoffte, daß mit ihrer Rückkehr irgend etwas Entſcheidendes ſich ereignen werde; über das Was und Wie ſchien er ſich freilich nicht klar zu ſein. Nur daß etwas geſchehen müſſe, hielt er als Nothwendigkeit feſt. Deniſe, für welche er eine immer tiefer gehende Theilnahme empfand, ſchwand zum Schatten herunter. Otto, gebrochen und ermüdet an Leib und Seele, gerieth auch mit ſeinen Arbeiten und

Einnahmen, und dadurch mit ſeinen häuslichen Umſtänden in eine bedrohliche Zerrüttung, von der kein Ende abzuſehen war. Alle Verhältniſſe verwickelten ſich dergeſtalt, daß der Zögling der hohen Diplomatie, ein erſtes Geſetz ſeiner Wiſſenſchaft vergeſſend, ſtatt auf Ereigniſſe zu warten, um ſie zu benützen, lieber deren herbeizuführen beſchloß.

Eines ſchönen Morgens zog er ſein feinſtes Geſicht an und begab ſich in die Rue de l'Univerſité zur Gräfin, welche er auf dem Lande, aus einer Art begreiflichen Zwanges ihr gegenüber, niemals beſucht hatte. Sein reiflich überlegter Plan war: dadurch, daß er Frau von Heriſy als Nebenbuhlerin einer Griſette vor ihr ſelbſt hinſtellte, ihre Eitelkeit ſo lange zu ſtacheln, bis ſie zum Bruche mit Otto, zu ſeiner Verabſchiedung ſich entſchlöſſe. Die Gräfin empfing ihn freundlich und heiter, erfreut, ihn noch in Paris zu treffen, und mit der Frage, wer im Stande geweſen ſei, ihn zu feſſeln? Ernſt, welcher als kritiſcher Eklektiker in ſeiner Kunſt auch deren neumodigſten Grundſatz angenommen hatte, den Grundſatz, daß Aufrichtigkeit die feinſte Heuchelei ſei, — Ernſt begann von ſeinen Beſorgniſſen für den Jugendfreund, von ſeiner Theilnahme für Deniſen und von den Rückſichten, welche er der Ruhe und dem Rufe der Gräfin ſelbſt treu bewahrt, in ſehr zarten, wohlgeſetzen Worten zu ſprechen. Wider ſeinen Willen ward er im Sprechen warm; es geht vielen Leuten ſo, die viel und gut reden, die ſich gern reden hören. In dieſer Wärme verlor er ſein Ziel aus den Augen; er ſprach ſtatt zu der Eitelkeit, zu dem Gefühle der Gräfin, weil ihn ſein eigenes fortriß. Die

Gräfin durchſchaute ihn auf der Stelle; ſchon bei der dritten Wendung ſeines künſtleriſch ausgearbeiteten Einganges errieth ſie Thema und Pathos der Rede, das ganze ſtolze Gebäude ſah ſie durch und durch. Am meiſten glaubte ſie Ernſts Empfindungen für Deniſe daraus hervorleuchten zu ſehen; „er liebt ſie," war ihr nächſter hohnlächelnder Gedanke, und vielleicht hatte dieſer Gedanke Recht, obgleich Ernſt ſelbſt noch niemals bis zu ihm durchgedrungen war. Die unerbittliche Logik der Gräfin verfolgte weiter: „Im Grunde iſt mir dieſe Liebe gerade ſo gleichgiltig, wie die empfindſame Griſette ſelbſt und ihr Ritter, dieſer kleine deutſche employé aux affaires étrangères, étranger aux affaires. Inzwiſchen beſinne ich mich, daß er einmal den Roué bei mir hat ſpielen wollen und den überlegenen Geiſt. Dafür bin ich ihm Revanche ſchuldig geblieben. Rechnen wir ab, liebes Kind!"

Mit einem herrlichen Blick voll Seelengüte und Bewunderung ſchüttelte Frau von Heriſy Ernſt die Hand. „Das iſt hübſch von Ihnen," ſagte ſie, „das iſt ſehr hübſch. Ihr Deutſchen ſeid doch vortreffliche Menſchen. Geben Sie mir Ihre Hand, daß ich ſie Ihnen nochmals von Herzen drücke."

„Ich begreife nicht, was Sie ſo Lobenswerthes in dem finden, was ich Ihnen ſagte, beſte Gräfin."

„Dieſe ſchöne Treue für Ihren Freund, der Ihnen als Knabe das Leben rettete, nicht wahr? Sie haben mir einmal die Geſchichte mit einem Tiger erzählt, ich beſinne mich noch."

„Wie kommt der Tiger, eigentlich ein Bär ſeines Zeichens hierher?"

„Ich verfolge nur im Geiſte die verſchlungenen Lebenswege zweier Männer, die mir (ich erröthe nicht, es zu bekennen) nahe ſtehen oder doch nahe geſtanden haben.“

„Sie verſtehen mich nicht ſo falſch, gnädige Frau, daß Sie Otto durch einen harten plötzlichen Schritt wehe thun könnten?“

„Seien Sie vollkommen ruhig für ihn, wie auch für ſeine Lebensgefährtin, welcher Sie eine ſo uneigennützige Theilnahme widmen.“

Ernſt verſuchte es, ſie diplomatiſch anzuſehen, um zu ergründen, ob der bitterſte Hohn oder ſüße Güte aus ihr redete; aber ſein Auge hielt das ihrige nicht aus, es ſank verwirrt auf die Spitzen ſeiner Stiefeln, in deren Lack ſich ſein Geſicht, mit einer etwas verlegenen Miene gebeugt, herrlich abſpiegelte. Die Gräfin unterhielt ſich noch ein wenig damit, den ehemaligen Anbeter wie einen Maikäfer am Faden umherſchwirren zu laſſen, und da ſie des Spieles müde war, ließ ſie ihn mit ſtolzem Fluge davoneilen.

Otto kam an dieſem Tage nicht zur Gräfin, was Dieſe ſtutzig machte. „Sollte“, fragte ſie ſich, „Ernſt als ſein Geſandter bei mir aufgetreten ſein? Verfolgten dieſe plumpen deutſchen Zugvögel einen Plan, ſtatt blind in mein Netz zu gehen und gefangen darin hängen zu bleiben? Allons, es iſt Zeit, daß dies alles aufhört; es fängt an mich deutſch zu langweilen. Meine Ernte iſt ohnehin reif, ich will ſchneiden laſſen. Fällt ein Hieb auf den kleinen Talleyrand ab, nun deſto beſſer; wo nicht, mag er leer ziehen. Mit Otto iſt's genug; er iſt zuletzt beſſer, als er ſcheint, es thut mir leid um ihn.“

Während die Gräfin in dieſer zärtlichen Art ihn beklagte, irrte er in Paris umher, gejagt von einer jener Verlegenheiten, die ſich im Leben ebenſo tragiſch, als in deſſen Bilde komiſch ausnehmen. Am Montag hatte er einen Brief aus Deutſchland bekommen, worin ſtatt des erwarteten Wechſels eine Abrechnung ſeines Buchhändlers gelegen, des Inhalts, daß Otto nicht zu fordern, ſondern zu liefern habe. Die Kunſtſprache nennt das: Er befand ſich im Vorſchuſſe. Otto zerriß die Abrechnung und rannte fort. Hundert Male in ähnlichen Fällen, war er niemals ſo tief von einem augenblicklichen Mangel gedrückt worden als jetzt. Sonſt trug er mit Geduld, oft mit fröhlichem Uebermuthe, was ihn heute gänzlich darniederwarf. Das neue Jahr mit Forderungen verſchiedener Art klopfte an ſeine Kaſſe, und darin war Ebbe, troſtloſe Ebbe, noch von dem dürren Sommer her. Der Gedanke, bei Ernſt Hilfe zu ſuchen, ſchoß ihm durch den Kopf; er konnte ſich nicht entſchließen, ihn auszuführen. Von ihm, am Ende gar von der Gräfin — o pfui doch! — ſich abhängig machen, nein, um keinen Preis! Seltſamer Widerſpruch, der aber wohl einen Lichtſtrahl auf ſeinen Charakter wirft: von Deniſen hatte er angenommen, unbedenklich, mit heiterer und freudiger Dankbarkeit, der Arme von der Armen, das Kind des Volkes von ſeiner Schweſter, die Liebe von der Liebe! Jetzt hätte er ſich die Zunge eher abgebiſſen, als von ihr etwas begehrt. Er lief umher wie ein Hirſch mit der Kugel in der Seite; Wege fand er genug, aber keinen Ausweg aus ſeiner Verlegenheit. Fünfhundert Francs, die er nicht hatte, verfolgten ihn wie ein Geſpenſt; er ſah ſie, in Goldſtücken,

in Rollen Silber, in einer einzigen Banknote, vor ſeinen glühenden Augen herumtanzen, zu ſeinen Füßen auf dem Boden liegen; er glaubte verrückt zu werden. In ſolcher Stimmung konnte und wollte er weder Deniſen noch der Gräfin unter die Augen treten. Der ſpäte Abend fand ihn beinahe nüchtern, erſchöpft und im Fieber umherirren. Er begriff, wie man Straßenräuber wird. Wenn ihm in dunklen Ecken und Durchgängen ein Menſch begegnete, der wie er, den Hut in die Stirn gedrückt, die Hände in den Rocktaſchen, behutſam an den vereinzelten Gaslaternen vorüberſchlüpfte und im Schatten weiterhuſchte, ſo überliefen ihn eiskalte Schauer. Um zehn Uhr ſtand er an ſeiner Hausthüre; wie er dahin gekommen, wußte er ſelbſt nicht. Er klopfte, es ward aufgezogen, und ſich an dem Geländer ſtützend, ſchwankte er die fünf Treppen hinauf.

8.

Deniſe wartete auf Otto in ſeinem Zimmer. Der düſter glühende Blick, das tonloſe „guten Abend“, womit Beide ſich begrüßten, enthüllte ein herzzerſchneidendes Elend. Otto warf ſich angekleidet, wie er war, auf das Bett, während Deniſe in dem alten gelben Lehnſtuhle ſitzen blieb, ihm den Rücken zukehrend. Er merkte entweder auf ihre ungewöhnliche Schweigſamkeit und Schmollaune nicht, oder er entſchuldigte ſie damit, daß ſie ihn zum Eſſen vergeblich erwartet haben mochte. Nach einer langen Stille ſagte Deniſe endlich, ohne umzuſehen:

„Ich habe einen Brief für Dich.“

„Laß bis morgen.“

„Es ſteht aber“ eilig „auf der Adreſſe.“

„Dem Abſender eilte er vielleicht, dem Empfänger nicht.“

„Ein Bedienter brachte ihn gegen Abend.“

Otto ward aufmerkſamer; er hatte bisher geglaubt, es handle ſich um eine Poſtſendung, welche Deniſe aus dem Leſekabinete für ihn heimgebracht. „Wo iſt der Brief?“ fragte er.

Sie antwortete: „hier,“ faßte in ihre Taſche und zog das ſchmale Couvert hervor. Otto ſprang mit einem Satze auf und faßte darnach, ſie trat höhniſch zurück.

„Jetzt,“ ſagte ſie, „eilt der Brief auf einmal auch dem Empfänger. Du weißt alſo, woher er kommt?“

„So gut wie Du: von Frau von Heriſy. Ich bitte Dich, Deniſe, nur heute Abend gönne uns Ruhe! Gib mir den Brief!“

„Es iſt nicht nöthig, daß Du ihn lieſeſt.“

„Wie, nicht nöthig? Was ſoll das heißen?“

„Ich habe ihn für Dich geleſen.“

„Du hätteſt es gewagt?“

„Sprichſt Du von wagen, mir gegenüber? Kann ich gegen Dich etwas wagen, was Du nicht zum Voraus ſchon tauſendfältig an mir verübt?“ Ihre Augen flammten, ihre Stimme zitterte.

„Deniſe, den Brief und Ruhe!“

„Befiehlſt Du?“

„Was ich befehlen darf, Unglückliche! Meinen Brief, den Du ſchamlos erbrochen!“

„Und wenn ich ihn Dir nicht gebe?“

„Wahnſinnige, ſo willſt Du es nicht beſſer!“

Otto fuhr auf ſie los, ſie entwich, floh gegen die Thüre, an das Fenſter, im Zimmer umher, den Brief feſt in den krampfhaft geballten Händen haltend. Der Streit war ausgeartet in ein gemeines Ringen. Otto, von dem vorausgehenden Tage auf das Qualvollſte geſpannt und gemartert, vergaß bei dieſer neuen Aufregung alle Sitte, alle Rückſicht und Scham vor ſich ſelbſt, er ließ das Weib die rohe, körperliche Uebermacht des Mannes fühlen. Keuchend ergriff er Deniſens Arm und wand den zerknitterten Papierſtreifen aus ihren erſtarrten Fingern. Als er ihn hatte, ſtieß er ſie von ſich und ziſchte ihr mit ſchäumendem Munde nach: „Poissarde!“

Das einzige Wort ſchlug wie ein Blitz in Deniſen. Sie taumelte zurück, verhüllte ihr Geſicht und fiel beſinnungslos in einen Seſſel. Otto hörte den Fall mehr, als er ihn ſah. Er raffte ſie auf, führte ſie in ihr Zimmer und verweilte ſo lange bei ihr, bis ihre Bruſt zum erſten Aufſchluchzen ſich hob und aus ihren langſam geöffneten Augen eine Thräne rann. Sobald er dieſe bemerkte, verließ er ſie und ſchloß ſich ein, um den unglückſeligen Brief der Gräfin zu leſen. Sie ſchrieb:

„Heute war Herr von Werneck bei mir. Ich weiß nicht, ob Sie ihn geſendet und ob mit dem Auftrage, welchen er bei mir auszurichten verſuchte. Wenn dies der Fall, ſo habe ich Ihnen nichts zu erwidern, als daß Sie mir und ſich ſelbſt wenigſtens die Wahl eines anderen Bevollmächtigten ſchuldig geweſen wären, vorausgeſetzt, die erſten und einfachſten Gebote der Ehre ſind

Ihnen nicht ganz fremd. Sollten Sie aber, wie ich anzunehmen geneigt bin, gleich mir das Werkzeug einer niedrigen Intrigue ſein, angeſponnen zwiſchen Ihrem ritterlichen Freund und Ihrer empfindſamen Dame, die ſich beide näher kennen, als Sie zu glauben ſcheinen: ſo erlauben Sie, daß ich die Augen für mich zuerſt öffne und mit denjenigen Rückſichten, die ich meiner Stellung in der Geſellſchaft ſchuldig bin, meine Ruhe und meinen Namen in Zeiten aus Verwickelungen loszumachen ſuche, in deren zweideutiges Dunkel ich mich beſſer niemals verflochten hätte. Verzeihen Sie die unumwundene Offenheit dieſer Erklärung, welche mir mehr koſtet, als Sie zu begreifen im Stande ſind.

Hermance Heriſy."

Otto ließ betäubt den Brief aus der Hand gleiten; dieſer letzte Schlag traf ſchon auf ſo abgeſtumpfte Kräfte, daß er kaum mehr ſeine volle Wirkung ausübte. Er ſtand auf, ergriff Hut und Stock und eilte zu Deniſen hinüber, zu welcher er ſagte:

„Daß nach dem Auftritte dieſes Abends von keinem weiteren Verkehr zwiſchen uns die Rede ſein kann, fühlſt Du wohl ſelbſt."

Deniſe nickte mit dem Kopfe; ſie ſaß auf dem Bette, halb emporgerichtet, beide Hände vor das Geſicht gedrückt, Thränen quollen durch die Finger.

„Ich gehe noch heute Abend. Mein erſter Weg iſt zu Ernſt, welcher mir das Räthſel einer neuen Niederträchtigkeit gegen mich löſen wird. Alles Andere findet ſich morgen. Meine Sachen werde ich abholen laſſen. Noch eins," fügte er in der Thüre umkehrend hinzu, „es

iſt mein Abſchied an Dich. Du ſiehſt, Du hörſt mich niemals wieder. Ob Du mit Ernſt mich verrathen haſt, weiß ich nicht. Geſchah es, ſo brauchteſt Du, elend genug freilich, nur ein altes Recht, das der Wiedervergeltung, und ich habe nicht einmal die traurige Befugniß, Dir zu verzeihen. Daß Du mich aber durch Gott weiß welche Kunſtgriffe von dem allerletzten Faden losgeriſſen, durch den ich noch mit der Welt zuſammenhänge, das erwidere ich einfach damit: ich liebe Hermance bis zur Raſerei! Höre es: ich liebe ſie, nur ſie! Ich werde niemals einem andern Weibe zu eigen ſein als ihr. Du biſt mir ſchon lange nichts mehr. Haſt Du mich verſtanden?“

Deniſe nickte abermals. Ein Wort oder ein anderes Lebenszeichen gab ſie nicht von ſich. Otto ſtürzte hinaus, und ſie rührte ſich nicht.

Ernſt von Werneck bewohnte einen Entreſol in der Chauſſee d'Antin. Dorthin begab ſich Otto mit ſtarken, aber nicht mehr heftigen, ungleichen Schritten. Sein Gang war wiederum der gewöhnliche, und hoch trug er das Haupt. „Einerlei,“ erwiderte Otto dem Hausmeiſter, welcher verwundert über den mitternächtlichen Beſuch geöffnet hatte. „Ihr kennt mich; ſeid ſo gut, mich hinaufzulaſſen und mir ein Licht mitzugeben, damit ich Herrn von Werneck erwarten kann. Ich muß ihn heute noch in wichtigen Angelegenheiten ſprechen.“

Der Alte ſchüttelte den Kopf, da er jedoch Otto als Ernſts genauen Freund kannte, willfahrte er ſeinem Begehren, erhob ſich aus ſeiner Loge, geleitete ihn hinauf, zündete die Kerzen auf dem Kamine an und empfahl ſich.

Otto wartete. Er hatte ſich lang auf dem Sopha ausgeſtreckt. Sonderbare Natur des Menſchen! Wem iſt es nicht vorgekommen, daß er in der leidenſchaftlichſten Spannung, im wirklichen Unglück ſogar Sinn behielt für läppiſche, lächerliche Aeußerlichkeiten? Otto fand einen halb aufgeſchnittenen Band von Paul de Kock auf dem Sopha, er las ihn, während er wartete.

Nach zwei Uhr hörte er ein Cabriolet in müdem Trabe die Straße heraufholpern. Sein Herz pochte, als es näher kam, unten an der Einfahrt hielt, als das Hausthor aufging, langſame Schritte auf der Treppe dröhnten. Ihm war mit einer plötzlichen Aufwallung zu Muthe, als müſſe er wie ein Tiger über den Eintretenden herfallen und ihn mit den Nägeln zerreißen. Er zitterte ihm entgegen, ſein Auge dürſtete nach dem Anblicke dieſes Menſchen, wie ſeine Hand nach deſſen Blut.

Ernſt machte große, nicht eben erfreute Augen über den ſeltſamen Gaſt, welchen er auf ſeinem Sopha fand. Er kam aus einer Spielgeſellſchaft, hatte verloren und getrunken, war wieder nüchtern und vor allen Dingen übler Laune geworden. Dennoch grüßte er Otto freundlich, indem er ihm die Rechte entgegenſtreckte.

„Du hier? Mitten in der Nacht!“

„Ich habe mit Dir zu reden,“ war die Antwort, bei welcher Otto die Hand zurückzog.

„Zu Deinen Dienſten, wenn Du mir erlauben willſt, Hut und Handſchuhe vorher abzulegen.“

Ernſt, verletzt durch Otto's Betragen, deſſen Schuld er auf einen abermaligen Auftritt mit der Gräfin oder mit Deniſe ſchob, ſetzte die Lichter auf den Tiſch und ſich

in einem Fauteuil dem Freunde gegenüber. Die zwei Männer, deren Geſichter hell beleuchtet waren, gaben ein wunderliches Nachtſtück ab: todtenblaß alle beide, müde, verwirrt, nach Faſſung ringend.

Otto hub an: „Du warſt heute bei der Gräfin Heriſy?“

„Heute früh.“

„In meinen Intereſſen?“

„Wenn Du ein Recht haſt, zu fragen, habe ich keinen Grund, die Antwort zu verweigern: Ja.“

„Eine Bitte vor allen Dingen, ein Mal für alle Male, überlaſſe dieſe Intereſſen in Zukunft Dem, welchem es zukommt, ſie zu führen und zu vertreten.“

„Das klingt wie eine Kriegserklärung. Ueberhaupt Dein ganzer Ton, Dein Weſen iſt wieder einmal von einer Art . . .“

„Nenne ſie Unart, meinetwegen; ſie iſt die meinige, und ich werde ſie zu behaupten wiſſen.“

„Höre, Otto, alles hat ſeine Grenzen, auch meine Geduld. Willſt Du mit mir zanken, ſo komme morgen früh wieder, ich bin müde.“

„Du haſt bei der Gräfin von mir geſprochen?“

„Ich antworte Dir nicht mehr.“

„Ich werde Dich dazu zwingen. Du haſt es verſucht, mich von der Gräfin loszumachen, Du biſt zwiſchen ſie und mich getreten. Weißt Du, wie ich dies Verfahren nenne? Eine ehrloſe Schlechtigkeit!“

Ernſt fuhr auf, ſetzte ſich jedoch ſogleich wieder und entgegnete ruhig: „Vor einiger Zeit hatteſt Du für daſſelbe Verfahren einen andern Namen, damals nämlich,

als Du es anwendeteſt, und zwar für mich, oder gegen mich, wie Du es jetzt nimmſt. Die ehrloſe Schlechtigkeit hieß damals Freundespflicht und treue Sorgfalt um des Nächſten Wohl.“

„Es kann Dir nicht im Ernſt einfallen, einen Vergleich ſolchen Inhaltes zu ziehen. Ich handelte offen und rückhaltslos Dir gegenüber, mit Deiner Erlaubniß, gewiſſermaßen ſogar auf Deine Veranlaſſung; Du hingegen ſchlichſt Dich wider mein Wiſſen und Wollen erſt bei Deniſen und dann bei der Gräfin in meine innerſten Angelegenheiten ein, ſcheinbar als Vermittler, in Wahrheit als Störenfried. Nachdem Du ſaheſt, daß ich Dich bei Dieſer erſetzt, ärgerte es Dich, daß Du bei Jener mich nicht zu erſetzen vermochteſt.“

„Dieſe Erklärung unſerer Verhältniſſe zeigt von einem ſo beglückenden Maße ſtolzen Selbſtgefühls, daß es unbarmherzig wäre, ſie widerlegen zu wollen.“

„Laß Deinen vornehmen Hohn, Deine Kälte, ich ertrage ſie nicht.“

„Ertrage ich doch Deine allerdings nicht vornehme Hitze und Grobheit.“

„Zu Ende mit dieſem ekelhaften Streit! Lies!“

Otto reichte über den Tiſch hinüber den Brief der Frau von Heriſy. Ernſt las mit ſteigender Verwunderung und ſagte, als er ihn zurückgab:

„Dies oder Aehnliches war zu erwarten, und doch überraſcht es mich. Ich glaubte, dieſe Frau zu kennen, und muß jetzt geſtehen, daß ſie meine Erwartungen noch übertrifft. Verblendeter, ſiehſt Du denn in allem nicht

einen ruhig angelegten und feſt durchgeführten Plan, den ſie zweiſchneidig gegen Dich und gegen mich handhabt?“

„Verſuche es nicht, Hermancen bei mir zu ſchaden, es wäre verlorene Mühe. Ich weiß, daß Du ſie nie begriffen, nie gewürdigt haſt. Ihre Erſcheinung geht über Deinen Geſichtskreis hinaus.“

„Verbunden für das Compliment! Dieſe Erſcheinung, wie Du ſie zu nennen beliebſt, iſt eine gewöhnliche Kokette, die Dich heranzog, um mich fallen zu laſſen, und nun Dich fallen läßt, um einen Anderen heranzuziehen, um ein neues Ziel, gleichviel welches, zu verfolgen.“

„Noch einmal: kein Wort wider ſie, ich dulde es nicht. Dieſen Brief hat Deniſe erbrochen, unterſchlagen.“

„Deniſe? Die Unglückliche!“

„Sieh doch, wie Du auffährſt! Herr Ritter, iſt Eure Liebe ſo heiß?“

„Jetzt ſag' ich Dir mit beſſerem Rechte: laſſe Deinen Hohn! Ich ertrage ihn nicht. Deniſe iſt die einzige Perſon, welche bei allen dieſen traurigen Händeln wahrhaft und unverdient leidet.“

„Hat ſie doch in Dir eine treue Stütze!“

„Sie ſoll ſie haben, in jedem Sinne, auf jede Gefahr. Wenn Du ſie aufgeben und opfern kannſt, — Du, der ihr Schutz und Achtung ſchuldig iſt, ſelbſt wenn ſie keine Liebe mehr an Dich zu fordern hätte, — ſo werde ich an Deine Stelle treten und geheiligte Pflichten übernehmen, die Du mit Füßen trittſt!“

„Ich gebe Dir die Rechte mit in den Kauf, die ich gleichfalls mit Füßen trete.“

„Das iſt hämiſch geſprochen, Otto, und infam gehandelt; ja infam. Ich wiederhole es.“

„Nun habe ich Dich, wo ich Dich haben wollte. Du biſt mir Genugthuung ſchuldig.“

Beide ſtanden auf.

„Ein Zweikampf zwiſchen uns,“ rief Ernſt ſchmerzhaft und erſchüttert aus, „ein Zweikampf auf Leben und Tod. Otto, Otto, Du weißt ja, daß dies unmöglich iſt! Wie kann ich die Rechte gegen Dich erheben? O Gott, mußte es dahin kommen? Durch die Ränke eines Weibes!“ — Er irrte, die Hände ringend, im Zimmer auf und nieder. Otto, der mit verſchränkten Armen am Fenſter lehnte, entgegnete düſter:

„Klage Niemanden an als Dich ſelbſt; Deine Vermittelungswuth, Deine diplomatiſchen Verſuche und Kunſtſtücke ſind an allem ſchuld.“

„Und Deniſe? Was haſt Du mit ihr vor? Wo iſt ſie?“

„Sie und immer wieder ſie! Deniſe Dein erſtes und letztes Wort! Gehe, ſie zu tröſten, ſie liegt daheim, wo ich ſie gelaſſen. Meine Wege ſind auf ewig geſchieden von den ihrigen. Morgen ziehe ich von ihr weg.“

„Das kannſt Du nicht; Du darfſt, Du wirſt es nicht!“

„Da mich Liebe nicht mehr an ſie bindet und kein anderes Band zwiſchen uns beſteht . . .“

„Gerade deswegen. Es giebt Verbindungen, die dadurch unauflösbar ſind, daß Sitte und Geſetz ſie nicht heiligen. Vor dem Gericht der Welt hat ſie keine An-

ſprüche an Dich, aber deſto gerechtere vor dem der Ehre, des Herzens.“

„Das meinige ſpricht mich, ihr gegenüber, frei. Sie hat durch die Veruntreuung des Briefes alle Pflichten, auch die einfachſten und natürlichſten, gröblich verletzt.“

„Schlage ein Vergehen an den Forderungen des Anſtandes, der gemeinen Ehrlichkeit nicht höher an, als ihre Leidenſchaft, der Mangel an Erziehung, meinetwegen an Zartgefühl bei ihr rechtfertigen. Nein, Otto,“ ſo fuhr Ernſt beſchwörend und eindringlich fort, „Du kannſt dies Mädchen ihrem Schickſale nicht überlaſſen. Wie oft haſt Du gegen die Herzloſigkeit der vornehmen Welt, wie Du ſie nennſt, gepredigt, unſere Kreiſe verdammt wegen der Leichtigkeit und Gewiſſenloſigkeit, mit welcher ſie die zarteſten Verbindungen auflöſen und zerreißen, und jetzt wollteſt Du ein Verbrechen begehen, vor welchem der abgeriebenſte, kälteſte Weltmann zurückſchrecken würde? Fürwahr, Du kannſt es nicht.“

„Ich kann, was ich muß. Sie folge ihrem Schickſale, wie ich dem meinen.“

„Eher opfere ich mich ſelbſt, als daß ich ſie Dir und der Gräfin zum Opfer fallen laſſe.“

„Zum letzten Male: ſie laß weg zwiſchen uns! Und noch ein Mal: nimm Deniſen, wenn ſie Dir ſo hoch und theuer iſt, nimm ſie mit nach Braunſchweig, nach Deutſchland, führe ſie in Deine Zirkel, in Dein Haus, erziehe ſie Dir zur Freundin, zur Diplomatin, zur Frau.“

„Armſeliger Spötter! Höre es denn, wenn Du es hören willſt: ja, ſo lieb mir mein Name, meine Stellung,

meine Zukunft ſind, lieb wie jedem Menſchen von Geburt und Beruf, ich würde ſie Deniſen nachgeſetzt haben, würde mit ihr in die Welt gegangen ſein, würde ſie öffentlich als die Meine hinſtellen, hätte ich ſie frei gefunden und wäre die Wahl ihrer Liebe auf mich gefallen. Jetzt, das weißt Du wohl, iſt das unmöglich. Ich begreife, ich verſtehe ſie und ihr ſchönes Herz ganz, das ſie an Dich weggeworfen. Ihre niedere Stellung, ihr Mangel an Formen ſchaden ihr bei mir nichts, dagegen alles bei Dir. Ich, der Sohn des von Dir geſchmähten Adels, ehre das Kind des Volkes und liebe es, daſſelbe, welches Du ſchnöde mißhandeln kannſt, um einem verbuhlten Weibe, mit Flittertand und künſtlichem Reiz umhangen, in ſchmählicher Leibeigenſchaft zu fröhnen."

„Halt ein, Unſinniger!"

„Du biſt es, nicht ich! Wie ſtehſt Du da, Du falſcher Held der Freiheit, Du Held einer falſchen Freiheit! Dir iſt der Menſch nichts, der Geiſt und das Herz nichts, aber die Form, der Zufall alles. Und ich, den Du als Ariſtokraten verlacht und verketzert, wie hoch fühle ich mich über Dir, wie viel reiner und menſchlicher, als Du!"

„Du wirſt die Güte haben, aus Deiner Höhe herabzuſteigen, um Dich mir zum Kampfe gleich und gegenüber zu ſtellen."

„Ich werde. Mein Wort darauf, ich werde."

„Mehr braucht es nicht. Alles Uebrige morgen."

Ernſt nickte, und Otto ließ ihn allein.

Nachdem der Letztere noch eine Weile in den dunklen Straßen umhergeirrt war, pochte er einen deutſchen Maler

aus dem Schlafe. „Thu' mir den Gefallen, lieber Kranz," ſagte er, „mir heute Nacht Dein Atelier und morgen Deine Piſtolen zu leihen."

„Du biſt verrückt, laß mich in Ruhe," erwiderte der ſchlaftrunkene Künſtler und legte ſich auf die andere Seite.

„In Deinem Atelier werde ich übernachten, weil ich mich mit Deniſen überworfen habe, und mit Deinen Piſtolen Werneck todtſchießen."

„Bah, eine Untreue? Narrenspoſſen!" Er wickelte ſich feſter in ſeine Decke und ſchnarchte fort.

Otto zündete das Licht auf dem Nachttiſche an und ging hinüber in das Atelier. Ihm war ganz leicht und wohl zu Muthe, alle Unruhe, Halbheit und Zerſpaltung wichen von ihm. Pfeifend wandelte er in dem großen, hohen, dunklen Gemach umher. Sogar alltägliche Regungen ſtellten ſich bei ihm ein, ſein Magen erinnerte an das lange Faſten, dem er unterworfen geweſen. Otto ſuchte in den beſtäubten Schiebladen allerlei alte Brodrinden, Aepfel, Ueberbleibſel von Semmeln und Zucker, vom Frühſtücke umherliegend, und verzehrte ſie mit Heißhunger. Endlich entdeckte er gar eine halbzerblätterte Cigarre. Er zündete ſie behaglich an, ſtreckte ſich auf einem abſcheulichen Lotterbette aus, das im Winkel ſtand, und warf allerlei koſtbare Stoffe, Sammetdraperien, ſeidene Tücher und Gewänder, wie ſie den Portraitmalern zu ihrer Arbeit dienen, als Decken über ſich. So ſchlief er, feſter und ſanfter als ſeit geraumer Zeit, bis in den hellen, hohen Tag hinein.

9.

So früh Ernſt am andern Morgen auch in die Rue du Rempart eilte, — der graue Novembertag war kaum angebrochen, — fand er dennoch Deniſen nicht mehr. „Vor einer Weile," ſagte die Hausmeiſterin, „iſt ſie fortgegangen." — „Allein?" — „Ganz allein, Herr Walther war die Nacht außer Hauſe und kam noch nicht zurück."— Ernſt ſtand in bleichem Schrecken, in rathloſer Angſt; dunkle Ahnungen ſtiegen vor ihm auf. Wo die Arme ſuchen? Die Morgue, das ſchauerliche Paßbureau der Selbſtmörder, erhob die finſtern, feuchtgrauen Wände vor ſeinem ſchaudernden Blicke.

Deniſe ſaß indeſſen im Vorzimmer der Gräfin Heriſy. Man hatte ſie an der Thüre abweiſen wollen, weil dieſe noch ſchlief. Sie verſetzte ruhig: „Ich werde warten, Madame hat mich beſtellt."

„Das iſt was Anderes", ſagte der Bediente und hieß ſie eintreten. Die Leute der Gräfin waren gerade um den Kaffeetiſch verſammelt. Sie flüſterten ſich Bemerkungen über den frühen Beſuch, die Haltung, den Anzug der Fremden zu, während Deniſe, ruhig abgewandt, aus dem Fenſter ſah. Der Kammerdiener rieth auf eine Modiſtin, was aber ſeine Collegin, die Kammerfrau, mit Kennerblick verneinte. Die Stimmen kamen zuletzt überein: eine Bittſtellerin, eine verſchämte Armuth, und die Köchin wagte das gutmüthige Anerbieten einer Taſſe Kaffee, welches Deniſe freundlich ausſchlug.

Um neun erklang die Glocke aus dem Schlafzimmer. Die Gräfin war regelmäßig eine Früh-Aufſteherin, weil ſie ihren Morgen brauchte. Nicht lange darauf wurde Deniſe zu ihr hineinbeſchieden, obwohl die Frau Gräfin, hieß es, ſich nicht erinnere, Jemanden befohlen zu haben. Frau von Heriſy war noch im Bette, wo ſie Chocolade zu nehmen pflegte. Das Bett iſt ein fürchterlicher Probirſtein weiblicher Schönheit; es läßt keine Lüge zu, wenn es nämlich nicht ſelbſt als bloße Lüge erſcheint. Letzteres war dies Mal bei der Gräfin nicht der Fall. Die Vorhänge hatte man zurückgeſchlagen, ſo daß ein graues, nachtheiliges Tageslicht in das Zimmer fiel. Deniſe ſah ſchon von weitem durch die halbgeöffneten Thüren die Gräfin und machte mit größerem Rechte dieſelben Bemerkungen, welche Otto bei dem erſten Anblicke in Longchamps gegen Ernſt zum Beſten gegeben hatte. Das farbloſe Geſicht, die eckige Büſte, die mageren Finger ſtachen doppelt ſcharf hervor in dem weiten Bette, in der Haube, die das koſtbare Haar gänzlich verſteckte, und in den wallenden Falten und Beſätzen des Nachtkleides. Die Gräfin war wirklich alt und häßlich, ſo wie ſie war; auch die Stimme, mit der ſie Deniſen näher zu treten einlud, klang welk und mager. Fancy, das Wachtelhündchen, welches bei Otto's Sieg den Vorläufer geſpielt hatte, bellte, die ſchwarze Schnauze voll Rahm und Zwiebackkrümlein, von der ſeidenen Decke herunter der Fremden wüthend entgegen. Seine Herrin befahl ihm Ruhe und fragte artig:

„Wer ſind Sie, Madame, und worin kann ich Ihnen dienen?“

„Die Frau Gräfin erkennen mich nicht wieder?“

„Ich meine allerdings, Sie ſchon geſehen zu haben; indeß, verzeihen Sie, ich erinnere mich nicht deutlich genug Ihrer Züge.“

„Ich bin die Frau, welche Sie im Cabinet Montpenſier einmal mit Ihrem Beſuche zu beehren die Güte hatten.“

„Deniſe“, rief die Gräfin unangenehm überraſcht aus.

„Sie ſelbſt, Frau Gräfin.“

„Was ſuchen Sie bei mir? Iſt dieſer Beſuch ein Ueberfall oder eine Schlinge? Wiſſen Sie, daß ich in meinem Schlafzimmer wenigſtens geſchützt gegen ſolche Angriffe zu ſein hoffte?“

„Laſſen Sie die Glocke, gnädigſte Frau, und gönnen Sie mir eine Minute Gehör, das iſt alles, was ich von Ihnen bitte. Ich komme in keiner feindlichen Abſicht.“

„Sei die Abſicht, welche ſie wolle, ich begreife nicht, wie ich mit derſelben zuſammenhängen kann.“

„Wie eine jede Frau mit dem Leben eines Mannes zuſammenhängt, den ſie liebt.“

„Madame!“

„Frau Gräfin, Ihr Rang, Ihr Stolz ſcheuchen mich nicht zurück. Es gibt Lagen und Stimmungen in der Welt, wohin ſolche Pfeile nicht tragen. Wie ſehr hohe Dame Sie ſich auch fühlen mögen gegen mich armes Weib: ich weiß mich nur als Frau der Frau gegenüber.“

„Werden Sie mir erklären, endlich erklären, was dies alles bedeutet?“

„Alles, und in wenig Worten. Laſſen Sie dieſelben nicht auf die Erde fallen; denken Sie, eine Unglückliche ſpräche zu Ihnen, eine Verdammte, eine Sterbende.“

Die Gräfin fuhr beſtürzt aus ihren Kiſſen auf und blickte genauer in das todtenbleiche, aber ruhige Geſicht Deniſens, welche ſich auf einem Schemel vor dem Bette niedergelaſſen hatte. Dieſe fuhr fort:

„Ich beginne damit, mich beſiegt zu erklären; ich räume Ihnen das Feld.“

„Habe ich jemals mit Ihnen um ein ſolches geſtritten?“

„Streiten wir jetzt wenigſtens nicht um Rückſichten und Formen. Angelangt auf dem Punkte, wo ich ſtehe, habe ich das Recht, Sie zu verletzen. Otto empfing Ihren geſtrigen Brief aus meinen Händen, und zwar . . . erbrochen.“

„Pfui!“

„Ihre Abſcheu iſt natürlich, Frau Gräfin. Ja, ich habe dieſe Niederträchtigkeit an ihm, an Ihnen, wenn Sie wollen, begangen.“

„Warum?“

„Fragt bei Ihnen die Leidenſchaft nach Gründen? . . . Otto verließ mich darauf, ich verlor ihn auf ewig. Er ſchwur, mich nie wiederſehen zu wollen, mich, die er ſchon lange nicht mehr geliebt, die ihm nichts mehr iſt.“

Deniſe ſprach die letzten Worte mit einem Tone, bei dem die Gräfin unwillkürlich erbebte. Sie raffte ihren Geiſt, ihre Schärfe, ihre ganze Feſtigkeit zuſammen, um gegenüber dieſem Mädchen als Frau von Welt die Partie nicht zu verlieren. Bewaffnet mit der blankſten Schneide des Spottes, der ihr zu Gebote ſtand, fragte ſie, bis zur Frechheit offen:

„Am Ende ſuchen Sie den Flüchtling bei mir, Mademoiſelle? Ich bitte, ohne Zwang! Schauen Sie nach,

„Armes Kind, nehmen Sie wenigſtens, ehe Sie weggehen, einen Rath von einer erfahrenen Frau, einer Landsmännin an, der es aufrichtig leid um Sie thut, die Ihnen wohl will. Geben Sie ſich dieſen blauäugigen Ausländern nicht ganz und gar dahin: auf mein Wort, mit aller ihrer Gemüthlichkeit und Treue verrathen und verlaſſen ſie uns mit derſelben Leichtigkeit, ſogar mit noch weniger Rückſicht und Zartheit als unſere Pariſer. Seien Sie auf Ihrer Hut! Doch, wohin eilen Sie?“

„Zu Ernſt; auf ihn habe ich Einfluß. Um Gott, gnädige Frau, halten Sie Otto zurück; ich ſtehe für den Andern.“

Deniſe ging, von der Gräfin mit langen verwunderten Blicken begleitet. Sie hatte den Gedanken, wie ein Blitz durch eine Wolke ſchießt etwa: Ich werde ihr nachſchicken, thun, um was ſie bittet, ſie nicht aus den Augen laſſen. Aber als echte Schülerin Talleyrands traute ſie ihrer erſten Regung nicht, „weil ſie faſt immer gut iſt,“ und die nach der Glockenſchnur ausgeſtreckte Hand fiel auf Fancy's Haupt zurück.

Ernſt und Deniſe begegneten ſich vor des Erſteren Thür, als er von einigen vergeblichen Wegen nach ihr zurückkam, bang und verſtört. Da er ihrer anſichtig ward, ſprang er mit gleichen Füßen aus dem Cabriolet, und Deniſe litt, oder merkte nicht, daß er in dem Sturm ſeiner Freude ihr um den Hals fiel. Er führte ſie in ſein Zimmer, auf daſſelbe Sopha, wo wenige Stunden zuvor Otto geſeſſen hatte. Sie erzählte ihm den Beſuch bei Frau von Heriſy, er erwiderte mit dem Auftritte

zwiſchen Otto und ihm. Nachdem er geendigt, rief ſie ſchmerzlich aus:

„O nun iſt alles verloren! Sie haben ihn gereizt, ſtatt zu beſchwichtigen; Ihre Worte wider die Gräfin, für mich, Ihre Heftigkeit, Ihr Stolz haben alles verdorben . . . Jetzt habe ich keine Hoffnung mehr!“

„Deniſe, leben Sie denn nur in ihm? Wird dieſer thörichte Wahn nie aufhören?“

„Er wird, o ja, er wird!“

„Sehen Sie mich zu Ihren Füßen! Vergeſſen Sie, was hinter Ihnen, was zwiſchen uns liegt. Laſſen Sie einen Egoiſten, der Ihrer niemals würdig war, ſeine Straße einſam weiter ziehen; gehen Sie mit mir, auf meinen Arm geſtützt, an meiner Hand.“

„Damit“, ſagte Deniſe mit aufwallender Bitterkeit, „Frau von Heriſy's Anklage gegen mich ſich erfülle, und Otto an meinen Verrath glaube? Nein, Ernſt, Sie wählen den Augenblick Ihrer Erklärung ſchlecht. Bei den vornehmen Herren mag das ſo Mode ſein, daß ſie die Geliebten tauſchen wie die Rennpferde. Das Volk denkt anders wie Jene, Herr von Werneck.“

„Wie können Sie mich ſo grauſam mißdeuten, Deniſe! Stellen Sie mich auf die Probe. Ich verlaſſe Frankreich bald, in dieſem Jahre noch. Geſtatten Sie, daß ich Sie in meine Familie führe, zu meiner Mutter, der edelſten, beſten Frau; Sie ſollen nur Schutz bei uns finden, wenn Sie nichts Anderes annehmen wollen, eine neue Heimath, glückliche Verhältniſſe!“

„Für mich gab es nur in den alten ein Glück. Ich danke Ihnen für Ihre Güte, die, wie ich gern glaube,

ehrlich gemeint iſt. Aber ich kann, ich darf mit Ihnen nichts gemein haben. Otto müßte . . .“

„Otto, Otto und nur Otto! Denken Sie noch an die Möglichkeit einer Verſöhnung mit ihm?“

„Mein Herr, er hat mich Poissarde geſcholten. Seit er Ihre Gräfinnen und Baroneſſen kennen gelernt, war ich ihm nicht mehr fein und gebildet genug. Verſöhnung mit ihm? O nein, ſie iſt unmöglich, ſowohl meinetwegen wie von ſeiner Seite. Es iſt aus zwiſchen uns, das weiß ich wohl. Aber hindert das, daß ich ihn liebe?“

„Deniſe!“

„Ja, hören Sie es, Sie erſter Urheber aller unſerer Qualen: Ich liebe ihn noch, dieſen Mann, deſſen Herz Sie verdorben und mir entriſſen haben durch Ihre Künſte und Kniffe, wie Otto ganz richtig Ihnen geſagt, dieſen Mann, der mich verlaſſen, verrathen, auf den Tod beleidigt und mißhandelt hat. Ich liebe ihn, und daß ich Ihnen das zurückgeben kann auf das Geſtändniß Ihrer thörichten Neigung für mich, das iſt meine letzte Freude, meine Rache an Ihnen, mein Triumph. Sie haſſe ich mehr noch als das eitle Weib, von der ich komme. Aber Otto liebe ich, ich werde ihn bis zum Tode lieben, für ihn ſterben werde ich, ein Fußtritt von ihm iſt mir lieber als Ihre Umarmung.“

Erſchöpft und erſchüttert riß ſich die Unglückliche los, und Ernſt wagte es nicht, ihr zu folgen. Sie floh nach Hauſe, wie ein todtwundes Thier ſeine Höhle ſucht, um allein in Waldnacht und Bergesſtille zu verbluten.

Otto war während deſſen bei ſeinem Gaſtfreunde beſchäftigt, zuerſt an die Gräfin zu ſchreiben und dann auf

Ordnung in ſeinen häuslichen Angelegenheiten zu ſinnen. Der Brief machte ihm ärgerlich zu ſchaffen. Wider ſeinen Willen erkaltete der Ausdruck des Gefühls in ſeiner Feder. Es ſchlich ſich ein ſo tiefer Ekel an allen dieſen Verwickelungen in ſeine Seele, daß ſowohl die Kraft ſeiner Liebe zu Hermance, als der Stachel ſeines Haſſes gegen Ernſt gebrochen wurden. In Dieſem erblickte er noch immer die Urſache des Bruches, der mitten durch ſein Leben gegangen war. An Deniſe gedachte er mit hundert gemiſchten Empfindungen des Mitleids, des Abſcheues, des Zweifels, der Wehmuth, und klar ſtand allein die Nothwendigkeit vor ihm, es müſſe zwiſchen ihr und ihm auf immer vorüber ſein. Die Ausſicht auf den Zweikampf mit Ernſt hielt er gewiſſermaßen wie einen Lichtpunkt feſt, um den ſich ſeine zerſtreuten, zermalmten Kräfte wieder ſammelten.

Es ging ſchon ſtark auf den Abend zu, als Otto einige Leute in ſeine bisherige Wohnung ſandte, mit dem Auftrage, ſein Geringes an Hab und Gut abzuholen. Er wollte ſich vorläufig bei dem Maler, wohl oder übel, einquartieren und gleich morgen, ſagte er, ein anderes Logis beziehen, wozu ihm die Piſtole, ſo oder ſo, als Schlüſſel dienen ſollte. Dabei blieb er ſtehen, Deniſen nie wieder zu ſehen; Ernſt wußte er zu finden, ſobald es an der Zeit war, und zu der Gräfin zog es ihn nicht. Er hielt ſich ſtill, ohne Jemanden zu ſehen, Jemanden ſeinen Zufluchtsort wiſſen zu laſſen. Mit einbrechender Dämmerung ſchlich er hinaus, unbeſtimmt wohin. Der Weg, den er einſchlug, war nicht nach der Rue de l'Univerſité, ſondern in die Nähe des Palais Royal. Unwillkürlich ſtand er vor der

Glasthüre des Leſecabinets; Deniſens Platz war unbeſetzt. Noch einige Schritte, einige zögernde Umwege, und er betritt die Rue du Rempart. Siehe da, welch' ein Auflauf in der ſtillen Straße! Das muß ja . . . In der That, vor dem Hauſe, das er bisher bewohnt, iſt das ſtärkſte Gewühl. Sein Haar ſträubt ſich, er wankt näher, horcht auf das Murmeln der unbekannten Stimmen, drängt ſich durch die Haufen. „Was gibt's denn da?“ fragt er.

„Ein armes Weibsbild hat ſich aus dem fünften Stock herunter auf das Pflaſter geſtürzt.“

Mit einem furchtbaren Schrei iſt Otto im Hauſe. Deniſe liegt unter den Händen des Arztes, von Menſchen umringt, in dem kleinen Hausmeiſterſtübchen. Ernſt ſteht an ihrer Seite. Als Otto die Thür aufgeriſſen, ſtürzt ihm Dieſer mit dem Wehrufe entgegen:

„Ihr Blut komme über Dich!“

Otto antwortet: „Wie das Deine über Dich!“

Bei dem Klange ſeiner Stimme verſucht das furchtbar zerſchmetterte Haupt eine Wendung. Ihr letzter Blick fiel, gebrochen ſchon, auf ihn.

Die Polizei trennte die beiden Männer, die ſich, wie zu einem tödtlichen Kampfe bereit, gefaßt hielten. Beide wurden entfernt, während die alte Hausmeiſterin heulend und wehklagend ein Tuch über die Leiche breitete.

10.

Die Unterſuchung, welche über das ſchreckenvolle Ereigniß eingeleitet wurde, ergab ſo gut wie gar nichts, was der menſchlichen Gerechtigkeit als Grund zur Be-

ſtrafung und als Schuld vor dem bürgerlichen Geſetze erſchienen wäre. Deniſens Hausgenoſſen ſagten aus, daß ſie den Tag über allein in ihrem Zimmer eingeſchloſſen geblieben, ohne die beſorgte Pförtnerin oder Ernſt, der wiederholt nachfragte, auf ihr Pochen einzulaſſen. Man hatte ſie ſeufzen und ſtill für ſich weinen gehört. Als gegen Abend Otto's Boten kamen, ſein Eigenthum von ihr zurückzufordern, verfiel ſie in heftige Zuckungen, die ſich milderten, je leerer ſein Zimmer wurde. Sie ſtand, nachdem das letzte Stück verſchwunden, am offenen Fenſter, den Trägern nachblickend. Wenige Minuten darauf, wie Ernſt abermals erſchien, war das Entſetzliche ſchon geſchehen. Alle Hilfe kam zu ſpät und vergebens. Ernſt vermochte nur noch die Leiche, welche dem Geſetze verfallen ſein ſollte, loszukaufen und ihr auf dem Kirchhofe Montmartre eine Ruheſtätte „für ewige Zeiten" zu erwerben.

Ernſt und Otto wurden von dem Gerichte, dem ſie ſich geſtellt, ebenfalls entlaſſen. Jeder von ihnen fühlte aber, daß die Sache damit nicht abgethan ſein konnte. Es gibt Fälle im menſchlichen Leben, wo, auch ohne eigentliche Beleidigung und Ehrenkränkung, zwei Männer ſo feindſelig und ſchroff einander gegenübergeſtellt werden, daß ſie ohne einen Kampf auf Leben und Tod weder ſcheiden, noch ſich wieder vereinigen können. Das Duell nimmt dann gewiſſermaßen ſeinen alten Charakter als Gottes-Urtheil an, entkleidet von aller frivolen Zuthat der Mode und des Waffenſpieles.

Beide trafen ſich an einem klaren, friſchen Herbſtmorgen im Gehölz von Vincennes, welches das von Bou-

logne in ſeinen blutigen Zwecken abgelöſt hat. Der Tag war ſo ſchön, heiter und ſonnig aufgegangen, daß ein Gedanke an Mord und Todtſchlag doppelt unnatürlich und ſündlich erſchien. Aber die fünf Männer, welche ſchweigſam und düſter, die Schritte raſchelnd durch das welke Laub, von der Landſtraße ablenkten auf eine verſteckte Lichtung im Walde, ſie hatten keinen Sinn für den funkelnden Herbſtthau zu ihren Füßen, für das Säuſeln des Windes in den dunklen Tannen, den leichten Zug fröhlicher Wölklein über den blauen Himmel. Ihre Gedanken waren weit, weit ab von allen dieſen Dingen. Ernſt, der ſehr bleich, aber feſt ausſah, erinnerte ſich an ſeine Mutter, an Deniſe; Otto ging mit zur Erde geneigter Stirn, als ſuche er ſein Grab wie eine Wohlthat; die beiden Zeugen, ebenfalls Deutſche, einer davon der uns bekannte Maler Kranz, ſprachen flüſternd mit einander die Regeln der Entſcheidung ab, die ſich ſchwer und fürchterlich vorbereitete. Der Arzt folgte für ſich.

Auf dem freien Platze angelangt, machte man Halt. Kranz maß, weit ausholend, die fünfzehn Schritte ab, während ſein Gegenſecundant lud. Die Uebereinkunft lautete: Beide Gegner ſchießen von ihrem Standpunkte gleichzeitig, mit Zielen, ſobald bis Drei gezählt worden. Zwei Stöcke auf die Erde gelegt, bezeichneten ihre Plätze. Die Piſtolen wurden ihnen eingehändigt. Die Zeugen traten zurück. Kein leeres Wort, kein Verſuch der Verſtändigung mehr, kein Hauch; auch ringsum im Walde alles ſtill.

So ſtehen ſie ſich gegenüber, die Jugendfreunde, die Landsleute, die Brüder, Bruſt wider Bruſt, die Waffe in

der noch geſenkten Hand. Ihr Auge zuckte nicht, das Otto's wurzelte im Boden, während Ernſt mit unendlicher Trauer ihn anblickte. Keiner zweifelte, auch nicht vor dieſer Probe, an dem Muthe und an der Geſchicklichkeit des Andern; ſie kannten ſich, und jeder hatte ſchon öfter ſo geſtanden wie heute, und doch niemals ſo.

Der Secundant Werneck's zog die Uhr. „Seid Ihr fertig?“ fragte er. Beide nickten.

„Eins . . . Zwei . . .“

„Halt!“

Kranz war vorgeſprungen und an Otto's Seite getreten. Angelegentlich ſagte er ihm in's Ohr:

„Werneck zielt nicht auf Dich, das iſt augenſcheinlich. Was willſt Du thun?“

Otto, der ſeine Piſtole bisher von unten auf gegen Ernſt gehoben hatte, ward verwirrt. Er ſah auf ſeinen Zeugen, welcher wieder auf die Seite ſchritt, dann auf ſeinen Gegner. Die Unterbrechung hatte ihn durchaus irre gemacht; ſeine Hand begann zu zittern. Ernſt ſtand ihm ſtill gegenüber. Wiederum klang es:

„Eins . . . Zwei . . . Drei!“

Bei dem letzten Worte fielen die Schüſſe und — Ernſt; die Kugel war in ſeine rechte Seite gegangen, etwas über der Hüfte einſchlagend und nahe am Rückgrat heraustretend. Der Verwundete ſank in dem Arm des Arztes ohnmächtig nieder. Seine letzte Aeußerung war: „Ich fühle, daß es nicht gefährlich iſt.“ Man brachte ihn in dem Wagen, welcher an der Straße wartete, nach dem nahe gelegenen Dorfe Saint Mandé, wo ihm der

Wirth einer kleinen Schenke ein Zimmer einräumte. Wenige Schritte davon ſteht das Haus, in welchem Armand Carrel geſtorben iſt.

Otto war nicht mehr von Ernſt zu trennen; ſein Jammer, ſeine Reue ſtreiften an Wahnſinn. Er raufte ſich das Haar, bedeckte die Stirn des Kranken mit Küſſen, ließ ſeine Hand nicht mehr los. Ernſt wehrte ihm nicht; er ſprach Troſt zu, ſobald er wieder zum Bewußtſein gekommen. „Du haſt mich nicht treffen wollen," ſagte er, „das ſah ich wohl. Daß Kranz Dich unterbrach, verrückte Deine Waffe, die Du viel zu niedrig hielteſt, um mir ſchaden zu können. Deine Hand fing an unſicher zu werden, und gerade weil Du zu fehlen gedachteſt, ſchoſſeſt Du auf mich. Sei indeſſen ruhig. Es wird keine Gefahr haben, nicht wahr, Doctor?" Dieſer zuckte, wie alle Doctoren, die Achſel und antwortete:

„Ich hoffe, nein."

Dennoch waren die erſten Tage und Nächte mehr als bedenklich. Erſt nach Verlauf einer Woche geſtaltete ſich die Lage des Kranken ſo, daß ſein Leben als gerettet verbürgt werden durfte. Hingegen ſtellte der Arzt eine langſame Heilung in Ausſicht. Während derſelben wich Otto nur dann von ſeinem Bette, wenn ihn Geſchäfte nach Paris riefen, namentlich Geſchäfte für Ernſt. In den trüben Nächten des Siechthums, wie in den ſtillen Stunden der Geneſung ſchloſſen die beiden Freunde wiederum den zerriſſenen Bund der Jugend, und Ernſt's Wunde heilte auch die tiefe Zerrüttung, das ſittliche Leid Otto's langſam aus.

Einſt kam er bewegter wie gewöhnlich von Paris nach Saint-Mandé zurück. Er legte ſtillſchweigend einen Brief auf Ernſt's Bette, den Dieſer, als er die Adreſſe und die Handſchrift flüchtig angeſehen, mit abgewandtem Geſichte zurückwies. „Laß uns," ſprach er zu Otto, „den Namen dieſer Frau nicht mehr nennen, ſie ſoll todt für uns ſein, wie Deniſe für uns lebt." Der Brief war an Otto gerichtet, aber noch uneröffnet.

„So meinſt Du," fragte Dieſer, „daß ich nicht einmal leſen ſoll, was ſie ſchreibt?"

„Wozu? Ohne dies Siegel zu brechen, will ich Dir ſagen, was das glatte Blatt enthält, deſſen bloßer Geruch mir bis in das Gehirn hinein weh thut."

Otto ergriff den Brief und ſchleuderte ihn in's Kamin. Die Freunde fielen ſich in die Arme, und Otto rief lächelnd aus:

„Herkules und Hylas können ihren Hahn gemeinſam dem Asklepios opfern, ſie ſind Beide geneſen."

Ernſter fuhr er fort:

„Und doch iſt es am Ende gut, daß Du das letzte Wort des Räthſels erfährſt. Höre denn, was mir meine Nachrichten aus Paris ſagen. Zuvor lies dieſe Stelle im vorgeſtrigen Moniteur." Er zeigte auf einige roth angeſtrichene Zeilen in dem „nichtamtlichen" Theile des amtlichen Blattes, die alſo lauteten:

„Wir erfahren aus ſicherer Quelle, daß mit dem nächſten Pairsſchub auch der Graf Heriſy, eine der unzweifelhafteſten Capacitäten des großen franzöſiſchen Grundadels, zu dieſer Würde befördert werden dürfte. Seiner Ernennung geht eine Ausſöhnung mit

der Frau Gräfin Herisy mehr als wahrscheinlich voraus, welche nicht nur in der Pariser Gesellschaft mit allgemein freudiger Theilnahme begrüßt wird, sondern auch in den Tuilerien eine lebhafte Zufriedenheit erregt hat, da der Hof bekanntlich nirgends mehr auf Beseitigung aller persönlichen Mißverständnisse hält, als in denjenigen Kreisen, welche an Intelligenz, Macht und Einfluß in den Augen der gesammten Nation am höchsten stehen."

„Ich bitte Dich," sprach Otto, nachdem er gelesen, verwundert und nachdenklich zu dem ihn beobachtenden Freunde, „was bedeutet dies?"

„Zusammengehalten mit den Gerüchten aus den Salons, welche mir gestern sammt dieser Nummer der österreichische Botschafts-Secretär herausgebracht hat, bedeutet dies nichts mehr und nichts weniger als Folgendes: Schon seit einem Jahre spinnt die Gräfin an dem Plane einer Aussöhnung mit dem Grafen. Sie will sich mit ihm wiederum „arrangiren": derselbe Ausdruck, nur auf die linke Seite gewendet. Die Zeit beginnt für sie, wo sie aus der Phase der galanten Dame in die der politischen Frau übergehen muß, wenn sie nicht ganz von der Bühne abtreten will. Des Grafen Reichthum und seine Pairie sind ihr nothwendig zu der neuen Rolle; mit seinem Diplom deckt sie seine Vergehungen an ihr zu, und sein Gold wiegt ihr seine Rohheit auf. Ihrer Verständigung mit dem Grafen stand das Verhältniß mit mir hinderlich im Wege, welches eine allerdings lästige, nicht wohl übersehbare Oeffentlichkeit erlangt hatte. Ich mußte bei Seite geschafft werden. Statt eines Bravo dingte sie — ver-

zeihe mir, Bruder — einen Anbeter. Du warſt, ſchon wegen Deiner Entfernung aus allen Kreiſen der Geſellſchaft, ohne Aergerniß und mit Bequemlichkeit ſo lange zu behalten, bis ich das Feld vollends geräumt hatte. Unſer Zweikampf bildete einen unvorhergeſehenen Knoten in ihrem Plane; dieſer blutige Faden paßte nicht in die Muſter, womit ſie das Gewebe ausſchmückte, welches ſie und ihren Gemahl auf's Neue zuſammenziehen ſollte. Einige Jahre früher wäre ihr ein ſolcher Zwiſchenfall hoch willkommen geweſen; ſie hätte dann als grauſame Schönheit ſich hinſtellen können, zu deren Füßen ſich zwei Ritter die Hälſe brachen. Jetzt kreuzte aber das Aufſehen erregende Ereigniß ihre Pläne. Raſch mußte ſie ihm einen andern Lauf, eine andere Geſtalt geben in den Augen der Welt, als die Wahrheit iſt. Sie gruppirte die Thatſachen dieſer vielbeſprochenen Angelegenheit alſo: Ich bin der Verführer Deiner Geliebten, die zum Selbſtmord getrieben ward, weil Du ihre, mit mir begangene Untreue entdeckt; Du ſtrafſt ſie an mir. So iſt alles auf's Natürlichſte erklärt und nebenbei jedes Geflüſter auf den Mund geſchlagen, das etwa noch durch die Salons raunen könnte, Du ſeieſt mein glücklicher Nachfolger geweſen. Ein Mann, der ſich einer Griſette wegen ſchießt, kann unmöglich der begünſtigte Anbeter einer Gräfin ſein. Dein Schuß hat ihren Ruf auf einmal von uns Beiden befreit. Der zärtlichen Ausſöhnung der Gatten ſteht nun nichts mehr entgegen. Graf Kroneck, der heute früh mich beſuchte, hat den Grafen ſchon in der Welt getroffen. Sein großes Hotel in der Rue de Lille wird prächtig hergerichtet zur Aufnahme des glücklichen Paares. So,

lieber Freund, ſieht es hinter den Couliſſen des großen Theaters aus, auf welchem Du eine Gaſtrolle gegeben haſt. Nicht wahr, wir wollen den Vorhang fallen laſſen?“

Otto ſaß wie betäubt. Statt aller Antwort rief er, in lautes Weinen ausbrechend und das Geſicht mit beiden Händen bedeckend:

„Deniſe!“

10.

An einem trüben Wintertage ſtand auf dem Kirchhofe Montmartre ein einſamer Wandersmann, den Stab in der Hand, das grüne Ränzchen auf den Schultern, eine leichte Reiſemütze in die langen Haare gedrückt. Ein feuchter Wind ſchnob von Weſten her, die Wolken jagend durch die dicke Luft. Schnee war gefallen über Nacht, war ſogar liegen geblieben auf der Stadt, welche, aus ſolcher Entfernung geſehen, unter der weißen Hülle den Anſchein einer ungeheuren Ruine hatte. Die ſtumpfen Thürme von Notre Dame, St. Sulpice, St. Jacques la Boucherie ragten mit ihrer beſchneiten Fläche gleich Trümmerhaufen über der weißgrauen Linie empor, in der die Stadt verſchwamm. Düſtere Nebel flatterten um das trauervolle Bild. Kein Glockenton, kein Hammerſchlag ſcholl herauf; der Lärm und das Treiben des Ameiſenhaufens verlor ſich in der winterlichen Ferne.

Otto nahm Abſchied von Deniſens Grab, das er und Ernſt mit einem Steine und ihrem Namen geziert hatten Es war das einzige Haus, von dem er ſich zu beurlauben brauchte, ehe er Paris verließ, da Ernſt vor wenig Tagen bereits heimgekehrt. Entblößten Hauptes warf er ſich auf den hartgefrorenen, weiß überzogenen Hügel nieder und

küßte inbrünſtig die kalte Platte, welche ihn deckte. „Lebe wohl,“ ſchluchzte ſeine Stimme aus tiefer Bruſt, „lebe wohl, du edles, einziges Herz, das mich liebte, das mein war, das ich zerbrach.“ Seine Hände rafften den Schnee ſau und drückten ihn an die glühende Stirn, an die Wangen, an's Herz. „O lebe wohl!“

„Und dir da drunten,“ rief er emporgerichtet gen Paris aus, „dir, du große Stadt voll kleiner Leidenſchaften, von hier dem Scheine nach ſo ruhig und doch ſo zerriſſen, du, auch ein Kirchhof, wie dieſe Stätte um mich her; dir, die du dich Welt nenneſt in dieſer Stadt, ekler Kreis von menſchlichen Thorheiten und Laſtern, von Leidenſchaften, Launen und Lügen, dir, du Afterwelt, dir, du Todtenſtadt voll übertünchter Gräber und verweſter Herzen, dir meinen Fluch! Sei verdammt aus einem Gemüthe herauf, das du vergiftet haſt; auf dich dieſes Grabes Verantwortung und die Schuld eines zum zweiten Male vernichteten Lebens!“

Er hielt inne und wendete ſich nun gen Oſten, die Arme weit ausbreitend: „Sei gegrüßt, Land des Aufganges! Zu dir flüchte ich, nicht in die verbotene Heimath, nein, auf den alten, ewigen Boden der Freiheit, in das Allerheiligſte einer friſchen, großen, ewigen Natur, in deine Alpen und über deine Seen, o Schweiz! Nimm den heimathloſen Wanderer an die kühle, ſichere, breite Bruſt deiner treuen Berge; im Alpenglühen führe mir ein neues Morgenroth herauf, und die Milch deiner Gletſcher werde meiner wunden Seele zum Trank der Lethe!“

Rief es und eilte den öſtlichen Abhang des Hügels hinunter.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Franz Dingelstedt's

Sämmtliche Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe in 12 Bänden.

Erste Abtheilung:

Erzählende Dichtungen.

Vierter Band:

Unter der Erde.

4.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1877.

Unter der Erde.

Novelle in drei Büchern.

Von

Franz Dingelstedt.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1877.

152 : 321

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Erſtes Buch.

„Glück auf!“ 1

Zweites Buch.

„Schicht!“ 113

Drittes Buch.

„Glück zu!“ 217

Erſtes Buch.

„Glück auf!“

I.

Felix an Eckart.

Wenn Du wiſſen willſt, wie der Frühling ausſieht, der freie, ländliche Frühling mit den lachenden Augen und weithinfliegenden Locken, dann komm' zu mir, hinter meine Berge. Ihr in den Städten kennt ihn nicht, wie er iſt; Euch wirft er eine Hand voll grüner Blätter über die ſteinernen Mauern und einen Bündel Sonnenſtrahlen in die Fenſter; ihn ſelbſt aber ſeht Ihr niemals ganz, fühlt ſeinen warmen, duftenden Athem nicht an Euren Wangen und den raſchhüpfenden Herzſchlag nicht an dem Eurigen.

Frage mich aber nicht, mein Getreuer, wie ich hierher gekommen! Erinnere mich auch nicht an die Kataſtrophe des letzten Abends, da ich, meiner Bewegungen kaum noch mächtig, die Treppe bei Dir hinunterſtürzte, da Deine Eliſabeth mitleidig hinter mir drein ſchluchzte, und ihr Erſtgeborner, erſchrocken vor meinem verſtörten Geſicht, ſich an Deine Knie klammerte. Ich ſagte Dir damals, wir ſchieden auf ewig, und ſo ſollte es auch ſein, wäre nicht des Menſchen Herz ein unſtätes, ein kraftloſes Ding, das zu ſeinem Leben ein zweites bedarf. Nun komme

ich wieder zu Dir, wie ehedem. Süße, heilige Macht der Gewohnheit; — nichts weiter!?

Nur Eins: Mahne mich nie an meine Vergangenheit! Hörſt Du, nie! Sie iſt für mich auf ewig begraben, ich will niemals an ſie erinnert ſein. Bei dem Schwure, den Du mir einſt in den Ruinen des Heidelberger Schloſſes gabſt — weißt Du noch, Du lagſt blutend in meinen Armen, Dein Feind ſtürzte mit den Anderen haſtig die Terraſſen hinab, und wir Zwei ſaßen hilflos und verlaſſen unter den rothen Schwibbogen, in die Abendröthe, über die Neckarberge hinausblickend? — bei jenem Schwure und bei dem Gedächtniß an unſere gemeinſame Jugend fordere ich von Dir, mich niemals, mit keinem Worte und zu keiner Stunde an das zu erinnern, was hinter mir liegt. Ich bin todt für Dich, wie für alle Welt. Ein neuer Menſch kommt zu Dir; er will nichts gemein haben mit dem alten, als Deine Liebe. Wirſt Du ihm treu ſein, Eckart, wie Du es ſeinem geſtorbenen Doppelgänger geweſen? Wirſt Du?

Drei Tage und drei Nächte ſeit dem Abend, als ich Dich zuletzt geſehen, ſind mir hingegangen, ich weiß nicht wie. Als die Glocken in der Stadt Mitternacht ſchlugen, fand ich mich ſchon außerhalb ihres Bannes, allein, zu Pferd. Der Regen goß in Strömen auf mich nieder, ohne daß ich deſſen groß Acht hatte. Im Morgendämmer ſah ich zum erſten Male um, ein verkehrter Orpheus. Er hoffte, ſein Weib hinter ſich zu ſehen, und eben verſchwand ſie, ich — — Schon wieder! Eckart, ſage mir, iſt es denn ſo ſchwer, vergeſſen? Wir lernen ja vieles, alles, wenn es ſein muß; warum nicht vergeſſen?

Mein keuchendes Thier, welches ſich kaum noch auf den Füßen hielt, erinnerte mich zuerſt daran, daß ich auf dieſe Weiſe nicht bis an der Welt Ende reiten konnte, wie ich gern gemocht. In einer elenden Schenke lag ich einige Stunden ſtill. Dann ging's weiter, raſtlos weiter. Wohin, galt mir gleich; ich folgte den Wegweiſern, ohne zu leſen, meinem Pferde, ohne zu lenken. Am dritten Tage — die Nacht gönnte ich dem Thiere eine Ruhe, die ich nicht fand, nicht bedurfte, nicht wollte — klärte ſich der Himmel auf, welcher bis jetzt ſich unerſchöpflich ausgeſchüttet hatte. Ich hielt auf einer tüchtigen Anhöhe einen Augenblick ſtill, um den mühſam hinanklimmenden Gaul verſchnaufen zu laſſen. Die Sonne ſchien mir warm und tröſtlich in das verwachte Geſicht, wie von ſelber glitt der ſchwere Mantel von den Schultern, ich ſah mich, wie aus einem Fiebertraum erwachend, in der Gegend um.

Denke Dir ein enges Thal, Eckart, worüber ein Regenbogen groß und glänzend ausgeſpannt iſt. Auf den kahlen Bergrücken ſpielten ſeltſame, graue Lichter, während in der Tiefe, aus der Mitte düſterer Tannen, einige zerſtreute Hütten rauchten. Abendglocken dazu, und das Pochen, das Aufglühen ferner Hammerwerke, und im Walde hinter mir das Geläute einer graſenden Schafheerde!

Eine lange Weile hielt ich droben und ſah mit überſchwimmenden Augen in den Glaſt hinein. Wäreſt Du in dem Moment aus dem Buſche geſprungen, ich würde Thränen gefunden haben, ſie an Deiner Bruſt zu verbergen. So ſtand ich allein, aber wunderbar geſtärkt und getröſtet, und ritt hinunter, ſtracks auf die nächſten Häuſer

im Thale zu. Mir war der innere Blick aufgegangen, als hätte ich ein himmliſches Geſicht gehabt. „Hier bleiben,“ rief es in mir mit unabweislicher Gewalt, und der Bogen des Friedens wölbte ſich wie zum Einzuge über meinem Haupte, ferne Glocken grüßten mich, wie einen heimkehrenden Herrn.

Der Weg fiel ziemlich abſchüſſig hinunter. Das Kiesgerölle wich und zitterte unter den Hufen meines Pferdes; es ſtrauchelte oft, die ſchlanken Schenkel knickten unter dem abgehetzten Thiere faſt bei jedem Schritte zuſammen. Mich jammerte ſein, ich ſtieg ab, ſtreichelte ihm den triefenden Nacken und führte es vorſichtig weiter, die Zügel um den Arm geſchlungen. An dem Rain hatte gewiß der Frühling einen Tag geraſtet auf ſeiner Fahrt gen Norden. In den Hagen öffneten ſich ſchon überall die unſchuldigen Augen der Bäume und Geſträuche, und die Sonne ſchien hell darauf, als wolle ſie die letzten funkelnden Thränen ihnen abtrocknen. Wenn ich mich bückte, nickten mir verſteckte Veilchen zu, an einzelnen Stellen war ſogar der grüne Teppich aus Raſen und Moos ſchon gelegt und harrte einer ſüßen Laſt.

Schritt vor Schritt gelangte ich hinab, an das erſte der Häuſer im Thale. Ein ordentliches Dorf konnte das nicht wohl ſein; ich ſuchte vergebens den ſpitzen Kirchthurm in der Mitte und am Eingange den Pfahl, worauf alles Betteln unterſagt wird. Auch ſtanden die Hütten ſo weit und ſo fremd von einander da, als hätte nicht Bedürfniß, ſondern eine Laune hier ein Paar Verſchlagene zuſammengeführt. Ein Geiſt der Ruhe, der tiefen, abgeſchloſſenen Grabesruhe wehte mich aus jedem Zuge des

idylliſchen Bildes an. Wer mag hier wohnen? fragte ich mich und ſah nach einem Menſchen um, der mir Antwort hätte geben können. Lange vergebens. Endlich richtete ſich hinter dem Gartenzaune mir zunächſt eine Geſtalt auf. Ein Mädchen, das Wäſche begoß; ſie ſtand gebückt und wandte mir den Rücken zu. Ich trat näher an die Hecke und rief ihr, mit der Reitgerte auf den Buſch ſchlagend, einen guten Tag zu. Erſchrocken drehte ſie ſich um und ſah mich an. „Grüß' Sie Gott," ſagte ſie zum Danke, hielt aber noch immer die eine Hand furchtſam auf das Herz gedrückt und die andere an die Stirne, um aus blauen, treuherzigen Augen mich zag oder neugierig zu betrachten. Ich fragte, wie der Ort hier heiße, und wer in dem hübſchen Hauſe da drüben wohne? Sie ſagte mir, daß ich in Mariaſtein wäre, und daß die Häuſer ringsum von lauter Bergleuten bewohnt würden. „Hier iſt ein großer Erzſchacht," fügte ſie hinzu, „und mein Vater iſt Oberſteiger, der wohnt eben in dieſem Hauſe." Auf weitere Frage, ob kein Gaſthof in der Nähe ſei, verneinte ſie; der lag jenſeits des Berges, in dem Kirchdorfe, hier wohnten ſie ganz allein mit einigen aus der Knappſchaft.

Gedankenvoll blieb ich an der Hecke ſtehen, die mein Pferd behaglich zu benagen anfing. Wieder ließ ſich die Stimme hören, und lauter als zuvor, die mir „Hierbleiben" zugerufen hatte. Ahnungen, Fingerzeige des Himmels, Andeutungen und Sinnbilder der Natur, erſte Eindrücke, momentane Inſpiration — ich habe von jeher mehr darauf gegeben, als ich vor dem nüchternen Verſtande rechtfertigen kann. Und redete nicht hier der

Friedensbogen und die Stille ringsum, und das unſchuldige Mädchen im Grünen, und der tiefe, kühle, geborgene Erzſchacht?

„Iſt Dein Vater zu Haus?“ fragte ich raſch das Kind, welches, bei meinem auffahrenden Tone noch mehr erſchrocken, einen ganzen Schritt zurückwich. „Nein,“ erwiderte ſie, mißtrauiſch zu mir herüberſchielend. — „Kann ich hier in der Nähe verweilen, bis er zurückkommt?“ — „Ach Gott, der iſt mit den Anderen zu Bier gegangen, ich bin mit einem Paar Frauen und Kindern vielleicht ganz allein im Orte; will der Herr nicht lieber . . .?“ — Sie ſtockte, ich errieth weswegen. — „Sei Du ganz ruhig, mein Kind!“ ſagte ich zu ihr, ſo ſanft ich nur vermochte. „Ich werde Dir nichts zu Leide thun. Vergönne mir nur, daß ich mein Pferd in Deinem Garten anbinde und ſelbſt auf der Bank drinnen ein wenig ausruhe, bis Dein Vater aus dem Dorfe zurückkommt.“

Die Geängſtigte ſchien wenig Luſt zu haben, mir meine Bitte zu gewähren, und doch nicht den Muth, mich abzuweiſen. Rathlos ſtand ſie da, die Hände verlegen im Schooße haltend, dem Weinen nahe. Ich erzählte ihr in dem beweglichſten Tone, wie ich drei Tage und drei Nächte ohne ordentliche Ruhe geritten ſei, wie mir nun die Kraft verſage und wie ich umkommen müßte, wenn ſie mich von ihrer Schwelle zurückſtieße. Das weibliche Mitleid regte ſich in ihr; ſie betrachtete mich vom Scheitel bis zur Zeh'. „Du lieber Gott!“ ſeufzte ſie, „drei Tage und drei Nächte!“ Hierauf öffnete ſie die ſchmale Gartenthür, und ich trat, mein Pferd am Zügel nachziehend, zu ihr ein. Die alte Furcht war aber immer noch nicht ganz

beſchwichtigt, und als ich ſie lächelnd fragte, ob ich ihr bange gemacht hätte, zeigte ſie kopfnickend auf die Piſtolen am Sattel und auf meine eigene Figur. In der That, ich mochte nicht den günſtigſten Eindruck auf ein armes, ſcheues Landmädchen machen. Das Haar hing mir kraus und wirr um die Schläfe, die Wäſche war von dem langen und wüſten Ritt ganz zerknittert, meine Kleider ſtarrten vom Regen und vom Schmutz der Landſtraße. Wie bleich und verfallen ich dabei im Geſicht war, zeigte mir zu meinem eigenen Entſetzen noch am anderen Morgen der kleine Spiegel meiner Retterin, wie ich ſie ſchmeichelnd nannte. Ich verſuchte meine ganze diplomatiſche Kunſt noch einmal, um die gutmüthige Dirne zu beſchwichtigen, und binnen Kurzem gelang dieſes auch in dem Grade, daß ſie mir aus ihrer Gießkanne Waſſer in die Hände goß, mich zu waſchen, und meinem Pferde Gras abrupfte, das dieſes begierig aus ihren Fingern pflückte. Sie hatte nicht die Dreiſtigkeit, nach meinem Namen zu fragen, und doch ſah ich es den vorſichtig forſchenden Blicken an, wie gern ſie ihn gewußt. Ich kam ihr zuvor. „Ich heiße Felix,“ ſagte ich ihr — Gott weiß, ob mir eine dämoniſche Erinnerung den Namen zuflüſterte, oder ob er als eine grauſame Ironie auf mein Schickſal in mir auftauchte. Sie wechſelte ihren Namen vertraulich aus, wir waren nun gute Bekannte. Dorothea würde er bei uns vornehmen Leuten klingen, meinte ſie, aber der Vater riefe ſie nur Döreken. An den Namen knüpfte ſie, theilnehmend von mir ausgefragt, ein Bild ihrer ganzen Exiſtenz, in wie wenigen und kunſtloſen Zügen! Eckart, es hätte auch dieſer kaum bedurft; lebendiger als ſie redeten

die reinen Linien des kindlichen Geſichtchens, und durch die kryſtallene Bläue ihrer Augenſterne, die in einem großen, ſeltſam ſchillernden Naß ſchwammen, blickte man mit einem einzigen Male in die unbewachte, unbelauſchte Tiefe dieſer Natur. Hier hatte noch keine Leidenſchaft ihre Wellen geſchlagen, noch keine Sorge ihre Furchen geſchnitten; ſie betete alle Morgen und alle Abende zu Gott, hatte den Vater lieb und beſorgte ſein Haus, ging ſonntäglich zur Meſſe in das Kirchdorf und alle Jahre zweimal zu Markt in das nächſte Städtlein, zählte ſiebzehn Jahre — und hieß Döreken. Das war alles, alles, alles!

Eckart, welch' ein Leben! Haben wir denn einen Begriff, einen Ausdruck für ſolche Beſchränkung? Kein Strahl, kein Ton einer fremden Welt dringt über jene Steinzacken, es gleicht hier ein Tag, eine Stunde der andern, wie Waſſertropfen einander gleichen, und nur am Kalender oder an dem großen Nußbaum mitten im Garten kann Dorothea ihre Jahre zählen, nicht — an Liebhabern und Ehebrüchen. O Eckart, mit welcher Rührung habe ich das ſiebzehnjährige Kind betrachtet, das eben ſeine groben Hemden vom Raſen auflas, um ſie in's Haus zu tragen. Die Abendſonne webte eine lichte Glorie um ihre Stirn, und wie einer Heiligen hätte ich ihr zu Füßen fallen mögen und die Stelle im Graſe küſſen, die ihr derber Schuh gedrückt hatte. Sie erſchien mir wie ein Bild der Natur, aufgeſtellt in ihrem verſchwiegenſten Tempel, eine Iſis-Statue, verhangen mit den Schleiern ihrer eigenen Unbefangenheit, ein jungfräuliches Räthſel, deſſen Nähe mich mit einer bangen Ehrfurcht durchrieſelte.

In der niedrigen Hausthür verſchwand ſie, mich in tiefen Gedanken zurücklaſſend. Der Abend dunkelte mächtig in das Thal hinein, und eine Doppelſtille, des Landes und des Sabbathes, lag mit grauen Fittigen eng auf dem Gärtlein und ſeinen nächſten Umgebungen. Die Grille ſang im Graſe, und von den Bäumen träufelte, windgeſchüttelt, glühender Sprühregen. In meiner Seele reifte ein großer Entſchluß. „Döreken," ſagte ich, als das Mädchen ſingend wieder in den Garten trat, „Döreken, ich will bei Euch bleiben, will Bergmann werden, wie Dein Vater!" Sie ſchüttelte die blonden, natürlich gekräuſelten Haare. „Mit ſolchen Händen," ſagte ſie, „und mit ſo feinem Weißzeug, als der Herr da anhat, wird man ſein Lebtag kein Bergmann. Auch kann man ja nicht in die Grube reiten," fügte ſie lachend hinzu, auf mein Roß deutend, das, gänzlich von mir vergeſſen, ſich's im Garten bequem gemacht hatte, wie daheim im Stalle. Sie verſtand mich nicht, als ich in meiner Weiſe mich über den Segen ihres Lebens ausließ; die Worte floſſen mir wie warme, eben dem Herzen entquollene Blutstropfen von den Lippen, und ſie ſah mich verwundert dazu an, weil ſie ja die Wunden nicht kannte, aus denen ſie ſprudelten, deren Brand und Schmach ich hier zu vergraben dachte. „Ja, hübſch iſt's wohl bei uns," meinte ſie, „und abſonderlich ſtill; aber auch ein ſaurer Dienſt." Wir ſaßen neben einander auf einer hölzernen Gartenbank. Döreken hatte Feierabend gemacht, weil's Sonntag ſei, und wahrhaftig! zum erſten Male ſeit meiner Mutter Tode ward ich deſſen an ihrer Seite ſo recht inne und voll. Sie hatte mir eben ein Lied begonnen von den

Sternen, die der Steiger in ſeinem Schacht am Tage eben ſo hell ſähe, als die Menſchen hier droben bei Abend, als nahende Fußtritte ihre Stimme unterbrachen. „Da iſt der Vater,“ rief ſie aus und ging dem Kommenden bis an die Gartenthür entgegen. Dieſe öffnete ſich und ein alter Mann, ſo viel ich bei der Dämmerung noch erkennen konnte, in Geſellſchaft eines jüngeren trat ein. Jener reichte ſeiner Tochter mit einem lauten guten Abend die Hand; dieſer küßte das Mädchen derb auf den Mund. „Ach, Herr Haſe,“ ſagte ſie, und faſt hörte es ſich an, als ob ſie über des Zweiten Ankunft erſchrocken geweſen wäre, „an Sie habe ich doch den ganzen Nachmittag mit keinem Sterbenswörtchen gedacht!“ Damit machte ſie ſich aus ſeinen Armen los und flüſterte, auf mich hinweiſend: „Mein Gott, laſſen Sie mich doch jetzt, Sie ſehen ja wohl, daß fremde Menſchen dabei ſind!“

Es war nun an mir, hervorzutreten. Ich that's und erzählte den verwundert aufhorchenden Männern eine ſchnell zuſammengefabelte Geſchichte von meinem Irrereiten. Der alte Oberſteiger hieß mich hierauf mit offener Biederkeit willkommen und lud mich ein, mit in die Stube zu treten, während ſein Begleiter durch einige Fragen und Zweifel noch ziemlich klar an den Tag legte, daß ihm meine Ankunft und meine Geſellſchaft für den Abend gleich unangenehm waren. Als wir in's Haus gingen, hörte ich deutlich, wie er Döreken leiſe, aber barſch ausforſchte, ob ich ſchon lange in dem Garten abgeſtiegen ſei, und was wir Zwei die ganze Zeit miteinander angefangen hätten? Genug, um mir das Verhältniß dieſes gewiſſen Herrn Haſe zu dem Mädchen darzulegen. Aber warum

ſie es mir vorhin verſchwieg? Weibliche Verſchämtheit oder eine Falte in der offenen Seele? Und in dieſem friedlichen Auge doch ſchon das Bild eines Mannes, auf dem Grunde ihres Herzens auch eine Liebe! Wehmüthig betrachtete ich die vor mir herſchreitende Geſtalt des Mädchens.

Drinnen fanden wir uns bald bei dem Scheine einer blechernen Hängelampe um einen mächtigen Tiſch von Eichenholz vereint. Der Oberſteiger zog ſein ſchwarzes Sonntagskleid mit der breiten Sammtbeſetzung aus und legte ein ſchwarzes Käppchen nebſt einem kattunenen Hauswamms an. Weiß es Gott, ich vermochte nicht über die Voſſiſche Scene zu lächeln, wie der Alte mit ſeinem patriarchaliſchen Geſichte den großen, leder-überzogenen Sorgenſtuhl herbeirückte, ſeine unbequeme Pfeife anzündete und mich nach einem abermaligen Willkommen an ſeinem Herde, gleich wie einen werthen Gaſt des Hauſes, zu der Abendmahlzeit einlud, welche Döreken draußen bereiten mußte. Dazwiſchen fragte er mich, ſo gaſtlich ſeine Aufnahme auch war, doch unmittelbar und mit einer naiven Neugier nach dem Wer und Woher und Wohin. Ich wiederholte meine erſte Erzählung und fügte hinzu, ich reiſe als Naturforſcher und habe den Wunſch, die geognoſtiſch-merkwürdigen Umgebungen Mariaſteins genauer kennen zu lernen, wüßte ich erſt, wo ich mich zu dieſem Zwecke niederlaſſen könnte. Haſe, der ſtill und verdroſſen auf der Ofenbank im Finſtern kauerte, merkte, wohinaus ich wollte, und heizte mir mit allerlei Quäſtionen nach techniſchen Gegenſtänden wacker ein. Der Alte lächelte dazu und ſprach, indem er das Lederkäpplein auf den grauen

Haaren ſchmunzelnd rückte: „Alſo ein Herr von der Feder, der zum Leder kommt? Nun, nun, das iſt ja wohl alles recht und gut, daß man ſich in Büchern umthut, allein das Ei muß darum nicht klüger ſein wollen als die Henne. Hatten ſie uns nicht neulich aus der Stadt auch einen blutjungen Firlefanz hergeſchickt, der da Bohrverſuche in unſeren alten Schachten anſtellen ſollte und ſeine Sache ſo pfiffig anfaßte, daß uns um ein Haar das ganze Gerölle über dem Kopfe zuſammengeſtürzt wäre!“

Ich erſah mir flugs die ſchwache Seite des ehrlichen Oberſteigers und ſetzte mich theils mit einigen Schmeicheleien an ſeine Erfahrung ſo feſt, theils kam ich ihm mit alter Negociationskunde ſo weit entgegen, daß er binnen Kurzem mit der Anerbietung herausrückte, ich könnte ja, gegen eine geringe Entſchädigung, einige Tage bei ihm bleiben und mich umſehen; es hätten ſchon mehrere Male junge Herren vom Collegium bei ihm logirt. Natürlich, daß ich mit beiden Händen zugriff, während Haſe, entſetzlich ſcheel zu dieſer Uebereinkunft ſehend, den Alten davon abzubringen ſuchte. Seine Einreden, als ſei nicht Platz genug da und als hindere ich die Wirthſchaft, widerlegte Dörekens Vater leicht, indem er die Tochter vom Herde hereinrief und ſie über die Frage entſcheiden hieß. Das Mädchen erröthete und erbleichte; mit bangen Augen ſah es uns uneinige Männer an und meinte zuletzt mit einem bittenden Blicke auf Haſe, es ginge ja wohl an, wenn mein Pferd ſo lange in des Nachbars Kuhſtall untergebracht werden könnte. Ich eilte, dieſes ſelbſt zu beſorgen, fand aber bei meiner Rückkehr die kleine Familie in lebendigem Hader begriffen, Döreken in hellen Thränen.

Haſe, der ſich nicht einmal die Mühe gab, ſeinen Widerwillen gegen mich zu verſtecken, hielt dem Oberſteiger vor, er lade ſich mit mir einen Unbekannten auf den Hals, von dem er noch gar nicht wiſſen könnte, wie er ihm ſeine Dienſtfertigkeit vergelten werde. Den Alten wurmte es, daß er in ſeinem Hauſe nicht nach Belieben ſollte ſchalten und walten dürfen, und er ſagte das dem künftigen Eidam rund vor die Stirne. „Weiß ich doch gar nicht“, ſchalt er, „was Du gegen den Menſchen haſt? Meinſt Du etwan, weil Du mit Der da Bräutigam biſt, Du könnteſt in mein häuslich Regiment Deine Naſe ſtecken? Sie ſind nämlich“, ſo wandte er ſich zu mir, „ſeit vorigem Chriſttag ein Brautpaar und wollen ſich heirathen, ſobald ſeine Anſtellung zum Berggeſchworenen und der Conſens vom Oberbergamte da iſt.“

Döreken erglühte hoch bei dieſen Worten, aber nicht in den verſchämten Flammen einer glücklichen Braut, ſondern als ob ſie ſich ihrer Verbindung mit Haſe vor einem Dritten hätte ſchämen müſſen. Haſe murmelte einige unverſtändliche Worte und brach auf, obwohl die Schüſſel klaſſiſcher „Kartoffeln in der Schale“ ſchon vor ihm rauchte und ſeine Braut ihn ſelber recht freundlich zu bleiben gebeten hatte. „Haſenfuß!“ brummte der Oberſteiger ihm nach und nahm ſeinen Ehrenplatz am Tiſche ein, der kurzen Mahlzeit ein kurzes Gebet mit entblößtem Haupte voranſchickend. Dorothea ſaß verlegen und wortlos neben mir und geleitete mich, als wir abgegeſſen, auf des Vaters Geheiß in den oberen Stock, wo ſie in aller Eile ein Kämmerlein für mich bereitet hatte. Sie wünſchte mir ſtammelnd Gute-Nacht und verſchwand. Nicht lange,

nachdem die Thüre hinter ihr zugefallen, trat ſie zu meiner Ueberraſchung noch einmal ein und blieb eine Weile auf der Schwelle ſtehen. „Dorthchen,“ ſo fragte ich ſie endlich, „willſt Du von mir noch etwas?“ Sie zitterte heftig, wie ich an dem Lichte, das ihre Linke trug, deutlich wahrnahm. „Lieber Herr Felix,“ lispelte ſie, kaum hörbar vor ihrem hochfliegenden Athemzuge, „bleiben Sie doch ja nicht bei uns, wie Sie drunten im Garten wohl nur zum Spaß geſagt haben!“ Sie ſah mich mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Bangigkeit und Bitte durchdringend an und ging langſam.

Ihre letzten Worte hatten mich tief erſchüttert. Sie hieß mich gehen, ſie, die mich zuerſt tröſtlich aufgenommen hatte; ihr richtiges Gefühl raunte ihr zu, daß mein Fuß nur zerſtörend in die gleichförmigen Kreiſe ihres Lebens treten könnte. O Gott, ſollte ich denn, wohin ich kam, nur Verwirrung und Unheil unter Die bringen, ſo mir nahe ſind? Das alte Leid meines Lebens brach von Neuem in mir auf, in heftigſter Bewegung warf ich mich, unentkleidet, wie ich war, auf das harte Bett und verſuchte zu ſchlafen. Es gelang nicht. Mich ſtörten die fremden Umgebungen oder die eigene Unruhe, der Brunnen, der im Hofe plätſcherte, der ſchwere Schritt eines heimkehrenden Bergmannes, das Geräuſch des neu anfangenden Regens in den Bäumen unter meinem Fenſter. Unmuthig riß ich dieſes auf, um hinauszuſchauen. Tiefe, rabenſchwarze Nacht draußen, worin die Tropfen zwiſchen dem Laube wie Küſſe flüſterten und der Wind wie Liebesſeufzer, eine Vermählungsfeier des Mais. Sterne ſchoſſen in ſchnellen Bahnen auf die ſtumme Erde herunter, unſtät

und ſpurlos verloren wie ich, dachte ich, und riß die kleinen Flügel weiter auf, um die brennenden Schläfe ſchwindelnd in die Welle der Nacht zu tauchen. Wie Sargbretter lagen die engen Bergwände vor mir, über mir, und die Tannen ſtreckten ihre ſpitzen Wipfel ſchwarz und ſcharf wie ein Todtenmal in den blaßblauen Himmel. „Begraben in dieſer Wüſte," ſtöhnte ich in mich hinein, und kalte Schauer ſchüttelten mein Gebein. Ein Raſcheln im Gartenzaune weckte mich; ich glaubte in dem Manne, der ſich darüberſchwang und auf der Straße fortſchlich, Haſe zu erkennen. Kam ſeine Liebe von *ihr*, oder ſuchte ſein Haß *mich*? Ich weiß es nicht. Ich fühlte nur, daß auch hier in der Oede die Leidenſchaft meine Spur bereits gefunden hatte und verfolgte. Keine Ruhe, nirgends, Eckart, nirgends? Draußen iſt ſie ja ſo ganz vollkommen. Kein Laut, bis auf mein treues Thier drüben, das in dem unwürdigen Nachtlager mit den Hufen ſtampft und ſich ſchüttelt.

Unter wirren Gedanken ſchlief ich ein. Mein letztes Bild war kein holdes, kein heiteres. Es gehörte der Vergangenheit an.

Eckart, ſage mir, wo die wahre und wahrhaftige Lethe fließt?

II.

Felix an Eckart.

Opfere dem Asklepios einen Hahn: Dein Freund iſt geneſen. Aus dem Sturme eines bewegten Lebens hat er ſich in ein friedliches Eiland gerettet, aller Schein iſt von ihm abgewelkt, er iſt ein Mann geworden und frei. Glück auf, mein Eckart!

Du würdeſt mich nicht erkennen, ſäheſt Du in dem Rennen und Treiben Deiner großen Stadt meine Geſtalt an Dir vorüberſchlüpfen. Das weiche, blonde Haar verſchnitten, die zärtlichen Glieder in ein Gewand von grobem, ſchwarzem Tuch mit Sammet-Verbrämung gehüllt, einen Ledergürtel um die Taille, worauf als einzige Zierrath Schlägel und Eiſen von Silberblech ſich kreuzen, einen gewaltigen Hammer in der noch ungewohnten Rechten: ſo ſteht er vor Dir, der Held Deiner Salons, der Diplomat mit den Ordenskreuzchen, der Hofcavalier mit goldenem Schlüſſel. Meine Würfel ſind geworfen, ich bin ein ehrlicher „Lehrhäuer", und aus der Tiefe des Mariaſchachtes rufe ich Dir mein Lebewohl zu.

Meine Stimmung befriedigte ſich nicht damit, einige Stufen von der geſelligen Leiter hinabzuſteigen und mich im großen Haufen thatenlos, ſelbſtbetäubt zu verlieren; mich ekelte alle Erdoberfläche ſammt dem Gewürme, das ſie bekreucht, in tiefſter Seele an, und ſo klimmte ich denn die hundert und aber hundert Sproſſen meiner Fahrt hinab mit einer Inbrunſt und Emſigkeit, wie niemals ein frommer Pilger die Schwellen des Vatikans hinangerutſcht iſt. Nun lieg' ich nah' und feſt am Herzen meiner Göttin, — Natur; dieſe Hände wühlen in ihren geheimſten Reizen, dieſes Auge ſchwelgt ſich ſatt im Allerheiligſten, um dieſes Ohr klingt und brauſt der ferne Chor ihrer unterirdiſchen Feierſtimmen. Weiß ich doch kaum, wo ich anfangen ſoll, um Dir meine volle, aufjauchzende Glückſeligkeit ſo recht nahe an das mitempfindende Gemüth zu legen!

Alter, ſchilt nicht über Fantaſterei; nur jetzt nicht! Wenn ich ſchwärme, laß mich! Du haſt gepredigt gegen meine Declamationen, mit Gründen geſtritten gegen Gefühle, mit Thatſachen meinetwegen gegen Einbildung, mit der Wahrheit gegen die Poeſie. Eckart, nun hat ſich das Blättlein gewendet: ich dichte nun nicht mehr in Worten, ſondern in Werken; wirſt Du noch den Muth haben, mir zu ſagen: Armer Träumer, Du geheſt irre?

Vier Wochen habe ich unthätig bei dem Oberſteiger in Mariaſtein geſeſſen. Es war eine ſchöne, eine ſchwere Zeit. Draußen rang das Frühjahr mit den letzten Maſſen und Schatten des Winters; in mir ſchoß aus vielen zerriſſenen und entgegengeſetzten Stimmungen ein Plan empor, den der erſte Augenblick nur wie einen Feuerbrand in

meine Seele geworfen hatte. Ich ſtreifte ſtunden- und tagelang im Gebirge umher; eine ſpröde, herbe Natur trat mir darin entgegen, die erſt bewältigt, gewonnen, erkannt ſein will. Du weißt, ich liebe das. Und wenn ich an den kahlen, zackigen Riſſen der Bergwände hing, wenn ein Tannenwipfel mich ächzend ſchaukeln mußte, tief unter mir Waldnacht und Felsgewirre, wenn ich gelagert auf taubes Geſtein und verkohlte Schlacken in die hölliſche Glut des Eiſenhammers blickte, deſſen Feuer- und Rauchſtröme ſich erſtickend um mich wälzten: Freund, dann kam mir meine alte Thätigkeit und meine ehemalige Umgebung ſo klein, ſo dürftig vor, daß es mir faſt als Frevel erſchien, dieſem Verluſte eine Thräne nachzuwerfen.

Meine Du aber nicht, ich ſei leichtſinnig in den Bergmannskittel geſprungen, wie in eine luſtige Maskentracht. Ich habe geprüft und gewählt. Freund, bei dieſer Prüfung ſind mir die Augen aufgegangen und über obendrein. Wie ausgefahren lagen alle Gleiſe des bürgerlichen Lebens, wie nackt und troſtlos Eure Geſellſchaft da! Ich rede nicht von der höchſten Sphäre, die ich verlaſſen habe. Sie nennt ſich ja ſelbſt die „privilegirte“ Klaſſe, und bei Gott! ſie benutzt dieſen Titel, ſie nimmt ſich Vorrechte, wo ſie ihr die Verblendung und die träge Gewohnheit nicht gutwillig zuweiſen. Ich habe an den Stufen des Thrones geſtanden und geſehen, daß ſeine Säulen wurmſtichig waren, der purpurne Baldachin drüber eine Opern-Decoration. Ich habe am Ruder des Staatsſchiffes mitgeſeſſen, und ich ſah, daß es gelenkt wird nach unſittlichen Grundſätzen. Oder bedenkt ſich einer Eurer großen Diplomaten einen Augenblick, den Verbrecher vom Galgen loszuſchneiden und

ihm ſtatt des Strickes ein ſeidenes Band um den Hals zu ſchlingen, wenn er ihn zu ſeinen Zwecken brauchen kann? Weg damit, es iſt eine alte Leier! Vom Palaſte bin ich in die Bürgerhäuſer geſchritten, ich ſuchte ein mittelmäßiges Glück und fand größere Anſprüche und geringere Leiſtung, Unfrieden, wohin ich blickte, Trümmer, wo ich ging und ſtand. Glaube mir, eine neue Zeit wird viel aufzuräumen haben. Das Material zum Holzſtoß iſt da, nun fehlt nur eine Kleinigkeit oder zwei: Feuer und der Phönix.

Den Krieg dieſer Geſellſchaft ankündigen, ich, ein Einzelner? Daß ich ein Thor wäre! Die Sturm- und Drangperiode iſt vorüber, Räuber Moor verführt heut' zu Tage nicht einmal mehr einen honetten Primaner. Einſiedeln? Auf eine contemplative Säule ſteigen und ſein eigener Heiliger werden? Und das in einer ſo bewußten, ſo nüchternen Zeit, daß nicht einmal eine Selbſttäuſchung der Art gedeihen könnte, geſchweige denn eine Illuſion für Fremde! In eine neue Welt fliehen, um die ſtöhnenden Axtſchläge Eurer Civiliſation, das Keuchen der Maſchinen auch in ihren Wäldern wiederzufinden?

Nein, Eckart! es gibt in unſerer Geſellſchaft noch einzelne, ſeltene Oaſen, die der Sturm des Zeitgeiſtes nicht trifft, wo groß und grün auf eigenen Wurzeln die Palme des Gefühlslebens emporſteigt. Jäger, Fiſcher, Schiffer! das ſind Leute, denen der tägliche Kampf mit dem tyranniſchen Elemente die Nerven noch ſtrafft; ſie glühen fieberhaft für eine Idee, und die rohe Handwerks-Thätigkeit mergelt ihre Leiber und Seelen auch nicht ab. Sie ſind noch frei, wenn es ein Menſch ſein kann. Aber

ſelbſt unter ſie ſtieg ich hinab, kleidete mich ein in ein ſtrengeres Bußgewand, als es der frömmſte Anachoret um ſeine ſcheinheiligen Lenden gürtet, begrub mich lebendig. Fünfhundert Fuß unter jener dünnen Kruſte, die Euch die Erde iſt, werfe ich die Maulwurfshügel meiner Gedanken auf, ungeſtört von Eurem Thun und Laſſen, von dem nicht einmal ein leiſer Klang zu meinem Ohre dringt, dem Auge der Finſterniß gegenüber, allein.

Es war ein heller, heiterer Sonntagsmorgen, da ich mich der ewigen Nacht gelobte. Meines Bleibens konnte in der bisherigen Weiſe im Hauſe des Oberſteigers nicht mehr ſein, das ſah ich ſelber ein. Haſe verfolgte mich, Döreken verbarg ſich, der Alte mißtraute. Den Letzteren hatte ich auf ſeinem ſonntäglichen Gang in die Meſſe begleitet und kehrte plaudernd mit ihm heim, während die jungen Leute Arm in Arm vor uns her ſchlenderten. Ringsum im Felde zogen geputzte Menſchen, die von ihrer Andacht heimkehrten, die blitzenden Roſenkränze und Breviere im Sonnenſchein ſpiegelnd. Glocken klangen uns nach, der Himmel lag wolkenleer und breit auf den lichten Bergen, und über uns ſtürzten die Lerchen, geſangsmüde, in die erſte grüne Saat zurück. Still ging ich auf ſchmalem Pfade hinter dem Steiger drein, und als wir oben auf dem letzten Rücken waren, als Mariaſtein mit ſeinen zerſtreuten Hütten unten im Tannicht uns traulich zunickte, da hielt ich den alten Braun plötzlich am Arme feſt und ſagte zu ihm, mit den Fingern auf den Weiler deutend: „Meine Heimath, ſeit heute.“ Er blickte mich verwundert an, und ich fuhr fort: „Wenn Ihr wollt, Vater Braun! Seht, die Menſchen haben mir draußen Leid

und Weh genug gethan, mich lüſtet wieder nach den Brüſten meiner großen Mutter, um dran zum Kinde mich zu trinken. Nehmt Ihr mich auf in Euren Schacht, gönnt mir eine Freiſtatt und Arbeit drunten, wie Eurem geringſten Häuer, laßt mich in Eurem Hauſe zum zweiten Male geboren werden, und erzieht mich, als mein Vater, zu einem tüchtigen Geſellen Eurer Knappſchaft.“

Natürlich erfolgte ein erwarteter Widerſtand. Braun redete von den Laſten und Entbehrungen ſeines Lebens, wie ich dem harten Werke nicht gewachſen ſei, zu dem man von Kindesbeinen an gewöhnt werden müſſe, und wie ich bald einen Entſchluß bereuen dürfte, den nur eine jugendliche Verzweiflung augenblicklich hervorgebracht haben möchte. Ich erwiderte ihm — wehe mir, daß ich es mit Wahrheit konnte! — es ſei der erſte Entſchluß meines Lebens und ich nun Mannes genug, ihn durchzuſetzen. Seine ferneren Einreden frommten ebenſowenig, ich drang heftiger in ihn; endlich ſagte der alte Mann, feierlich ſtehen bleibend und mir tief in das glühende Auge ſehend: „Und dann, mein Herr Felix, wer ſteht mir denn dafür, daß ich in Euch nicht einen Argen in meinen ehrlichen Schacht führe, der mir das böſe Wetter und alles mögliche Ungemach über den Hals zieht? Soll ich mein und der Meinigen Leben auf das Spiel ſetzen, wenn Eure Schuld an Euch und an uns heimgeſucht wird? Glaubt mir, junger Mann, die Erde iſt ein reines Element, den Schlechten duldet ſie nicht in ihren Eingeweiden, ſie wirft ihn aus, daß er ſich mit dem armen Geſchmeiß oben auf der Scholle umhertreibe. Wir drunten müſſen Alle lauteren Sinnes und Wandels ſein!“

Erſchüttert begegnete mein Auge dem Blicke des Oberſteigers, der wie eine unabweisliche Hand in mein Aller-Innerſtes zu langen ſchien. Gottlob, daß es nicht zu Boden zu fallen brauchte, dieſem ehrlichen, hellen Greiſenauge gegenüber. „Oberſteiger," ſagte ich ihm in tiefer Bewegung, „ich kann Euch mein bisheriges Leben nicht aufdecken, weil es nicht mein Geheimniß iſt. Aber genügt Euch das Ehrenwort eines Mannes als Bürge für ſeine Unſchuld? Ich habe viel gefehlt und geirrt im Leben, denn ich bin jung, und habe trotzdem noch mehr gelitten als gefehlt; aber ich kann Euch und dem lieben Tageslicht noch gerade in's Angeſicht ſehen und es laut in dieſe Luft hineinrufen: Ein Frevel, eine Schuld in Eurem Sinne laſtet nicht auf dieſem Haupte!" Heftig ſchüttelte mir der Alte die dargebotene Hand, und wir gingen ſtillſchweigend ein Paar Schritte neben einander, er meinem Entſchluſſe nachſinnend, ich in Gedanken an eine frühere Zeit verloren. „Noch Eins," hob Jener auf einmal wieder an, „ich frage jetzt nicht als Oberſteiger, ſondern — als Vater. Nicht wahr, Ihr bleibt nicht bei uns uu Deren willen?" Seine zitternde Hand wies auf ſeine Tochter. Sie ging mit geſenktem Haupte neben Haſe, eine zierliche Geſtalt, wie ſie unter dem ländlichen Strohhut, ein Körbchen am Arm, vor uns hinſchritt. Ich verſtand die Beſorgniß des Vaters. Ach, er ahnte ja nicht, wie wenig Grund ſie bei mir hatte! „Nein," ſagte ich wehmüthig, „ihretwillen bleibe ich nicht. Sie hat mich zuerſt begrüßt in meiner neuen Welt, ſie ſtand als Engel an der Pforte des Paradieſes, aber — von mir hat ſie, habt Ihr nichts zu fürchten. Sie iſt ja

ein Mädchen! Für mich lebt dieſes Geſchlecht nicht mehr!!“

Der Oberſteiger ſah mich mitleidig von der Seite an. „Wehen Eure Schmerzen von der Gegend, junger Herr,“ ſagte er, „dann geduldet Euch, ſie werden noch ausheilen. Das iſt wie mit der Rinde des Bäumleins. Eure Hand ſchneidet einen Namen hinein, da fließen die hellen, koſtbaren Tropfen heraus, als wolle der Quell nie verſiegen gehen, und die weite Wunde klafft gräßlich auf. Ein Jahr oder zwei, und über den Namen iſt Baſt und Moos gewachſen, und wenn der Baum eine tüchtige Natur hat, merkt er nicht einmal 'was davon.“

Ich ſchüttelte den Kopf. Er konnte nicht wiſſen, wie es mir ergangen war. Seine Zweifel waren gerecht, aber Du .... nicht wahr, Du glaubſt an mein Gelübde?

Genug, Eckart! Als wir zu Hauſe ankamen, hatte ich mit Braun abgeſchloſſen. Er wollte mich nicht verſtoßen, gelobte er mir, und ſtellte mich ſeiner Tochter und ſeinem Eidam als neugeworbenen „Lehrhäuer“ feierlich vor. Mein Auge ruhte auf Dorothea's unſchuldigem Geſichte; es wurde, eben noch von der Luft und vom Wege roſigfriſch, jetzt plötzlich bleich und wandte ſich gewaltſam lächelnd zu Haſe, der mich mit herausfordernden Blicken maß. Ich ſagte den drei Menſchen, was mir der Augenblick eingab, um ſie zu beſchwichtigen, und eilte hinaus, meine eigene Aufregung ihnen zu verſtecken.

Tags drauf ritt ich in das einige Meilen entfernte Landſtädtchen, mein Pferd zu verkaufen und mich vollends

zum Knappen umgeſtalten zu laſſen. Für dreißig Goldſtücke gab ich mein edles, königliches Thier in jüdiſche Hände, und, Eckart, als es von dannen geführt wurde, mit den treuen Augen ſich groß nach mir umſehend, da regte ſich der letzte Funke von ritterlichem Gefühl in mir. Ich mußte eine Thräne unterdrücken. Wahrlich, nicht das rührte mich ſo gewaltig, daß ich von dem letzten Zeugen und Genoſſen eines glänzenden Lebens ſchied, nein, es war ja mein Wille, dies ganz zu vergeſſen und zu verleugnen, ſondern mich ſchmerzte der Verluſt an ſich. Sie — Du, Dein Kind, Dein Weib — das Grab meiner Mutter — und nun mein Bayard, mein ſchönes, mein treues Thier! Sind wir nicht Kinder in unſerem Stärkſten?

Von dem Erlöſe ſtattete ich mich prächtig aus. Ein vollſtändiges Bergmannshabit, von der ſteifen Mütze bis herab auf die ſchweren Lederſchuhe, ſammt allem nöthigen Werkzeuge, war bald angeſchafft, da es hier, in einer ganz bergmänniſchen Gegend, Vorräthe für alle Bedürfniſſe der Erdgeiſter gibt. Aus meinen bisherigen Kleidern ſchnürte ich ein Bündel, hing es am Stocke über die Schulter und ſchritt ſo, ein neuer Menſch auch von außen, zum Thore wieder hinaus.

Es war ſpät Abends, als ich in Mariaſtein anlangte. Braun ſaß mit Haſe vor der Hausthüre, Dorothea ſtand am Brunnen. Sie kannte mich nicht, als ich an ihr vorüberging; ich mußte zu ihr herantreten und ſie mit einem lauten Gruße aus ihren Träumereien wecken. Ohne ein Wort zu reden, muſterte ſie mich lange und reichte mir nach einer tiefen Pauſe die Hand. „Möchte es

Euch nie gereuen," ſprach ſie leiſe, hob ihren Zuber auf die blonden Flechten und ging davon. Die Männer ſchüttelten mir, gleichfalls ſehr ernſt, die Rechte; der Oberſteiger erklärte, da wir nun in einem anderen Verhältniß zu einander ſtünden, müßte auch unſer häusliches Zuſammenleben nothwendig enden. Er habe ſich nach einem paſſenden Quartier für mich umgeſehen, und morgen früh könne ich mit meinen Sachen unten in's Dorf zu einer rechtlichen Frau ziehen, deren Mann kürzlich geſtorben ſei; in dem Hauſe fände ich alles, was ein Häuer brauche, und ein Weiteres tauge jetzo für mich nicht mehr.

Ich fügte mich ſeinem Willen. Ehe ich ſeine gaſtliche Schwelle verließ, hatte ich noch mit Dorothea einen ſeltſamen Auftritt. Sie half mir meine Kleider einpacken, und bei der Gelegenheit fiel mir der Reſt meines jetzigen Beſitzes, vierundzwanzig Goldſtücke, wieder in die Hände. „Döreken," ſagte ich zu ihr und ſuchte in Scherz leicht einzukleiden, was ernſtlich gemeint war, „für einen Häuer paßt ſo viel Geld auch nicht; der muß von ſeiner Hände Arbeit leben. Du wirſt nun bald Frau Berggeſchworene ſein und Deinen eigenen Haushalt haben; wie wär' es, wenn Du es als Hochzeitsgeſchenk von mir annähmeſt?" Sie blickte erſtaunt auf, als ich die kleine Börſe in ihren Schooß ausleerte. „Die Schätze!" ſprach ſie und ließ das gelbe Metall nachdenklich durch die Finger laufen. „So viel Reichthum hab' ich mein' Tage noch nicht zuſammengeſehen!" — „Er ſei Dein, mein Kind," wiederholte ich, „und trage in dieſen Händen die ſchönſten Früchte." — „Soll mich mein Gott bewahren," rief ſie mit Abſcheu, „das Sünden-

geld anzunehmen, dafür Ihr Euren lieben Braunen verkauft habt! Und nun gar — ein Hochzeitsgeſchenk — von Euch! Ich bitt' Euch, nehmt die Münzen zurück, ſie brennen mir wie Feuer im Schooße!"

„Döreken," ſagte ich beleidigt, „thut es Dir denn ſo hart, eine Gabe von mir anzunehmen?" Sie ſchlug die Augen nieder und antwortete keine Sylbe. Ich ging weg von ihr und ſtellte mich ſchmollend an's Fenſter. „Lieber Felix," hörte ich kurz darauf dicht an meinem Ohr flüſtern. Ich drehte mich um. Da ſtand Döreken hinter mir. „Was iſt das?" fragte ſie, indem ſie erröthend ihr Halstuch abwarf und eine Schnur Perlen hervorzog, die ſie unter dem Mieder trug. — „Das Halsband, das ich Dir geſtern mitgebracht habe." — „Felix, Haſe wollte nicht, daß ich es tragen ſollte; heute morgen, ehe er in die Grube fuhr, ſah er es an mir und verbot es. Seid Ihr nun zufrieden?"

Die blauen Augen des Mädchens ruhten mit einem Ausdrucke auf mir, vor dem ich innerlichſt erbebte. Ich dachte an die Worte des Vaters, mein Sinn umwölkte ſich. Wie ſie da vor mir ſtand, die unſchuldige Dirne, die Augen bald an den Boden geheftet, bald ſchwer und unſtät den meinigen begegnend, an allen Gliedern zitternd, trug ſie nicht auch ſchon einen Kampf und einen Schmerz unter jenem rothen Buſentuch umher? Allmächtiger Gott, wenn es möglich wäre —

Ich machte in hoher Aufregung einen Gang durch das niedere Gemach. „Mädchen," ſagte ich dann, hart vor ihr ſtehen bleibend und ſie ſtreng anſehend, „es iſt nicht fein, daß man ein Geheimniß vor ſeinem Liebſten habe

und ſeinem Willen verſtohlen zuwiderhandle.“ Sie bebte, wie ein Espenlaub. „Gib mir jene Perlen, Döreken,“ fuhr ich ſanfter fort; „wir wollen ſie hier zuſammen in Deine Truhe ſchließen, und Du verſprichſt mir, ſie nicht eher zu tragen, als an Deinem Hochzeitstage und dann erſt mit Haſens ausdrücklicher Erlaubniß.“ Sie nickte mir zu. Leiſe zog ich die Schnur aus ihrem Buſen heraus und fühlte dabei, wie ihre Schulter elektriſch unter meinen Fingern zuckte. Sie warf die Perlen haſtig in den Kaſten und eilte laut weinend aus der Thüre. Ich — ich ließ ſie gehen und weinen. Ich that es.

Eckart, nur dazu kein ſchulmeiſterndes Kopfſchütteln, kein Mephiſtopheles-Lächeln! Du entweihſt das Mädchen und meine Selbſtüberwindung. Ich weiß, Du hielteſt mich immer für das ſeltene Pracht-Exemplar eines platoniſchen Don Juan. Wenn Ihr auf der Univerſität Eueren Kneipen und Commerſen entgegengingt, höchſtens einmal einer hübſchen Griſette am Brunnen oder bei der Kirchweih echtſtudentiſch den Hof machtet, ſaß ich derweile mit einem Gretchen, einem Klärchen, einem Riekchen in irgend einer Bohnenlaube und half Gurken einmachen oder Garn wickeln. Das Weib hat nun einmal als Erſcheinung, als eigenes Leben einen Reiz für mich, den ich durch Beziehungen zu mir ſelber gern durchkoſten und ausſchlürfen mag. Von Sinnlichkeit iſt wenig in mir; meine Feinde ſelbſt müſſen mir das Zeugniß geben, ich habe niemals ausgeſchweift im gemeinen Sinne. Mein Intereſſe galt der Natur als ſolcher und ihrer erhabenſten Offenbarung, der Liebe. Ich habe keine egoiſtiſchen Studien gemacht und meine Kraft nicht an der Unſchuld

verſucht; ich ſpielte, wenn das tadelnswerth iſt, mit dem Affekte in eigener und in fremder Bruſt, und weil in mir ein nie verblühendes Liebeleben und das Bedürfniß nach inniger Gemeinſchaft mit einem Weibe wirkſam blieben, hielt ich es für kein Verbrechen, in dieſen Kreis zu ziehen, was als verheißender Gedanke zunächſt lag.

Dies mein Herz aus den guten, alten Zeiten! Eckart, Dir iſt es ja bekannt, welcher Blitz es zerſchmettert hat. Gott hat meinen Schwur gehört in jener Nacht, und ich glaube nicht, daß er ein Frevel war. Mein Schatten jagte in wahnſinniger Haſt rieſenlang neben mir her, wann der Mond auf Augenblicke die Wolken zerriß und mitleidiges Licht auf meine einſame Flucht warf. Da hab' ich die geballte Fauſt grimmig gen Himmel geſtreckt und wieder auf mein Herz gedrückt, in dem ein tödtlich-ſchönes Doppelbild nicht weichen und wanken wollte, und hab' es mit heiligen Eiden gelobt: Keine Liebe, kein Weib wieder auf Erden!

Sei alſo für Dorthchens Ruhe nicht in Sorgen! Sie trägt ein Leid in ſich, aber eines, für das ich nicht kann: ſie liebt Haſe nicht. Ihre feine, den Umgebungen in ſtiller Abgeſchiedenheit und Selbſtbeſchauung entwachſene Seele weicht ängſtlich den Begegnungen des ſtrengen, derben, aber trefflichen Mannes aus und ſtreckt die weichen, verlangenden Fühlhörner nach einem unbekannten Etwas. Meine Geſtalt ſoll dieſes Etwas nicht annehmen, mit meinem Willen niemals. Ich will mich zurückziehen von ihr, die mich meidet und ſucht, will mich umgeben mit der Kälte und Glätte des Weltmannes; wo ſie nicht ausreicht, mit Strenge; ſie ſoll mich nicht lieben, ſie darf es

nicht. Wirft man eine Perle, eine köſtliche, eben gewonnene, den Erſtling, der lange in keuſch verſchloſſener Muſchel geklemmt lag, wieder in einen bodenloſen Abgrund? Oder klammert ſich eine junge, reine Neigung um einen ausgeſtorbenen, dem Tode verfallenen Stamm, eine Epheuranke um Trümmer? — Wehe, daß mein Gleichniß lügt! Ja, ſie thut es! Ihr wäre beſſer, ſie würde mit der Wurzel ausgeriſſen, oder ſie kröche ewig am Boden fort!

Nein, Eckart! Nein, nein! ....

Seit einigen Tagen fahr' ich nun täglich ein mit den Uebrigen. Verlange keine Schilderung des erſten Eindruckes! Wähne auch nicht, in übertriebener Schwärmerei wiegte ich mich drunten ein bei fahlem Glimmen des Grubenlichtes. Ich thue ein tüchtiges Tagwerk, wie jeder andere Lehrhäuer auch. Zuerſt von Allen ſteige ich hinab, ſo will es die ſonderbare Rangordnung des Gewerkes, die den Oberſteiger zuletzt auf die Fahrt ſtellt; mein Ohr iſt ſchon an das ferne Brauſen unterirdiſcher Waſſer, an das Keuchen der Kunſtgezeuge gewöhnt, mein Auge ſchließt ſich nicht mehr, weder vor der grauen Finſterniß, die tonlos mich anſtarrt, noch vor den plötzlichen Pulver- und Flammen-Blitzen. Dort ſitze ich — lache mich aus! — den Fäuſtel in der Rechten, in meinem Gang, der oft ſo ſchmal und niedrig wird, daß ich mich platt hinwerfen muß, um ihn ausbauen zu können, und gehe den glimmernden Erzſpuren im todten Geſtein ſchleichend nach, und mein Hammer fällt, mein Arm hebt ihn wieder, die abgehauenen Brocken fliegen mir um das Haupt, der feine Staub in die Augen, meine Stirn näßt ſich, die

Schultern knicken und die Kniee, — Triumph, Freund! Ich vergeſſe mich! Eine tüchtige, körperliche Arbeit betäubt allen Seelenſchmerz, die Schweißtropfen beizen mein Gedächtniß aus, der Leib entſchläft, das Herz beſchwichtigt mit. Jeder Streich gegen die ſpröden Eingeweide der Erde thut mir einen neuen Blick in eine neue Welt auf; ich möchte ſo den ganzen Ball rundum aushöhlen, nicht aus Habſucht, wie die Anderen, nicht um Euch droben das unſelige Metall als Köder hinzuwerfen für Eure Laſter und Thorheiten, — nur um immer tiefer, tiefer einzudringen und erſt am Mittelpunkte ſchwindelnd ſtillzuſtehen. Eckart, Eure Gelehrten ſagen, es brenne ein ewiges Feuer darin. Ich fühle ſo etwas davon, ſeine Ahnung durchwallt mich wie eine behaglich-warme Flut, wenn ich einige Zoll weiter geſpalten habe und mein thöricht lauſchendes Ohr an den ſchmalen Riß drücke.

Abends, wenn der „Hundejunge“ — Du ſiehſt, ich bin ſchon ein ſtarker Techniker geworden — mein Erz in die Karre ladet, oder wenn der gefüllte Kübel in die Kaue hinaufgewunden wird, die über dem Schachte liegt, blicke ich mit einem komiſchen Stolze auf meiner Hände Werk. Kannſt Du begreifen, daß es mir neulich eine rechte Freude gemacht hat, als der alte Braun, gegenwarts mehrerer Knappen, mir beifällig die Schulter klopfte und zu mir ſagte: „Du biſt ein fleißiger Anfänger, Felix, allein der Menſch muß auch nichts übertreiben!“ Wie wenn dieſes Geſchäft Zweck, nicht blos Mittel, ein Leben, nicht blos Ertödten für mich wäre!

Haſe iſt mir ein wackerer Cicerone in meiner Unterwelt. Ein ſeltſamer Menſch! Sein Inſtinkt hat ihn

vor mir gewarnt, der erſte Abend trennte uns gleich entſcheidend von einander. Er haßt mich, ich fühle das an jedem Pulsſchlage in ſeiner Nähe, an jedem verſtohlenen Zornesblick, der aus ſeinen großen, grauen Augen auf mich zuckt. Aber einen Fuß auf die Fahrtſproſſe, und ſein Weſen wird wie umgewandelt. Ich bin ihm dann nur der jüngſte Lehrhäuer, den er als Geſchworener anweiſen und einführen muß in den edlen Dienſt, der ſeine ganze Seele einnimmt. Er iſt ganz Eifer mir gegenüber, ohne Härte, wie ohne Wohlwollen; alle Perſon geht ihm auf im Dienſt. Ich lerne unendlich viel von dieſem durch und durch praktiſchen Menſchen, nicht nur in der Grube mein Handwerk, ſondern auch droben, wo wir natürlich die wenige Zeit, welche der Bau freiläßt, trotz ſeiner ſichtlichen Abneigung gegen mich, doch oft genug mitſammen zubringen müſſen, das Leben außer dem Handwerk. Er iſt Bergmann vom Scheitel bis zur Zeh', redlich, feſt, verſchloſſen, kalt gegen alle Welt, ſogar gegen eine alte Mutter, bei der er wohnt, nur gegen Döreken nicht; allein ſeine Liebe trägt auch die Farbe ſeines heftigen, mit ungemeiner ſittlicher Kraft zuſammengehaltenen Weſens, eine ungeſtüme, begehrliche Zärtlichkeit und eine gegen ſich ſelbſt, wie gegen ſeine Braut despotiſche Treue.

Gewöhnlich gehen wir Feierabends ſelbander heim, am Hauſe des Oberſteigers vorüber. Seine Braut muß dann am Fenſter ſtehen, ſie nickt ihm zu, er ſagt: „Guten Abend, Dore," und damit ſchreitet er kurz vorbei, mit ſeiner Mutter zu eſſen. Ich begleite ihn, denn wir ſind nächſte Nachbarn. Sonderbarer Weiſe war es mir an

einem der erſten Abende begegnet, daß ich in Gedanken an eine frühere Zeit die Tochter des Oberſteigers ſtädtiſch grüßte, ich nahm mein Barett ab. Haſe blickte mich unendlich finſter an. „Herr Felix," ſagte er, „laſſen Sie das gefälligſt unterwegs; unſere Dirnen ſind das nicht gewohnt, und wir ſehen es nicht gern, wenn ihnen Fremde fremde Dinge in die Köpfe ſetzen." Betroffen entſchuldigte ich mich, er ſchwieg. So nennt er mich außer der Grube fortwährend „Sie" und „Herr", drinnen „Du", während der Alte ſich längſt gänzlich in ſein ſtätes Verhältniß zu mir gefunden hat. Neulich entſchlüpfte mir in der Arbeit ein halblauter Fluch; ein Knappe, der an mir vorübertappte, ſetzte ſeine derben, eiſenbeſchlagenen Sohlen gerade auf meine linke Hand, mit der ich mich auf den Boden ſtemmte. Haſe ſtand nicht weit von mir und hörte mein geknirſchtes „Donnerwetter". „Felix," rief er mir zu, „in der Grube und beim Bau flucht kein Menſch nicht, das zieht Wetter und Schwaden an. Merk' Dir das!"

Siehſt Du, ſo iſt dieſes primitive Völkchen. Mit allerlei frommem Aberglauben ſpielen ſie noch, und eine erklärliche, vielleicht nur der Form nach beſtehende Gottſeligkeit ſcheint ihnen durch ihr gefährliches, abgeſchiedenes, todtes Werk erb-eigenthümlich zu werden. Nicht fluchen in der Grube! Und Ihr in Euren Salons flucht in allen Sprachen, wenn Rouge ſtatt Noir fällt, Eure Kirchen hallen heimlich wieder von gottesläſterlichen Seufzern, in Euren Geſellſchaftszimmern ſchneidet die Bosheit, der Neid, das Vorurtheil ungeſcheut und von Amtes wegen den guten Namen entzwei, eines Bettels halber!

Wie rührt es mich, wenn jeden Morgen „vor Anfang der Schicht“ alle Knappen im „Zechenhauſe“ zu Geſang und Gebet ſich verſammeln, der alte Oberſteiger, ſein Mützlein von dem grauen Scheitel nehmend, mitten unter uns! Es iſt wahr, viele von den Burſchen ſehen verzweifelt, ſtumpf und gleichgiltig drein; allein ſie rütteln doch wenigſtens nicht an der Form, und wo willſt Du im Reiche des Ueberſinnlichen ihren Anfangs- und ihren Endpunkt ſtecken, wie ihre Wirkungen arithmetiſch beſtimmen?

Fühlteſt Du, wie wohl mir dieſe patriarchaliſche, gemüthliche Ruhe des thätigſten Lebens behagt! Es macht einen unendlichen Eindruck auf mich, und meine ich, auf jeden Menſchen, alltäglich zu einer beſtimmten Lebensaufgabe geweckt zu werden. Ich habe aber ſelbſt nicht geglaubt, daß gerade eine mechaniſche, die phyſiſche Kraft erſchöpfende Arbeit ſo auf das geiſtige Theil mitreagiren könne, wie ich es jetzo an mir erfahre. Wahrlich, denen es in Euren Kreiſen des Staates und der Geſellſchaft zu eng wird, die die überfeinerte, mit tauſend tödtlichen Stoffen zerſetzte Stickluft Eurer Sphäre zur Verzweiflung bringt: Die ſollten zu den einfachſten, urſprünglichſten Beſtimmungen des Menſchen umkehren, im Schweiße ihres Angeſichts das Feld bauen, auf freier Triſt ihre Heerde weiden, durch den Forſt pirſchen, nicht zur Kurzweil, ſondern zum täglichen Unterhalt. Thörichte Beſorgniß, als ob eine ſolche Thätigkeit das geiſtige Leben erlahmen laſſe! Der heilige Paulus war ein Teppich-Weber, Spinoza ſchliff Brillen, der proteſtantiſche Geiſtliche meiner Vater-

ſtadt — Du kennſt den alten, ehrlichen Magiſter! — war, Dank ſeiner ärmlichen Beſoldung und ſeiner deſto reicheren Familie, ein gelernter Bürſtenbinder. Und wenn auch; geſetzt ein Drittel Eurer ſpinnwebenen Spekulationen zerriſſe, ehe ſie in Büchern oder im Leben flattern, geſetzt eine Menge Ideen würden in den künſtlich überhitzten Brutöfen Eurer Gehirne nicht flügge: Eckart, glaube mir, die Zeit ginge ihren Schritt doch fort. Denn uns fehlt es mehr an einer tüchtigen, materiellen Kraft, an einem äußeren Impuls, an der Verjüngung und Stählung des phyſiſchen Lebens, als an geiſtigen Elementen, die ja genug außer dem Wirklichen ſchweben und ſchwanken, ohne daß aus ihren unbefruchteten Atomen eine neue Welt entſtünde. Uns thut ein Krieg noth, keine philoſophiſche Schule, eine Revolution, nicht ein diplomatiſches Syſtem, Blut, nicht Tinte, Flamme, kein Licht! ... Und wenn ich.....

Wie komme ich denn aus meinem Hafen wieder in Euere Stürme? Ich bin ein Kind. Hier in meiner hohlen Hand halte ich den geſtrigen Wochenlohn, ein Dutzend Silbermünzen. Sie wiegen meinem Bewußtſein ſchwerer, als die Tauſende, welche meine Pächter ſonſt in meine Hauptkaſſe ſchütteten. Es iſt etwas daran, daß erworbenes Geld, mit Schweiß und Blut der eigenen Arbeit geſegnetes, uns erfreut, nicht weil es edles Metall iſt und einen gewiſſen Werth hat, ſondern weil ein Theil unſeres Seins in ihm uns zurückgegeben wird — oder, willſt Du es einfacher haben, weil es unſer tägliches Leben friſten muß.

Geſtern habe ich dies Geld erhalten, Samſtag Abends. Im Hauſe des Oberſteigers verſammeln ſich dann die Knappen, Braun ruft ſie, Einen nach dem Anderen, namentlich auf und zählt ihnen auf den großen Eichentiſch ihren Lohn. Du ſollteſt die Freude und das Schmunzeln dieſer rohen Geſichter ſehen, wie die Alten es ſorglich einwickeln, um es an Weib und Kind mitzubringen, während die Jungen es leichtſinnig in die ſammtbeſetzte Brufttaſche gleiten laſſen. Morgen iſt Sonntag, da hüpft es drüben im Dorfe wieder heraus bis auf den letzten Heller.

Mein Part wandert in die Hände der Wittwe, bei der ich wohne. Sie beſtreitet dafür meinen ganzen, ungeheueren Haushalt, den ihrigen miteingerechnet. Bedürfniſſe außer Hauſe habe ich nicht; ich müßte ſie erſt künſtlich ſchaffen. Mit meinen Knappen zu Spiel und Tanz gehen? Eckart, ſo weit vermag ich die Natur doch nicht zu treiben, und dann, ſie lieben mich nicht, ſie gehen mir aus dem Wege. Natürlich. Zum Oberſteiger? Er iſt mit ihnen, Niemand daheim, als Dorothea, vielleicht Haſe in zärtlichem Verein bei ihr. Nein, ich bleibe. Meine Sonntage gehören Dir — und der Vergangenheit. Alle ihre ſinnlichen Zeichen und Mäler ſind nun verbannt. Den Schlüſſel zu dem ungeheueren Kleiderſchrank, in den ich meine Puppe warf — ein dunkler Nachtfalter iſt daraus entkrochen — den habe ich jüngſt vergraben oben auf der höchſten Spitze des Mariaſprings. Nur Federn, Papier und, aus alter Zeit, ein Bild, das ich am Herzen trug in der Nacht, da ich verrathen ward, unterſcheiden meine

Zelle noch von der eines jeden Häuers und Knappen auf Mariaſtein. Ja, ein Bild. Zürne meiner Schwäche! Ich habe es vernichten wollen, und meine Hand verſagte mir den Dienſt. Dort hängt es im dunkelſten Schatten, tief vergraben wie in meinem Herzen. Mein Auge wendet ſich gewaltſam von ihm weg. —

Umſonſt, umſonſt! Eckart, laß mich niederfallen vor dem Bilde und es anbeten! O laß mich!

III.

Felix an Eckart.

Meine Seele iſt wüſt und leer. Sie liegt lechzend vor dem Herrn, gleich der brennenden Flur, über der der Sommer brütet, gleich jenen unfruchtbaren Felsmaſſen, worauf die Strahlen der Auguſt-Sonne wie ſpitze Pfeile zurückprallen, von keinem Luftzug bewegt, von keiner Quelle genetzt, von keinem Gewitter empört. Ich habe nur einen Wunſch: Sterben! Gib mir einen großen Schmerz oder eine große Freude, wenn Du nicht willſt, daß er in Erfüllung gehen ſoll, und das auf die ſchrecklichſte Weiſe. Verhungern iſt entſetzlich; aber an geiſtiger Leere verenden, langſam, rettungslos, ſtündlich die Krallen eines zerfleiſchenden Ueberdruſſes in den überſättigten Eingeweiden — das iſt entſetzlicher!

Die Grube nimmt mich auf wie eine Mutter in dieſer Zeit. Ja, wie eine rechte Mutter. Ihr wißt draußen nicht, wie gut und wie lieb dieſe Erde iſt. Im Sommer, wenn droben alles verſengt und zitternd ſteht, umfängt ihre Kühle beſchwichtigend alle Sinne; im Winter hält ſie den Froſt und die Erſtarrung von ihren Nächſten

freundlich ab. Iſt das nicht ganz ein mütterliches Herz, das im Strahl des Glückes erfriſchend und gleichmüthig über ſeinen Kindern hängt und in den Schmerzen äußerer Kälte ihnen mit dem eigenen Herzblute Wärme, im geborgenen Schooße Schutz bietet?

Heute Morgen war ich trotz des Sonntags eingefahren. Geſtern hatten wir vor Ort ſo viel Eiſenſtein gefördert, daß die Jungen es heute noch in die Kübel und Tonnen ſchaffen und bis zum Haspel bringen mußten. Als jüngſter Häuer ſtand ich ihnen bei und führte Aufſicht über ſie. Meine Ermattung hatte mich auf die Steinhaufen hingeſtreckt, nur von fern meinte ich das Gepolter und Geraſſel der Karren zu hören. Nie bin ich in einem ähnlichen Zuſtande geweſen. Ohnmacht iſt eine Wohlthat gegen dieſe lebendige Erſchlaffung. An die Wände des Schachtes pochten in gleichmäßigem Schlage leiſe-rauſchend die unterirdiſchen Waſſer, um mich tropfte und glitzerte es von dem ſchwarzen, kalten Geſtein heimlich nieder, und aus dem Stollen ſeitwärts ſtahl ſich ein graues, grämliches Streiflein des profanen Lichtes in dieſe ewige Nacht. O, ich hatte ſündige Wünſche, wie ich mit drehendem Kopfe, zerſchlagen an allen Gliedern, noch mehr geknickt in den Federn meiner geiſtigen Maſchine allein da drunten lag, von Keinem geſehen, von Keinem vermißt. Wenn die Waſſer jetzt plötzlich durchbrächen! Wenn jener überhangende Block zuſammenpraſſelte und mir den Rückweg zu den Lebendigen verrammelte! Wenn ein Kobolt, ein böſes Wetter verheerend, wie der Khamſin durch die Wüſte, durch dieſes Gebäu fegte und den letzten, mühſelig heraufgewundenen Athemzug meiner todtwunden Bruſt

erſtickend an ſeine ſtockende Quelle zurückjagte! Geſchehe, was will! Ich wäre ruhig und mit einem kindiſchen Vergnügen liegen geblieben, gedankt hätte ich's dem Waſſer, dem Stein, dem Wetter, die mir die Mühe ſparten, mich aufzurichten, die ſchmutzigen Sproſſen der Fahrt auf Händen und Füßen wieder hinanzuklimmen und droben im Sonnenbrande ſchwindelnd zuſammenzuſtürzen.

Das Mädchen meint, ich ſei krank. Der Alte ſchilt, daß ich mich übernommen habe, und glaubt, nun käme die Reue ſchon. Fürchte Dich nicht, ehrlicher Oberſteiger! Ich bin Deinen Gnomen, Deiner Unterwelt verfallen, ſeit ich das erſte Brod drunten brach und den erſten Schlag gegen die ſpröden Gewölbe führte! Haſe ſieht mich grollend an und ſchweigt; er findet auf dem bleichen, verwelkenden Geſicht ſeiner Dirne den Widerſchein meines Leids. Mag's drum ſein! Beklagt mich, verdammt mich, liebt, haßt, ſcheltet, weint! Mich kümmern Euere Affekte nicht mehr; ein Abgeſchiedener wandele ich unter Euch. Mich ekelt ſelbſt mein mechaniſches Treiben an; ohne Widerwillen, ohne Luſt raffe ich mich von meinem elenden Lager auf, wenn ein neuer Morgen gleichgiltig an meine Fenſter pocht. Ich fahre an, ich baue, ich haue, — alles, ohne zu denken, ohne zu wollen, ohne es ſelber zu wiſſen. Meine Hände ſind hart geworden und empfinden den Druck des Fäuſtels nicht mehr, die Nacht drunten iſt mein Element und umwogt mich vertraulich, wie ſonſt das Kerzenmeer meiner Säle, die rauhe Arbeit geht mir raſch und leicht von der Hand, und ich empfinde eben ſo wenig dabei, als ich ſonſt that, wenn ich die Päſſe der vacirenden Handwerksburſchen viſirte oder am Hofe irgend eine großartige

Funktion meiner diplomatiſchen Stellung verſah. Maſchine, alles eitel Maſchine, alles ewig Maſchine! Geiſt und Leib, ſie drehen ſich auf knarrenden Rädern; ſtelle ein Reſſort anders, und das Werk nimmt einen entgegengeſetzten Gang, zerbrich — Du kannſt es mit dem leiſeſten Drucke Deines kleinen Fingers! — eine Schraube, nur einen Zahn; ein Härlein ſchiebe dazwiſchen, und die ganze Herrlichkeit hat ein Ende, ſteht mit einem Augenblicke ſtill oder läuft in raſender Geſchwindigkeit ab, bis die Kette zerſprengt iſt. — „Und darum Räuber und Mörder!?“

Lächerlich, daß wir hier unten uns abmühen, um Euch das elendeſte Metall von allen, die Ihr beſitzt, das gemeinſte, hinaufzufördern! Wie oft muß unſer Arm ſich heben und niederfallen, wie oft unſer Rücken ſich krümmen, unſer Knie ſich beugen, wie viele Fäuſte müſſen thätig ſein am Kübel, am Haspel, am Göpel, am Pochwerk, in der Wäſche, im Hammer, um Euch ſo viel Eiſen zu geben, daß ein Bauer ſeine Pflugſchaar damit beſohlen kann oder ein Stadtſoldat ſeine Lende waffnen! Und nur in der Hülle eines feſten Steines erſcheint dieſes Metall, nirgends gediegen, wenn es nicht der Himmel als giftigen Hohn unſerer Mühſal zu Zeiten in den Meteorſteinen uns fertig vor die Füße ſchleudert! Ja, wenn es noch Gold wäre, edles, köſtliches Gold, wofür Ihr Euren Herrn und Meiſter droben verrathet und Eure Treue verkauft! Aber Eiſen, gemeines Eiſen! Der Stutzer duldet es nicht einmal an ſeinem Stiefel, und ein Kammerherr fällt in Krämpfe, wenn er es entblößt ſieht in der Rechten eines friedfertigen Wachtparade-Püppchens!

Mich weht nur eine ferne, träumeriſche Hoffnung in meinem Thun an. Wie ich hier, ſo arbeiten Zehntauſende, bald vielleicht Millionen und wühlen in geſchäftiger Habſucht ſich ſtets tiefer und weiter und geſchickter in die Erde ein. Zu Zeiten meine ich ſchon das entlegene Klopfen und Pochen des nächſten Baues in dem meinigen hören zu können. Wie nun, wenn die Schätze, die wir aus den Eingeweiden unſerer Mutter reißen, erſchöpft ſind? Wenn ſie die leeren Hände jammernd ausſtreckt und den Ungeſtümen nichts mehr zu geben hat, weder dem Geize Gold, noch Eiſen dem Zorne? Oder wenn wir die Schale von innen ſo zernagt und zerbohrt haben, daß der Kern ſie nicht mehr tragen kann? Und mag es Jahrtauſende dauern, Milliarden menſchlicher Zeitmaße, — einmal muß doch dieſes Reſultat zu Tage kommen, daß drunten zwei Mineurs lachend die Zähne gegen einander fletſchen, Der von Oſten grabend, Jener von Weſten, oder daß Eure geſammte Herrlichkeit, baufällig und untergraben genug, in unſere Schachte und Stollen herunterſtürzt. Wer dann juſt „vor Ort“ ſäße und hier den Zopf eines konſtitutionellen Staatsminiſters, dort die blonde Perrücke einer modernen Aſpaſia als Boten der Oberwelt anlangen ſähe! Und wer, nach Jahrtauſenden wiederum, das Golgatha unſeres Planeten heimſuchte, um foſſile Knochen und Verſteinerungen — es giebt deren jetzo ſchon genug! — für ſein Cabinet zu ſammeln!

Gemach, mein Eckart! ich lenke gleich ein.

. . . Deine Briefe ſind mir auf dem bezeichneten Schleichwege vor einigen Tagen zugekommen. Sei vorſichtig, ſchreibe ſelten, verrathe mein Geheimniß nicht! Du

haſt Unrecht mit Deinen Warnungen und Mahnungen. Was Du mir von Pflicht und Gewiſſen redeſt, findet kein Echo bei mir. Pflicht gegen Menſchen, die niemals ein Recht an mich hatten? Gewiſſen für Schamloſe, für Todfeinde, für Verräther? Nein, Eckart! laß ſie ruhen; meine Rechnung mit ihnen iſt abgeſchloſſen, und ſo wahr ich auf Gnade hoffe bei meinem letzten Richter, ich glaube mich nicht ſchuldig gegen ſie. In keinem Punkte. Auch erzählen und ausmalen ſollſt Du mir nicht wieder von ihren Angelegenheiten; lieber gar nichts, keine Zeile von Dir, als Vorwürfe und Erinnerungen an etwas, das ich mit Gewalt vergeſſen will!

Ob Du Recht haſt mit Deiner Prophezeiung, ich werde mich nicht lange hier erhalten, weiß ich nicht. Ach, ich fürchte es beinahe. Nicht, daß ich meinem Plane und dem neuen Berufe ſo geſchwind untreu werden könnte, o nein! Allein meine Umgebung wird mich zwingen, den Wanderſtab abermals zu ergreifen. Der Sommer brütet hier mancherlei zu einer gewaltſamen Entſcheidung aus; wie Gewitterſchwere laſtet die Luft des Thales auf mir und auf meinen Nächſten, es muß ſich bald entladen. Zerſchmetterte es mein Haupt, ſtatt der unſchuldigen! Warum mußte ich den Blitz des Himmels auf ihre Friedens-Götter herabbeſchwören und trennend in die gemeſſenen, ruhigen Bahnen ihrer Exiſtenzen fahren, wie ein verheerender Komet? Jetzt zu gehen, beſitze ich die Kraft nicht; auch ſagt mir eine innere Stimme: es iſt zu ſpät!

Mein Bewußtſein ſpricht mich frei: ich liebe das Mädchen nicht. Kann ich es, wenn im Hintergrunde

meiner Seele noch immer jene Geſtalt mit den wahnſinnigen Augen und fliegendem Haar ſteht, wenn ihr dunkles Auge aus den zerrinnenden Nebeln eines mitternächtigen Traumes ſtarr und umflort, aber durchdringend in meine geängſtete Seele blickt? Nein, ich liebe das arme Mädchen nicht. Selten habe ich ſie geſehen, gewöhnlich nur an Sonntagen, wo ich allein mit ihr im Garten ſaß oder auf die Berge ſtieg. Jeden Abend iſt Haſe dort, und ich vermeide es, ihm zu begegnen. Sie ſelbſt kann ich nicht immer ähnlich vermeiden, — es würde unmöglich ſein und lächerlich obendrein. Ich habe wie ein Vater, oder klingt das zu pedantiſch, wie ein Bruder, ein treuer Freund dieſes ſchweigende, ſchöne Herz in meine Arme genommen und es aus dem Dunſt ſeiner niederen Atmoſphäre zu mir emporgehoben. Ich hatte leichtes Werk. Die Keime zu allem Edlen und Schönen lagen tief und ſicher in dem lockeren Erdreich, ich brauchte nur anzudeuten, zu vermitteln, nur aus meinen Erfahrungen und Anſchauungen abzugeben, was ihr zunächſt nöthig war, und, mich ſelber überraſchend, hob jeden Tag eine neue Blüthe, eine Hoffnung, ein frommer Glaube, eine jungfräuliche Weltanſicht, eine tiefe Kenntniß ihrer ſelbſt ſich aus dem Grunde ihres harmoniſchen Seelenlebens allmählich und natürlich empor. Sie ſaß zu meinen Füßen oben auf der höchſten Spitze des Mariaſprings, und ich erzählte ihr von der Welt draußen, von ihren Wundern und Wunden, den geheimen Schönheiten und den noch geheimeren Laſtern der großen Geſellſchaft, die ſie niemals kennen lernen wird — zu ihrem Heile! — Ich entfaltete vor dieſen blauen, begeiſtert auf mir ruhenden Augen das

Buch der Geſchichte mit ſeinen blutgetünchten Blättern, weiter noch das der Natur, ich zeigte ihr das menſchliche Herz, wie es iſt, ich lehrte ſie ihre Pflichten kennen und ihre Rechte an das Leben, und wog ihr mit unparteiiſchen Händen den reichen Segen vor, zu dem ſie der Herr berufen. Von dem Ringen der Leidenſchaft, von den tiefſchmerzlichen Zerwürfniſſen der Zeit und des Lebens ſagte ich ihr gefliſſentlich nichts, ſie ſollte nur wie einen Bienenſchwarm Eure große Welt von fern, dort hinter ihren Bergen, ſummen und weben hören; daß aber keiner Eurer Schmerzen ihren Stachel in dieſe reine Seele ſenkte, deß hatte ich gut Acht. Nicht einmal das Wort Liebe iſt zwiſchen uns genannt worden.

That ich auch ſo noch zu viel, noch mehr, als ich durfte? War es nicht meine Sendung, dieſe verirrte und verlorene Seele zu retten? Und konnte ich es hindern, daß das Geſchöpf ſich mit unſichtbaren Fäden an den Schöpfer hing, die — ich fühle das — um ſo weniger zerreißbar ſind, als ſie dieſelben aus ihrem innerſten Weſen ſpann und allein, ohne mein Entgegenkommen, mit überweiblicher Kraft an meine Seele heftete? Ich wiederhole Dir: ich liebe ſie nicht, meine Sinne ſchlafen ihr gegenüber. Sie iſt nicht ſchön, obwohl ich das nicht zum Beweiſe anführe, daß ich ſie nicht lieben könnte. Du weißt, ich verfluche die Schönheit des Weibes, und ich habe Grund dazu. Sie iſt ein Kind, ich bin ein Greis, wenn Du nach Ereigniſſen und Schmerzen rechneſt, auch an Jahren ein Mann, überreif. Außerdem ſteht mein Gelübde unverletzt und mahnend mir gegenüber, zwiſchen mir und dem Mädchen. Ich habe ſie noch nie berührt

ſeit dem Abend, da ſie mir, der zum erſten Male in Knappentracht vor ihr ſtand, die Hand reichte. Doch, — einmal. Eines Abends, droben auf Mariaſpring. Ich hatte ihr erzählt, wie glücklich ſie ſein werde, wenn ſie an Haſens Seite des Weibes ſchönſten Beruf, den der Gattin und der Mutter, erfülle. Still, wie gewöhnlich, ſaß ſie zu meinen Füßen, die großen, immer ſeltſam ſchwimmenden und feucht-ſtrahlenden Augen in den Schooß gewendet, ein Bild zitternder Ahnung, eine reine Lilie, in deren Kelch der erſte Thautropfen einer wonnevollen Verkündigung rieſelte. Mit einer unendlichen Rührung betrachtete ich die kleine, faſt zerbrechlich anzuſehende Geſtalt und legte, wahrlich! mit dem innigſten Vatergefühle, meine Finger ſegnend auf die blonden Lichter ihrer Locken, worin ſie einen kunſtloſen Kranz blauer Cyanen gewunden hatte. Langſam hob ſie die langen Wimper auf zu mir, ihr Auge tauchte wie ein Stern in den Fluthen meiner Blicke unter, und, ehe ich es hindern oder nur gewahren konnte, drückte ſie die bebenden Lippen, wie zwei Roſenblätter weich und zart, auf meine zurückziehende Hand.

Eckart, dieſer Kuß ſchauerte bis in die zarteſten Nerven meines Lebens. Der Krampf der Leidenſchaft und der Begier hat dieſelben Finger oft umſpannt, manchmal hat ein ſchönerer Mund heiß wie ein glühendes Eiſen ſich auf ſie gepreßt, manchmal ein nackter Arm ſie auf das wollüſtig wogende Kiſſen eines entfeſſelten Buſens niedergezogen; und dennoch iſt kein früherer Eindruck jemals ſo fein und ſo innig durch das Geflechte aller Adern und Nerven geleitet worden von den äußerſten Spitzen der

kaum angehauchten Hand bis an das erſtaunt ſtillſtehende Herz. Ich mußte mich abwenden, um ihr meine Aufregung zu verſtecken; traurig ſtand ſie vom Raſen auf und wir gingen, ohne ein Wort zu wechſeln, heim.

Deshalb mußt Du ſie nicht für eine Mignon nehmen, dieſes einfache, natürliche Kind. Das Gift der Sinnlichkeit ſchleicht nicht in dieſem unentweihten Leibe, und wäre eine gepreßte Inbrunſt in die Feſſeln jenes Mieders geſchnürt und eine wach-geküßte Begier, ſo würde das ganze Weſen des Mädchens im gewohnten Leben nicht ſo unbefangen, ſo kryſtallklar, ſo kindiſch-heiter zu einzelnen Stunden ſein. Ich kann ſie eben mit nichts erſchöpfend vergleichen, als mit der Natur ſelbſt; bald eine Mondnacht voll ahnungsreicher Dämmerung, bald ein klarer Sonnenmorgen mit tauſend muthwilligen Lichtern, aber immer einfach, ungeſchminkt, ganz ſie ſelbſt.

Am verwichenen Sonntag ſind wir drüben im Städtchen geweſen. „Wir müſſen uns," ſagte Vater Braun, „einmal ein rechtſchaffenes Plaiſir machen." Wir gingen deshalb aus der Meſſe nicht unmittelbar wieder nach Mariaſtein, ſondern blieben im „Rothen Ochſen" zu Mittag, namentlich als des Hauptdivertiſſements eines großen Schauſpiels harrend, das den Abend in der Scheune „zum Rothen Ochſen" von einer wandernden Geſellſchaft aufgeführt werden ſollte. Ich mußte mich, wollte ich nicht albern oder undankbar ſcheinen, der Partie mit anſchließen. Eckart, fürwahr ein rechtſchaffenes Plaiſir für mich! Ich bin nicht mehr verwöhnt, was die Bedürfniſſe meines leiblichen Menſchen angeht, denn meine Wittwe hält mich ziemlich kurz. Aber der Rothe Ochſe überſtieg denn doch

meine Kräfte. Ein enges, niedriges Bauerngemach mit Menſchen, Hunden, Hühnern, Fliegen und Dünſten angefüllt; unter rauchenden Fuhrleuten, zechenden Knappen, ſchreienden Kindern, wir an einem ungedeckten Tiſche, ich an des Oberſteigers Seite, Haſe mit dem Mädchen uns gegenüber, Döreken vergnügt, die Männer laut und lärmend, ich — nach Kräften aufgeräumt. Bis dahin hatte ich niemals den Luxus und die Comforts des großen Lebens eigentlich ſchmerzlich vermißt, denn im Hauſe des Oberſteigers herrſcht nicht nur ein verhältnißmäßiger Wohlſtand, ſondern auch, unter Dorthchens Auſpicien, eine ländlich-einfache Zierlichkeit. In meiner Zelle konnte ich das mir Mögliche ſelber thun, und für alle Entbehrungen entſchädigte mich ein ſtolzes: Tu l'as voulu! Aber hier — Nein, es war kaum zum Ertragen!

Das Schauſpiel des Abends ſollte allem erſt die Krone aufſetzen. Ich ſchenke Dir die Beſchreibung; es war eine jener ſogenannt humoriſtiſchen Scenen, mit denen uns unſere Genre-Maler und die Schriftſteller der großen Welt bis zum Ueberdruß beläſtigen. Eine Bühne von drei Quadratfuß, auf Fäſſern aufgeſchlagen, verhangen mit einer alten Bettgardine; durch das Dach ſchien der Mond, um die fließenden Lichter drinnen zu beſchämen. Im Einklange damit das Orcheſter und das Publikum, welches, ſeit einer Stunde verſammelt, mit Bier und Tabak ſeinen artiſtiſchen Genüſſen einſtweilen den Weg bahnte. Du weißt, mir fehlte ehemals der Sinn für ein Gemälde aus niedrigſter Sphäre keineswegs; noch als Student bin ich ja mit Dir hinter dem tragbaren Puppentheater der Jahrmärkte hergerannt, von Herzen ergötzt, wenn aus

dem gewürfelten Leinenüberzug des Theaters als Piedeſtal dieſer naiven Melpomene unten zwei ſtarke, männliche Füße mit ungeheuren Hufeiſen hervorlugten. Allein, mochte es von der Beläſtigung des ganzen Tages herrühren oder von einem in meiner Stimmung nur zu erklärlichen Abſcheu vor dem Lärmenden und Lächerlichen, ich konnte dem Puppenſpiel, womit die Darſtellung eröffnet wurde, nicht einmal eine grobkomiſche Seite abgewinnen. Haſe, aus anderen Gründen, ſchien ähnlich zu fühlen; ſein Ernſt, ſeine Nüchternheit, ſeine unwandelbare Ruhe gefallen ſich in „Kindereien", wie er es nennt, nicht. Deſto fröhlicher war der Alte, ein echt-kindiſches Gemüth, das den Marionetten gern laut zugejauchzt hätte; mehr als einmal mußte er ſein kurzes Pfeifchen wieder anbrennen, weil es ihm in Theilnahme und Erwartung ausgegangen war. Dorothea ſchien im Anfang zufriedener und heiterer als nachher; ich fürchte, ein Blick auf mich, dem ich zufällig begegnete, ſtörte ihr Vergnügen, oder ſie ſchämte ſich ihrer Luſtigkeit über Dinge, die mir kein Lächeln abzugewinnen vermochten. Sie wurde zerſtreut und verſank in Gedanken, die, wie die Augen klar verriethen, meilenweit von jenen Brettern und Puppen abſchweiften.

Die zweite Abtheilung des Schauſpiels bildete — Romeo und Juliet. Armer William! Du magſt Dich oft genug im Grabe umwenden, wenn man auf Hoftheatern Deinen Geiſt verſtümmelt uns mißhandelt; darum iſt es kein Wunder, daß an dieſem Abend Dein Rieſenſchatten nicht plötzlich unter den Erbärmlichen ſtand, die ihn herausforderten, und die elende Baracke, darin man Deinen

gottesläſterlichen Kultus beging, mit einem Streiche zertrümmerte! Dieſes Mal waren es — laut dem Zettel! — wirkliche Menſchen, welche das „rührende Schauſpiel mit zwei Mordthaten, einer Vergiftung und einer bengaliſchen Flamme zum Schluſſe“ darſtellten. O, wie ſehnte ich mich wieder nach Marionetten! Wie ſchmerzte mich durch das Ohr hinein die tiefſte Seele, wenn ich jene ſelben Worte, denen ich ſo oft entzückt gelauſcht hatte in beſſeren Tagen, hier gedroſchen, zerriſſen, ausgehöhlt, geſchrieen, wahrhaft beſtialiſch wiederfand! Rafael vermochte mit einer Linie einen weinenden Engel in einen lachenden zu verwandeln; fürwahr, die Schauſpieler überpochen ſeine Kunſt noch. Ich konnte es nicht länger ertragen; bei der Balkonſcene ſprang ich wüthend auf, brach mir durch die gedrängte und ſcheltende Menge einen Weg, ſtürzte aus der Thüre — mitten in die milde, laue, ſtille Mondnacht hinein, die wie ein erquickendes Bad meine Glieder anſpülte. Es war eine Romeo-Nacht, in ihrem Flüſtern glaubte ich von ferne Bellini's oder Gounod's Melodieen zu hören, und in den einzelnen, lichtgrauen Wölkchen, die über die Sterne flogen, ſchwebten die Schatten der unſterblichen Tragödie zu Verona.

Allein auf- und niederwandelnd, wartete ich geduldig das Ende der Affenſchande drinnen ab. Du magſt es meinetwegen thöricht nennen, daß ich mich über einen ſo natürlichen Umſtand erhitzen und ärgern konnte. Ich liebe unter allen Kunſtformen die Parodie, freie und unfreie, willkürliche und gezwungene, am wenigſten, jede Karikatur ſtößt mich ab, und der Spaß wird mir ekelhaft-unfläthig, ſobald er mit ſeinen kecken Beinen den gefährlichen Schritt

vom Erhabenen zum Lächerlichen macht und jenes noth-züchtigend in ſeine gemeinen Arme zieht.

Der Ochſenwirth ließ uns in ſeinem „Korbwägelchen“ — ein Gefährte, wie ich in meinem Leben kein abenteuerlicheres beſtiegen und geſehen habe — nach Hauſe fahren. Ein müdes, lahmes Thier, ſteinige Bergpfade, und der hölzerne Sitz, feſtgenagelt auf den beiden Achſen des Wagens, machten aus unſerer Rückkehr einen letzten Akt des Trauerſpiels. Der Oberſteiger fuhr; denn nur ihm hatte ſein „Gevatter“ das Pferd anvertrauen wollen, nicht uns jungem Volke. Haſe und ich hatten den Hauptſitz inne und mußten das Mädchen zwiſchen uns nehmen, damit ſie bei den ewigen Stößen und Schwankungen unſeres Phaëtons nicht einmal zu irgend einer Seite hinabgeſchleudert würde. Dorothea war ſehr ſtill. Man brauchte nicht erſt nach dem Eindrucke zu fragen, den die ſchönſte Offenbarung der Liebe, ſelbſt in dieſer unwürdigen Geſtalt, auf ihre Seele gemacht hatte. Es war das erſte Schauſpiel, das ſie ſah; ich erzählte ihr, wie viel tauſend Male ſchöner und herrlicher das alles ſei, wo die Kunſt ſelbſt, nicht das entartete Handwerk und die erbarmungswerthe Pfuſcherei das heilige Amt übernähme, den Dichter der Maſſe verſtändlich zu machen. Sie ſchüttelte leiſe mit dem Kopfe. „Das mag wohl wahr ſein, Herr Felix,“ ſagte ſie, „allein für uns arme, unwiſſende Leute iſt auch das ſchon ein Großes. Und ich meine, in der Liebe der zwei Unglücklichen und in ihrem Schickſale liege ſchon an und für ſich eine ſolche Herrlichkeit und Schönheit, daß die Lumpen der Komödianten ſie nicht verdecken können. Ach, wie werden mir die Worte ewig im Ohre klingen

und tönen: Entweihet meine Hand verwegen Dich, o Heilgenbild.“ — Damit ſagte ſie, ohne alle Affektation, die Worte Romeo's von der Maskerade ziemlich vollſtändig und mit einem ſo reinen, bebenden Klang ihrer Stimme her, daß man wohl hörte, wie ſie dieſelben aus tiefſtem, verborgenſtem Herzwinkel ſchöpfte, in den ſie, eine treibende Saat, niedergefallen waren. Mich überraſchte weniger die mechaniſche Fähigkeit, das Gedächtniß des Mädchens, denn gelegentlich hatte ſie mir ſchon früher ganze Lieder ihres Geſangbuches hergeſagt, als vielmehr die Empfindung, die ſie in den Vortrag zu legen verſtand, ohne ſich irgend eines Kunſtmittels bewußt zu ſein. Faſt erſchrak ich, wenn ich die Conſequenzen dieſes Abends verfolgte; ein Gemüth, ſo zur Schwärmerei geſtimmt und bei aller Naivetät und Natürlichkeit des Volkes ſo durch und durch ſentimental, mußte in eine ganz neue Phaſe eintreten, wenn es die Eindrücke der Shakeſpeare'ſchen Liebespoeſie erſt ganz in ſich aufgenommen hatte. Nun konnte ihr manches aus dem eigenen Innern klar werden, das beſſer niemals zur Erkenntniß gekommen wäre. Warum ein Licht in ihre Unbefangenheit werfen? Warum, wenn wirklich ſchon Zweifel und Zerwürfniſſe in ihr gährten, ſie zum Bewußtſein bringen? Warum durch dieſe Beſchränkung, durch die Idylle ihrer Exiſtenz die verklärten Bilder einer tragiſchen Leidenſchaft und eines übermenſchlichen Geſchickes ſchreiten laſſen?

Haſe that ſeinerſeits, was er vermochte, um die augenſcheinliche Wirkung zu paralyſiren. Als er mit der Waffe eines groben, herzloſen Spottes nichts ausrichtete, brach er in die offene Verwünſchung aus: „Hole der

Teufel alle Komödianten mit ihren roth angeſtrichenen Backen und den ſeidenen Fetzen auf dem verhungerten Bauche! Sie bringen andere Chriſten nur auf ſchlechte Gedanken mit ihren Alfanzereien und verderben Einem ein ordentliches Vergnügen dafür, daß man ihnen noch obendrein ſeine Sparpfennige nachwirft!“ Dorthchen hatte keine Antwort auf ſeine Schmähungen, als daß ſie weiter von ihm rückte. Ihre Locken flogen im Abendwinde dicht um meine Schläfe, und mein Arm, den ich mit Haſens Hand verſchlingen mußte, um ihr eine Lehne zu bilden, fühlte die elektriſche Wärme der jungen Glieder in ſich überſtrömen.

Spät kamen wir heim und ſchieden in ſchlechtem Frieden. Haſe gab mir noch eine derbe Pille mit in meine Einſamkeit: „Es gibt, mein Herr Felix,“ ſagte er zu mir, als wir vor meiner Thüre ſtanden, „auch außer der Komödie Menſchen, die mit ihren Nächſten und Beſten Komödie ſpielen, ohne ihr Geſicht zu ſchminken und fremde Redensarten abzukanzeln. Nicht wahr, Die muß man noch tiefer verachten, als Jene? Gute Nacht!“ Damit ging er barſch von mir, ohne meine Entgegnung abzuwarten.

Armer Haſe! Dein Stachel traf mich unverdient! Mit Dir, mit Deinem Mädchen, mit Deinem Glücke Komödie ſpielen? Wahrhaftig, nein, niemals!

Dem Manne folgt mein ganzes Mitleid. Er iſt hart und ungerecht gegen mich, und ich kann es nicht über mich gewinnen, ihm zu vergelten, wie ich nach dem weltlichen Begriffe von Ehre und Ehrenkränkung ſollte. Ich fühle nur eine Schuld gegen ihn, wenn auch keine gefliſſentliche.

Ich bin zwiſchen ihn und ſein Ziel getreten in dem Augenblicke, da er die ſichere Hand ſchon frohlockend danach ausgeſtreckt hatte; nicht mein Wille, ſondern mein Schickſal durchkreuzt die einzige Neigung, die, eben darum um ſo feſter und tiefer, auf dem Grunde dieſes ſteinharten Gemüthes Wurzel gefaßt hat. Was kann ich dafür? Er iſt zum Unglück geboren, gleich mir. Erfülle er denn ſein Schickſal, wie ich es gethan habe!

Sonderbares Leben dieſes Menſchen! Ein großes aber dunkles Unglück hängt über ihm, ohne Poeſie, ohne Abenteuer, ein trauriges, klein-bürgerliches Loos, ohne lärmende Freude, ohne beſtechenden Glanz, ohne tröſtliche Fernſicht. Sein Geiſt iſt gebildeter, als dieſe Sphäre es vorausſetzt; er hat die Welt geſehen und an Fremden gelernt. Sein Wille ſteht unbeugſam, als wäre er in ſittlichem Kampfe, Bruſt an Bruſt mit dem Unglück, Stirn an Stirn gegen den Schmerz groß geworden. Sein Herz hat nicht Vater, nicht Mutter, nicht Freund, nicht Bruder lieb, nicht einmal ſich ſelber; es hängt nur an einem Faden mit der Außenwelt zuſammen, und ich muß dieſen Faden zerſchneiden. Er wird hernach einſam und fremd durch das Leben tappen und nicht einmal das romantiſche Gefühl ſeines Unglücks als ſüß-herben Troſt in ſich tragen, weil er kein Organ zu ſolcher Selbſtanſchauung beſitzt.

Menſch, Du haſt ein Recht, mich zu haſſen, eine Pflicht ſogar. Warum tödteſt Du mich nicht?

IV.

Felix an Eckart.

Es iſt vorüber. Das Gewitter hat ſich entladen. Ich athme freier.

Zwiſchen meinem letzten Briefe und dem heutigen liegen ſechs volle Wochen. Ich bin krank geweſen, recht krank, ſagt mein alter Feldſcheer. Das aufgeregte, in ſeinen beſten Quellen vergiftete Blut hat ſich gewaltſame Wege gebrochen; ein wirres, Traum- und Fieberleben iſt durch meine Stille gefahren, nun bin ich ſchwach und erlegen, und meine bleichen Wangen ſuchen die Strahlen der Sonne, vor denen ich noch jüngſt in dem Schooß der Erde mich verkroch. Aber ſtatt des ſchönen, ſchwellenden Geneſungsgefühles, das uns ſonſt nach einem ſchweren Siechthume feurig wie ein junger Wein in allen Adern rollt, ſchleicht nur eine bittere, faſt verzagende Wehmuth in mir, und wenn ich die erſten fallenden Blätter im Winde rauſchen höre oder, am Fenſter ſtehend, in geballte Sturmwolken, Boten eines nahen Winters, hinaufſtarre: ach, Eckart! dann mein' ich in der kaum geheilten Bruſt hundert neu aufgebrochene Wunden zu fühlen, und eine

heiße Thräne ſtiehlt ſich in mein Auge: Warum fällſt Du nicht, wie ſie? Warum ziehſt Du nicht von dannen, wie ſie?

Deine Eliſabeth braucht ſich um mein Leben nicht zu ſorgen und zu härmen. Ich bin gerettet. Was langſam verſiechen ſoll, darf in keinem Erdſturze untergehen, und ein elendes Krankſein ſoll doch am Ende nicht mehr vermögen, als der Schmerz und die Verzweiflung? Nein, ich bin geſund, ich bin es!

Verdammt! Daß mein Leben wie ein ſchlecht erfundener Roman ſich verwickeln und löſen muß! Der Held fällt in ein Bruſtfieber, oder ſein Darmkanal entzündet ſich, oder ein Gaul ſchlägt ihn vor die Stirne, damit die erſte Liebhaberin Gelegenheit bekommt, als barmherzige Schweſter aufzutreten und mit Pillen und Mixtur an dem Kiſſen zu ſtehen und zu ſchluchzen und zu beten, bis der Held gerührt wird, ſich aufrichtet, die hageren Arme ausſtreckt: Dein, auf ewig! Der Vorhang fällt! Nun, ſo lache doch, Eckart! Du ſiehſt ja, es iſt ein Luſtſpiel: „ſie kriegen ſich!“

Wenige Tage, nachdem meine letzten Zeilen an Dich den gewohnten Weg gegangen waren, überfiel es mich, zuerſt in der Grube. Halb ohnmächtig mußte ich heraus und auf mein Zimmer geſchafft werden, meine Wittwe heulte wie ein bezahltes Leichenweib, der Dorfbarbier ſchlug mir eine Ader auf, das heißt, er metzelte ſo lange in meinem Fleiſch umher, bis das Meſſer zufällig eine zerſchnitten, und Abends war die Novellen-Kataſtrophe im vollſten Gange: Bewußtloſigkeit, Viſionen, Irrereden, händeringende Frauensperſonen, und ein matt erhelltes Krankengemach. Von dem zunächſt folgenden Zeitraume

weiß ich eben nicht viel zu berichten; bald tobend, wie ein Wahnſinniger, bald ſtarrſüchtig auf meinen Strohſack hingeſtreckt, empfing ich nur wie aus weiter Ferne, durch einen Nebel die Sinnen-Eindrücke der nächſten Umgebungen. Oft ſah ich eine weiße, weinende Geſtalt ſich über mich beugen, freundliche Hände wiſchten mir die ſchweren Todestropfen von der Stirne, und einmal, als der rothe Born meines Lebens wieder aus künſtlichen Quellen zornig ſprudelte und ziſchte, fühlte ich zweier Arme inniges Umfangen an der gequälten Bruſt, eine Stimme ſchrie, daß es grell und ſchmerzlich in meine Erſtarrung ſchnitt: „Felix, Felix! Du darfſt ja nicht ſterben!“ Dazwiſchen ging wieder das Bild eines alten, weißhaarigen Mannes, der mich bekümmert und kopfſchüttelnd anſah, und ein anderes Angeſicht, in dem Haß und Mitleid auf eine ſeltſame Art verſchwammen, meinem verhüllten Auge vorüber.

Die erſte Scene, die mein zurückkehrendes Bewußtſein wieder beſtimmt in ſich aufnahm, war eine ſo ſchreckliche, daß ich gern die ſatten Augen auf immer wieder geſchloſſen und mich in ewige Nacht zurückgeworfen hätte. In regungsloſer Ermattung lag ich da, unfähig, ein Glied zu rühren, nur mit der Wimper zu zucken oder aus der ringenden Bruſt eine Sylbe hervorzuſtoßen; aber ich ſah und hörte alles, was an meinem Schmerzenslager vorging. Dorothea ſaß auf einem hölzernen Schemel in ſich gekauert zu den Füßen meines Bettes; Haſe ſtand vor ihr, ſeine eiſerne Hand hart auf ihre Schulter gelegt: „Wir des Dir nun bald gefallen,“ knirſchte er, „Deinen unſchicklichen Platz hier aufzugeben?“ Sie ſchüttelte langſam

das Haupt. „Du haſt gehört," fuhr Jener fort, „was der Bader geſagt hat, alle Gefahr iſt vorüber, was willſt Du noch?" Sie wies, in ihrem Schweigen verharrend, auf mich. „Ich weiß es, warum Du bleibſt. Du liebſt ihn, Du wirſt zum Wortbrüchigen an mir, des Fants wegen, den ein böſer Engel in unſere Berge geführt hat. Ich wünſchte, er wäre mit ſeinem Pferde in den unterſten Abgrund geſtürzt, als er aus ſeiner infamen Welt ſich hierher rettete. Daß jene Gläſer und Tropfen, die Deine Hand ihm reicht, zu Gift würden" — „Halt," rief ſie plötzlich dazwiſchen, „Sie läſtern, Sie verſündigen ſich, möge Ihnen Gott verzeihen, was ich Ihnen verzeihe und jener Unglückliche auch, wüßte er, was um ihn vorgeht!"

Eine tiefe Stille folgte auf dieſen Wortwechſel. Haſe ſtand erſchüttert da, die Arme untergeſchlagen, bleich und ſteinern, ein Bild der gewaltigſten, mühſam verhaltenen Aufregung. Das Mädchen hatte ſich zwiſchen ſeinen Haß und deſſen Ziel geworfen, als wollte der jungfräuliche Leib mein Schild werden, wenn Jener die Fauſt gegen mich erheben könnte. Er that es nicht, ſeine Stimme kämpfte mit Thränen, er ſuchte die verweigerte Hand der Verlorenen zu faſſen, indem er, weich und beſchwörend, wie ich nie gehört hatte, auf ſie einredete. „Döreken," ſtammelte er, „warum kannſt Du nicht wiederum werden, wie Du warſt, bevor er es Dir angethan hatte? Froh, Deinen Geſpielen gut, mir treu, ein glückliches, ein ſeliges Kind! Kehre doch um, da es noch Zeit iſt; er verderbt Dich, hüte Dich vor ihm." — „O Gott, o Gott," ſtöhnte das Mädchen, die Hände ringend, „kann ich denn? Soll ich Ihnen lügen, Sie mit in mein Elend ziehen? Meine

Pflicht gehört ja Ihnen, gebieten Sie über mich, nur fordern Sie das Unmögliche nicht!“ Er brach in lautes Weinen aus bei dieſen Worten, ſah ſie durch Thränen funkelnd an — ein Blick, wie ihn keine Farbe, kein Laut der Erde wiedergibt, in dem eine unendliche Liebe und ein grimmiger Haß, die weichſte Reſignation und der gebietendſte Zorn einander jagten — noch ein Moment, und er war verſchwunden. Die Thüre fiel klirrend hinter ihm in's Schloß.

Das Mädchen blieb allein bei mir zurück. Ich ſah, wie die feine, zierliche Geſtalt jäh in ſich zuſammenknickte, ſie fiel auf ihre Kniee und begrub das blaſſe, thränenloſe Antlitz in die Decke, die meine Glieder verhüllte. Eine lange Weile lag ſie ſo; dann hob ſie ſich vom Boden auf, ſtrich ſtöhnend die blonden Haare aus der Stirne und trat zu mir, mich leiſe am Arme ſchüttelnd. Ihre Hand reichte mir den Löffel mit der gewohnten Arzenei, ihre Finger richteten ſtark und liebreich mein Haupt empor, daß es an ihrem Buſen ruhete und von ſeinem fliegenden Athem heiß angeweht wurde. Und ich — ich — —

Eckart, ſtoße dieſes Blatt ſchaudernd von Dir, wirf es zu Boden, tritt es mit Füßen, fluche mir, Eckart, in Deiner Todesſtunde, wälze das Urtheil ewiger Verdammniß ſchwer wie einen Felſen auf meine Seele —! —

Eckart, ich warf mich mit einer gewaltigen Anſtrengung zurück, und meine Rechte ſchleuderte den Arm des hilfreichen Engels weit von ſich.

Und nun keine Sylbe mehr! Ich kann nicht weiter. Meine Feder entſinkt der noch entkräfteten Hand — bis heute Abend.

* * *

Mein erſter Gang, als ich mich am Stabe wieder die ſchmale Treppe meiner Hütte hinabtaſten konnte, war in Haſe's Haus. Seine Mutter, ein widriges, altes Weib, das nur im Stolze auf ihren Sohn lebt und webt, empfing mich, wie Du leicht denken kannſt, nicht auf das Gütigſte und führte mich unter tauſend höhniſchen und biſſigen Bemerkungen in das Hinterſtübchen, welches „ihr Gottfried" bewohnte. Er ſaß, den Kopf auf beide Hände geſtützt, vor ſeinem Tiſche; am Fenſter ſtand der Oberſteiger und trommelte, abgewandt, auf die runden Scheiben. Es war ein Arbeitstag und dennoch Beide nicht in der Grube! Bei dem Oberſteiger überraſchte mich dies nicht ſo ſehr, als bei Haſe; Jener fährt nur bei außerordentlichen Gelegenheiten an, oder um die Arbeit der Knappen zu beaufſichtigen; für Haſe, den Dienſteifrigſten, war es aber ſicher das erſte Mal, daß er ſich ſeiner Obliegenheit entzog.

Kleinbürgerliche Trauerſpiele haben ein entſetzlich Peinliches; ich hatte das noch niemals ſo in der Nähe erfahren, zum Theil in mir ſelber, als an dieſem Tage. Wenn eine Leidenſchaft, wenn das Schickſal ſittlich große Menſchen oder excentriſche Naturen einander feindſelig gegenüberſtellt, ſo gibt dieſer Kampf bei allem Schrecklichen, das er bietet, immer noch ein erhabenes, ein göttliches Schauſpiel. Es gemahnt mich wie eine Feuersbrunſt, ein Sturm auf See, ein Erdbeben, wie ein Streit der Elemente. Verläuft ſich in die laue, gemäßigte Zone der Geſellſchaft par excellence einmal ein tragiſches Ereigniß, ſo hat über die Betheiligten der gute Ton und die noble Gewohnheit wenigſtens immer noch ſo viel

Einfluß, um das Gemeine und Ekelhafte fernzuhalten. Melpomene's Dolch ſtumpft ſich ab, er verwundet um deswillen nicht minder ſchmerzlich, allein er weicht doch nicht dem niedrigen Straßenprügel. Unter dem Ordensſtern und der diamantenen Stirnbinde muß auch die Leidenſchaft verſteckt werden; der Egoismus darf ſich nicht ganz nackt und bloß geben, und ſpielt in erhabenen Phraſen mit einander Komödie, während die Parteien ſich freilich lieber in die Haare fielen. Bei dem „Ungebildeten" hört aller Zwang der Sitte, wie alle Erhabenheit des Gefühles auf; Neid, Eiferſucht, Geiz, Haß, Widerwille offenbaren ſich hier auf die ſchonungsloſeſte Weiſe, und ſtatt eine tödtliche Wunde zu ſchlagen, bewerfen ſie den Verfolgten, Getroffenen ſo lange mit ihrem Koth, bis er das Feld räumt oder zuſammenſinkt, am Leben geſchlagen. Es iſt eine niedrige Beißerei unter Metzgerhunden, wenn Du jenes mit einem Kampf zweier Löwen oder Tigerthiere vergleichen magſt.

Haſe's Mutter übernahm die erſte Rolle. Ich erſtaunte über die Beredſamkeit, welche die ſchmutzige Sibylle entfaltete, indem ſie bald den Oberſteiger, bald mich mit ihren Schmähungen überſchüttete, bald ihrem Sohne ſchluchzend zuredete, er möchte ſich das einfältige Zeug nicht ſo zu Herzen nehmen, es gebe ja der Mädchen genug für einen Mann wie er, er könne mir es am rechten Ende mit Wucher wiederzahlen, und was dergleichen edle Gemeinplätze mehr waren. Wir Männer hielten uns, ihr gegenüber, ganz ſtill, ich beinahe betäubt und ſchwindelnd bei der furchtbaren, alle Mittel ungeſcheut und gierig handhabenden Leidenſchaft des Weibes. Als ſie erſchöpft inne

hielt, ſtand Haſe langſam auf, führte ſie an die Thüre und ſagte mit Ruhe zu ihr: „Mutter, nun hat Sie Zeit, daß Sie geht! Wenn ich Sie wieder brauche, werde ich zu Ihr hinunterkommen!“ Er öffnete und ſchob die Widerſtrebende mit langſamer Gewalt hinaus.

Als ich hierauf das Wort nehmen wollte, winkte er mir, zu ſchweigen. „Ich weiß, was Sie ſagen wollen,“ ſprach er finſter zu mir. „Sparen Sie Ihre dürftige Kraft; zwiſchen uns kann von einer Erklärung nicht die Rede ſein. Wäre ich ein vornehmer Herr wie Sie, ſo gingen wir mitſammen auf Mariaſpring und nähmen ein gut Paar Terzerolen mit. Ein halb Pfund Blei in die Luft verpafft, zwei Zoll weniger von Ihrem oder von meinem Fleiſche, im glücklichſten Fall ein Todter, — dann wäre uns geholfen. Ich bin aber nur ein Lump von einem Bauern oder Taglöhner; für uns ſind die feinen Ehrenkämpfe nicht gemacht.“

„Ich ſtehe Ihnen, wo und wann Sie wollen,“ ſagte ich entrüſtet. Er: „Daß ich ein Narr wäre! Ich habe mein Lebtag noch kein ſolch' Ding losgebrannt, und Sie könnten in's Fäuſtchen lachen, wenn ich meine Haut gutwillig zu Markte trüge. Nein, Herr Felix! davon iſt keine Rede nicht. Wir müſſen es ſchon eine Weile mit einander aushalten, ohne uns die Hälſe zu brechen.“

Hier drehte ſich der alte Braun um und blickte mit Augen voll Thränen uns Beide an. „Gottfried,“ ſprach er mit gebrochener Stimme, „heißt das wie ein Chriſt denken und reden, oder wie ein ehrlicher Bergmann? Schämſt Du Dich denn nicht in Deine verdorbene Seele hinein? Mir bricht und blutet ja das Herz bei dem Jammer

auch genug; aber kann er denn was dafür oder dawider?“

Du hätteſt die ehrwürdige Geſtalt ſehen ſollen, wie ſie, verſöhnend halb und halb gebietend, zwiſchen uns ſtand, wie die einfachen, frommen Worte ſo gar erhaben und groß in unſeren Streit herabfielen. O, ich wußte mich kaum zu laſſen vor Weh und vor Scham, ich hätte in die Erde ſinken mögen, und wäre meine Kraft, die phyſiſche wie die moraliſche, nicht durch das lange Siechthum gebrochen geweſen, ich würde Hand an mich ſelbſt gelegt und mit einem Schnitt den Knoten gelöſt haben.

Tags zuvor, ſo errieth ich aus dem nun ruhiger fließenden Geſpräche, war Haſe's Beſtallung zum Berggeſchworenen vom Collegium endlich eingetroffen, zu gleicher Zeit der Conſens zu ſeiner Verehelichung. Er hatte die wichtigen Papiere gleich zu Dorothea getragen und um ein letztes, entſcheidendes Wort in Faſſung und Ruhe gebeten. Die Unglückliche, der nahen Wirklichkeit gegenübergeſtellt, hatte jetzt erſt das ſchreckliche Dilemma ihres Lebens in ganzem Umfange begriffen; Du erräthſt leicht, Freund, wie ſie es löſte. „Ich kann die Ihrige niemals ſein,“ gab ſie dem Freier zur Antwort, umklammerte ſchluchzend des gebeugten Vaters Kniee und flüchtete, als ſie dort keine Aufnahme fand, in ihr Kämmerlein. Haſe zerriß hohnlachend den Conſens, faltete ſein Reſcript zuſammen und ſchied auf Nimmerwiederkehr von der Schwelle des gaſtlichen Hauſes. Der Alte blieb mit ſeinen Bekümmerniſſen allein zurück. Vielleicht wundert es Dich, daß er nicht mit einem ſtrengen Machtſpruche ſein Mädchen zur Erfüllung des übereilten Gelübdes anhielt? Laß ihn

auf dieſen Zweifel ſelber antworten in der Weiſe, wie er zu mir geſprochen, als wir am Abend des böſen Tages einen Gang auf die Höhe gemacht hatten: „Sie iſt mein einziges Kind,“ ſagte er, „mein Alles auf der Welt, ich habe ja nichts als ſie. Ich ſehe, wie ihr das Herz zerbricht, und vermag nichts für ſie zu thun, nicht einmal weinen kann ich mit ihr und darf ſie nicht in dieſe alten Arme nehmen, weil ich ja ihr zürnen und grollen muß. Aber zwingen kann ich ſie nicht; ſoll ich meiner Einzigen eigenhändig das Meſſer in die junge Bruſt ſtoßen? Nein, ſchlimmer: ſoll ich ſie langſam vor mir verſchmachten ſehen, weil ſie als Opfer eines vorzeitigen Verſprechens ſich an einen Anderen mit Leib und Seele verkauft hätte, als an Den, welchen ſie nun einmal nach Gottes Fügung lieb hat? Und dann, ich habe meinem Weib in die Hand verſprochen, auf ihrem Todtenbette — Gott hab' die Gute ſelig! — unſer Kind nicht zu zwingen, und ſie ſanft zu behandeln, ſie gehen zu laſſen, wie es ihre ſeltſame Weiſe will! Davor bewahren mich ja alle Heiligen, daß ich an meiner eigenen Frau zum Meineidigen würde und zum Mörder an meinem Döreken! Armes Döreken! Sie hat ja genug zu leiden und überall wenig Freud' auf Erden genoſſen!“

Der Alte ſchien mir ein Heiliger, während er ſo redete. Zwiſchen all' dem Tumult und der Verwirrung um ihn behielt er ſeine Ruhe, die tief und klar wie der Spiegel eines Sees das ehrwürdige Greiſenantlitz überfluthete. Der Schmerz hatte in dieſe kindliche Seele, ohne ſie zu verrücken oder zu beugen, einen Schwung und eine göttliche Erhabenheit gebracht, vor der unſere Leidenſchaften

und Verirrungen unwillkürlich ſich verkrochen. Daß er es zu einer Vermittelung zwiſchen mir und dem Feinde bringen ſollte, war nicht wohl möglich; ſeine Einfachheit traf aber unbewußt den rechten Weg. „Ihr Beide müßt,“ ſagte er, „über kurz oder lang fort von hier; Deinetwegen, Haſe, ſchreib' ich noch morgen an das Collegium, Dir kann eine beſſere Placirung oder eine gleiche nicht entgehen, wenn ich es richtig in's Licht ſetze, und was den Felix angeht, ſo muß mir Der, ſobald er ſich von ſeinem Gebreſte ordentlich erholt hat, hinaus, entweder zurück in ſeine Welt, oder, wenn er nicht will, in einen anderen Schacht, in ein Schiff über das Meer, unter die Soldaten, wohin es ihm gefällt. Zuſammen bleiben könnt Ihr nicht; auch dem Mädchen iſt's nöthig, daß Ihr ihm Beide aus den Augen kommt. Dann mag es die Sache in Ruhe mit ſich überlegen, ein Jahr über das friſche Unglück hingehen laſſen, und hernach — wie Gott will!“

Seine Zuverſicht, ſeine Mäßigung, die Klugheit, womit er dem leidenſchaftlichen Haſe noch eine entfernte Hoffnung zeigte, ſein ganzer ſittlicher Halt imponirte uns gewaltig. Mit Ueberraſchung und mit einer ungeheuchelten Ehrerbietung ſah ich an ihm empor; es war, als ob die Wirrſale und das Leid der nächſten Gegenwart den Mann vergrößert hätten und trügen. Haſe fügte ſich; ich, bei dem ganzen Handel in eine unglückliche Stellung gezwängt, war froh, daß eine fremde Hand mir Verworrenem, Irregewordenem einen Ausweg zeigte. Wir mußten ihm noch in ſeine Rechte verſprechen, keinerlei Feindſeligkeiten gegen einander zu unternehmen, damit die böſe Welt — auch hier, hinter den Bergen, unter der

Erde, dies Geſpenſt der öffentlichen Meinung! — nicht noch mehr Stoff zu ihrem Gerede bekäme. Zum Schluſſe der Friedensunterhandlungen wollte Braun, daß wir, Haſe und ich, uns die Rechte reichen ſollten. Jener gehorchte, ich trat zurück. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, einem Manne die Hand zu ſchütteln, der mich mit einem tödtlichen Haſſe verfolgen mußte, ohne daß ich ihm einen ſelbſtwilligen Grund dazu gab. Meine ganze Seele wandte ſich, krampfhaft zuſammengezogen, von der ſeinigen ab, nicht aus einer Erwiderung ſeiner Feindſchaft, nicht rachſüchtig und grollend, wahrlich nicht, denn ich mußte ihn ja beklagen und mich als die unſchuldige Urſache ſeines herben Verluſtes anſehen; aber ihm die Hand drücken, wie Dir, wie einem Freunde, meinetwegen nur wie einem Verſöhnten, einem Bekannten — nein, ich vermochte es nicht. Der Oberſteiger ſah mich ſtreng an, Haſe kalt; ich ſagte ihnen ruhig, wie ich in dem Augenblicke empfand, und Haſe entgegnete, mich mit einer ſonderbaren Bewunderung anblickend: „Er hat Recht, und es iſt noch brav von ſo einem Hofmanne obendrein, daß er es mir vor die Stirne ſagt. Adieu denn, und ohne Händedruck!“

Wir ſchieden, der Alte und ich. Er forderte mich auf, noch einen Abendgang mit ihm zu machen. Nach Hauſe triebe es ihn nicht, ſeufzte er, weil ihn ſein unglückliches Kind nicht, wie ſonſt, ſingend und ſpringend empfange. Jedes Wort des Mannes war ein Dolchſtich in meine zerknirſchte Seele, und wenn Haſe's Haß und offene Feindſeligkeit mich nicht hatten erſchüttern können, ſo fühlte ich dagegen, dieſem ächten und maßloſen Vaterſchmerze gegenüber, eine um ſo ſchmerzlichere Bewegung,

als er mich ſein Unglück gar nicht entgelten ließ. Ich ſagte ihm das, mein ganzes, gequältes Gemüth goß ich vor ſeinem Blicke aus, ich erklärte ihm, daß ich ſein Kind nicht liebte, ich flehte ihn an, hart mit mir zu ſein; er erwiderte: „Soll der Vater haſſen, was die Tochter liebt? Unnatürlich! Und zuletzt, was kannſt Du dafür, daß Dich mein Mädchen gern hat, ja, was geht es Dich an?“

Unſere Schritte hatten uns auf den Kirchweg geführt. Es war ſchon ziemlich ſpät Abends, und die Landleute oder die Angehörigen der Knappen, die im Taglohn drüben gearbeitet hatten, kehrten heim, den Oberſteiger freundlich und mit einem zutraulichen Reſpekte grüßend. Als wir auf der Höhe angelangt waren, tauchte die Sonne gerade groß und glühend in den Schooß des dunklen Berges unter. Ein brennendes Licht flog in bunten Wolkenſtreifen über den blauen Himmel und ſtrahlte roth auf den kahlen, herbſtlich gefärbten Rücken des Gebirges. Drunten wieder die Tannen, von denen nur noch die Wipfel licht angehaucht ſchienen, und die zerſtreuten Hütten, unter ihnen das weiße, lachende Haus des Oberſteigers, in deſſen Fenſtern die Abendſonne grell und zitternd funkelte. Hinter dieſen Scheiben, in all' dem Glanz und Glaſt verblutete ein menſchliches Herz, und der es zerriſſen hatte — o pfui über ihn! — er beſaß weder Kraft genug, es heilend, liebevoll in ſeine Arme zu nehmen, alles Andere, Fremde und Vergangene über ſein Glück vergeſſend, noch Schwachheit genug, durch ſeinen Tod ihm eine theure Ruhe — gleichviel, welche? — zu erwerben!

Auf meinen Stab geſtützt, ſtarrte ich in das Gluth- und Duftmeer hinab. Der Alte mahnte mich, mein Geſicht ſanft umwendend, an den Augenblick, da wir zuſammen von der entgegengeſetzten Seite gekommen waren, und ich ihm meinen verderblichen Entſchluß zum erſten Male mitgetheilt hatte. Auch dabei ſtahl ſich kein Vorwurf in ſeine milden Worte, im Gegentheil, er redete begütigend und mit einer überzarten Schonung in mich hinein. „Ich weiß nicht, wie es kommt," ſagte er, „mein Herz ging Dir gleich am erſten Abend eine tüchtige Strecke entgegen; es muß eine Wahlverwandtſchaft geweſen ſein, wie dies die gelehrten Phyſiker nennen. Siehſt Du, wie dazumalen der Geſchworene ſo garſtig gegen Dich war, das ärgerte mich in die tiefſte Seele hinein. Und, mag es ein Unrecht ſein, Dir das ſo einzugeſtehen, magſt Du es meinetwegen ſogar falſch auslegen, oft ſchon hat es mich bedünken wollen, als ob er mit ſeinem barſchen, feſten Weſen für mein Kind eben ſo wenig paſſen könne, als für mich. In mancher Stunde, wo ich Dich drunten ſo emſig hantiren ſah, wie einen der Beſten und Aelteſten vom Gewerke, oder in den ſchlafloſen Nächten Deiner Krankheit, wo mir ein zu ſpätes Licht aufging, wenn meines Mädchens Schluchzen und verhaltenes Weinen mich wachhielt, da kamen mir wohl eine Menge thörichter Gedanken, für die mich alten Mann der Herr jetzo ſo arg heimſucht."

Ich errieth, was er wollte. Ich wich ihm aus, — ach! ich durfte, ich konnte ihm ja nicht begegnen. Und, ſo gerne ich niedergefallen wäre, jene väterliche Hand zu küſſen, jene milden Lippen um einen Segensſpruch für

mein Leben anzurufen, ich fühlte ja die Feſſel an meiner Hand klirren, die mich abhielt. Stumm gingen wir zurück. Einmal unterbrach Braun das Schweigen, indem er mich feierlich bei der Hand faßte und in gehobenem Tone zu mir ſprach: „Felix, wiederhole es mir noch einmal, hier unter freiem Himmel: Du haſt das Mädchen nicht lieb?“ Ich ſchüttelte mit dem Kopfe. Er fuhr fort: „Du biſt ihretwegen nicht hier geblieben, wie ich an jenem Sonntag-Morgen befürchtete? Ach, und doch hat meine Ahnung ſich, und ſo raſch, erfüllt. Felix, kannſt Du ſie niemals lieb haben? Kannſt Du nicht?“

Mir brach das Herz. Ich konnte nicht Nein ſagen, ich konnte ihm eben ſo wenig erklären, was zwiſchen mir und ſeinem Kinde ſtehen müßte, und wenn Gott ſelber unſere Seelen in Eins gegoſſen hätte. Ich drückte ſeine Hand an meine Bruſt und ſagte: „Fragen Sie dies da! Ich verſtehe es ſelbſt nicht mehr!“

Schilt mich, Eckart, daß ich nicht Kraft genug hatte, mich ganz von dem Alten loszureißen und mein neues Daſein auf ewig mit dem dieſer einfachen Menſchen zu verknüpfen. Für die Welt, für Euch bin ich ja todt, ich begehe kein Verbrechen, wenn ich ein anderes Band ſchließe, da das frühere, und nicht von mir, zerriſſen worden iſt, ich vervollſtändige nur mein jetziges Leben und gebe ihm, was ihm fehlt, — Liebe. Niemals habe ich ſie in ſo wahrer Bedeutung, in ſo natürlicher Geſtalt an meinem Wege gefunden; ſoll ich nun gleichgiltig an ihr vorübergehen und in ihre ſehnlich ausgeſtreckte Hand das Almoſen eines kühlen Mitleids werfen, weil das Geſetz mich gefeſſelt hält? Ein Geſetz, das ich nicht mehr anerkenne,

dem ich mich entzogen habe? Soll ich mir Pflichten gegen eine Geſellſchaft und Rückſichten auf die Vergangenheit aufbürden, wenn ich meiner Rechte mich freiwillig begab und gänzlich aus ihrem Verbande ſchied? Worauf warte ich denn noch im Leben? Ich bin kein Jüngling mehr, die Periode meines Strebens, manche Verirrung und mancher Genuß liegen hinter mir; es wird Zeit, zu dem Wahren und Natürlichen umzukehren und das Bleibende im Wechſel aufzuſuchen. Was kann mich beglücken, wenn es eine ſo großmüthige Liebe nicht im Stande iſt? Wo ſoll ich Hütten bauen, wenn nicht auf ſolchem Grunde? Alles Aeußerliche und Zufällige iſt ja von mir abgefallen, warum noch an ihm haften und in die neue Exiſtenz die geſprungenen Ringe einer alten Feſſel mit hinüberſchleppen?

Mit ſolchen Gedanken grüßte ich die aufgehenden Sterne. Vor meiner Thüre angelangt, wollte Braun ſcheiden. Ich bat ihn, mir zu erlauben, daß ich ihn begleite; eine ſchwere Schuld drückte mich: ich hatte ſeiner Tochter noch nicht gedankt für ihre Sorge und Pflege, ſie noch nicht um Verzeihung gebeten für meine Härte, meinen unbegreiflichen Starrſinn. Der Alte wollte mich nicht hindern, wir gingen zuſammen. Wie mir das Herz ſchlug, je näher wir dem dunklen, ſchweigenden Hauſe kamen! Das Mädchen ſaß ohne Licht, ohne Arbeit in der Stube, die Hände auf die Fenſterbrüſtung gelehnt, und blickte in die Nacht hinaus. Wir begrüßten uns; der Vater hieß ſie Licht anzünden. Sie ging, und als ſie zurückkehrte, konnte ich das bleiche, vom Kampf und Schmerz der letzten Tage vergeiſtigte Antlitz nach Muße

betrachten. Es kam mir zum erſten Male ſchön vor; es hatte ſich verändert, die Verhältniſſe waren edler, die Züge bedeutender geworden, der Reiz der Kindlichkeit, jener unbefangene, lebensfrohe Ausdruck, der, wie ein leiſer Schmelz auf dem Sammet des Pfirſichs, früher auf Stirn und Wangen geruht hatte, war nun gewichen, allein mit ihm auch die Schlacken des Gewöhnlichen, Leeren ausgeſchieden. Dieſes Auge hatte nun eine Geſchichte zu erzählen, dieſer Mund kannte einen Schmerz, über die lichte Stirn waren die Schatten des Kummers und der Leidenſchaft gegangen.

Dorothea war den Nachmittag beſchäftigt geweſen, die Denkmäler ihres Verhältniſſes zu Haſe zuſammenzuleſen, um ſie ihm zurückzugeben. Eine entſetzliche Sitte, deren grauſame Symbolik auch in dieſe Wüſte gedrungen iſt! Vielleicht, daß Habſucht und eine gemeine Berechnung eher den Grund dazu herleihen, als Gefühlszartheit; man gibt ſich Geſchenke zurück, nicht weil man ſie nicht mehr tragen und beſitzen will, ſondern damit auf Seiten des Anderen kein Rechtsanſpruch mehr ſei, keine Forderung an Werth. Als ob eine Scheidung dieſer Art noch dieſer herzzerreißenden Ceremonie bedürfte! Ich geſtehe, daß ich an jenem Abend den Doppelreif mit dem ſinnreichen Motto: „unis pour toujours“ („toujours“ hieß hier zween Jahre!) auch weit weggeſchleudert habe von meiner Hand. Mich verlangte es, ſein los zu werden; aber muß man denn nun gerade auswechſeln, bei Heller und Pfennig mit einander abrechnen? Pfui über die Seele, die bei einem ſolchen Bruch noch denken mag an Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten!

Man darf das dem Mädchen nicht zur Laſt legen. Ihre Hand gehorchte nur der Sitte, als ſie aus den Truhen und Schränken die Gaben der unerwiderten Liebe ſammelte, zu einem Scheiterhaufen gewiſſermaßen, worauf das Gedächtniß an eine große Lebensperiode verkohlen ſollte. Da ſtand es vor ihr, in einem geflochtenen Korbe, das geweſene Glück! Bänder, Tücher, ein Mieder von grünem Sammet mit Goldbordirung, ein Paar weiße baumwollene Handſchuhe, ſilberne Schuhſchnallen, Ohrgehänge, ein Collier von falſchen Korallen, — eine ganze Ausſtellung; denn Haſe ſuchte eine Ehre darin, recht freigebig zu ſein, mehr der Leute wegen, als um ſeinem Gefühl zu genügen, eben ſo wie ihm bei dem jetzigen Verluſte die Kränkung und der „Schimpf vor der Welt“ ein Hauptärgerniß abgaben. Er war in ſeiner Rückſendung noch eiliger geweſen, als ſie; ſeine Mutter hatte gleich nach unſerem Abſchied von ihm Dorthchens Geſchenke ihr wieder ausgeliefert, eine Tabakspfeife mit grünen Quaſten, einen geſtrickten Geldbeutel, eine Pudelmütze, ein Trinkglas mit der Inſchrift: „Glück auf!“

Die beiden zerſtörten Tempel ſtanden friedlich neben einander, Schätze der Armuth, Denkmäler einer, wenn nicht glücklichen, doch ruhigen Zeit, Keime, die nicht zum Wachsthum gediehen waren, Kenotaphien ihrer Jugend und ſeiner Liebe. Soll ich noch beſchreiben, wie mich die wehmüthigen Trümmer rührten und das Bild des verblühenden Mädchens zwiſchen ihnen?

Sie hatte frei ihrem Kummer nachgehangen und ihrem Elend. Jetzt mußte ſie zu der Dienſtbarkeit des gewohnten Lebens zurückkehren; der Vater mahnte ſie an

ſein Abendbrod, ihn fröſtelte, er wollte eingeheizt haben. Ach, das war mir das Zerſchneidendſte, ſie ſchattenähnlich einherwandeln und ihre niedrigen Pflichten üben ſehen, mit dem unendlichen Leid und dem Centnergewicht im Herzen.

Ich blieb nicht lange. Mit ihr hatte ich eine kurze, unbequeme Unterhaltung, in der mich wenigſtens die Nähe des Vaters hemmte. Eine Stunde allein mit ihr würde uns Beiden wohl- und nothgethan haben; ſo vermochte ich nur ihr in abgeriſſenen Worten meinen Dank abzuſtatten und meine Theilnahme auszudrücken, ohne die tieferliegende Hauptſache berühren zu dürfen. Sie hielt an ſich und war wortkarg. Nach kurzem Verweilen ging ich heim. Vater Braun ſchüttelte mir herzlich die Hand; Dorothea nickte mir ſtumm und ſchwer zu. Sie ſtand, als ich in der Thüre noch einmal umblickte, wiederum am Fenſter, die Augen hinausgewandt, die gefalteten Hände im Schooße.

V.

Felix an Eckart.

Du haſt mich ſonſt eines übertriebenen Verlangens nach Erlebniſſen und Empfindungen bezichtigt, und Du hatteſt vielleicht Recht. Meine Seele dürſtete nach Eindrücken von Außen, nach innerem Wechſel. Jetzt — wie ganz anders! Jetzt iſt ſie überſchwemmt von Unerwartetem, jeder Tag wälzt ihr, wie eine Welle, eine neue Kataſtrophe zu, es gährt und gebiert drinnen und draußen eine Welt, und ich ſehne mich nun nach Beſchwichtigung, nach Gleichförmigkeit, nach Ruhe.

Haſe iſt todt. Da haſt Du das Ereigniß in drei Worten, das die letzte Woche mich und meine Nächſten bewältigt hat. Mein eigenes Leben, kaum gerettet, ſchwebte mit dem meiner Genoſſen in Gefahr. Ich habe dem Tode nahe in das Antlitz geblickt, dem Tode in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt, einer empörten Naturkraft habe ich den Funken Lebens, der in mir noch glüht, in Sterbensangſt abgetrotzt, und mit einem koſtbaren Opfer, mit dem Daſein eines Fremden, iſt meine neue Friſt erkauft worden.

Fünf Wochen waren ſeit dem Bruche zwiſchen Haſe und Dorothea hingegangen; der Winter, in dieſem rauhen Himmelsſtriche zeitiger als anderwärts, hatte unſere Berge ſchon völlig eingeſchneit und über die Gräber, die Paläſte, die Schmerzen der Erde ſein weiches, weißes Leichentuch gebreitet. Mich dünkte zuweilen, ich ſei mit unter deſſen Zipfeln beſtattet; eine ſo kühle, tödtliche Ruhe hielt mein ganzes Weſen umfangen. Das Mädchen ſah ich ſelten, Haſe und den Oberſteiger nur im Dienſte, wie alle Knappen, ſonſt nichts als die vier nackten Wände meiner Klauſe und das alltägliche Geſicht der Wittwe. Jeden Morgen fuhr ich an und jeden Abend, während die Bergleute theils heimkehrten zu den Ihrigen, theils die romantiſchen Spinnſtuben und das Wirthshaus drüben im Dorfe aufſuchten, ſchlich ich in mein ödes Gefängniß. Bald glimmte der Docht einer qualmenden Oellampe ungeſellig durch die Finſterniß des Dorfes; ich ſaß dabei und ſtarrte bewegungslos in die fallenden Tropfen hinaus und lauſchte auf den Wind, der die ſchwachen Mauern des Hauſes ingrimmig ſchüttelte, und wühlte in qualvoller Selbſtbeſchauung alle die Wunden, alte und neue, noch einmal auf, welche die Menſchen oder die eigene Hand mir geriſſen haben.

Langeweile kam nicht in meine Abendſtunden, wohl aber mit der Zeit eine gewiſſe Ruhe und Genügſamkeit, die, frei von allem Bitteren und Erzwungenen, eher zur ſtumpfen Indifferenz neigend, wohlthätig, wie der Nebel draußen, auf mein Gedächtniß herabrollte.

Eines Morgens, heute ſind es vier Tage her, begaben wir uns gewohnter Maßen zur Grube. Es hatte Nachts

heftig geregnet, der Schnee ſchmolz in weichen Maſſen unter unſeren Tritten, und es lag ein ſo dicker, beklemmender Dunſt auf der Erde, daß wir kaum die Kaue unterſcheiden konnten, als wir ſchon dicht an ihrem Eingange ſtanden. „Kinder," ſagte der Alte im Zechenhauſe, „das iſt ein wahres Todtenwetter. Nehmt Euch in Acht, daß kein Unglück geſchieht. Unten iſt doch alles in der Ordnung?" Haſe bejahte. Er wäre froh, ſetzte er hinzu, von dem Fleck wegzukommen; drunten in der Erde ſei es ja heut' heller und wohnlicher als auf der Oberfläche. Wir fuhren an, Haſe zuletzt, und gelangten ohne Anſtoß vor Ort.

Am weiteſten entfernt von der Hauptrichtung des Schachtes war der Gang, worin ich arbeitete; er lag dem Stollen zunächſt, der am Fuße des Berges mündete, nahe bei einer verlaſſenen Hütte, die ehedem wohl zum Aufbewahren der Werkzeuge gedient haben mochte, als man noch durch den Stollen, nicht durch den Schacht einfuhr. Gedankenlos gehe ich an meine einförmige Arbeit. Alles ringsum ſtill und ſchwarz und todt wie immer. Nur das Rauſchen der unterirdiſchen Waſſer ſchien mir anfangs ſtärker als ſonſt an die gegenüberliegenden Gänge zu pochen; jedoch hatte ich deß wenig Acht.

Eine Stunde mochte ich vor Ort gehauen haben, als ein furchtbares Getöſe mich aufjagt. In die Höhe ſpringen, nach dem nächſten Gange eilen, der Gegend zu, woher das unterirdiſche Donnern ſcholl, war das Werk eines Augenblickes. Keine Beſchreibung der Scene! Sie wäre unmöglich! Der Schacht war, wie es die Kunſtſprache nennt, durchſchlächtig geworden, das heißt: die Waſſer hatten das mürbe, aufgewühlte Geſtein durchbrochen, alle Stützen und

Dämme niedergeriſſen und wälzten ſich nun wie eine wüthende Springfluth in alle Winkel und Ecken unſeres Baues. Eine Ueberſchwemmung auf der Erdoberfläche iſt ein Spiel, der Leck eines Schiffes ein kleinlicher Theater-Effekt, verglichen mit einem ſolchen furchtbaren Naturſchauſpiel: Unter der Erde! Die Enge des Schachtes, die ewige Nacht drunten, die zu Füßen, zu Häupten, zu beiden Seiten zuſammenkrachenden Felſen, das Geächze der Maſchinen, an die eine verzweifelte Fauſt packt, wie der Ertrinkende an einen Strohhalm, die erſtickende Luft, die aus tauſend unſichtbaren Mündungen herbeiſchießende, brüllende, dunkle, kalte, dunſtige Waſſermaſſe, und darüber, darin, darunter das Gekreiſch der Todesangſt aus zwanzig männlichen Kehlen, das Flimmern der Grubenlampen wie tanzende Irrlichter über einem Sumpfe, die Flüche, das Gebet, die Läſterung, die menſchliche Noth und Schwäche inmitten zweier ſich vernichtender Elemente, von denen man nicht weiß, ob das Waſſer die Erde wegſpülen, oder die Erde das Waſſer verſchlingen will, — das Einzelne all' ſetze Dir in einer mitternächtigen Fieberſtunde zuſammen, hülle es ein in die Schleier einer undurchdringlichen Nacht und gib ihm alle Schreckniſſe einer plötzlichen Vernichtung, gegen die keine Mittel und keine Waffen möglich ſind, das furchtbare Bewußtſein eines gewiſſen Todes, des Erſtickens, des Ertrinkens, des Zerſchmettertſeins. Verſuche das, Eckart, oder nein, verſuche es nicht; die Phantaſie möchte Dir nicht ausdauern, ſelbſt wenn ſie hinreichte, das Nachtſtück zu entwerfen!

Wie die Uebrigen ſich gerettet haben, weiß ich nicht. Mir entgegen wälzte ſich der Höllenfluß, ich ſah wie in

einem Wirbel, daß einzelne der ſchwarzen Geſtalten die Fahrt zu erreichen ſuchten, andere dem Stollen zutaumelten, ob ſie dem dorthin ſich Bahn brechenden Strome voraneilen könnten. Ueber dem Gewirr ſchwebte plötzlich feſt und klar Haſens Stimme: „An die Fahrt! Keiner aus dem Stollen! Das Waſſer ſchleudert Euch an die Felſen draußen! Grubenlichter hoch!“ Mechaniſches Gehorchen. „Gemeldet! Namen an!“ Verworrene Stimmen, einzelne ſchon von droben, Gerettete, aus allen Ecken ein Stöhnen Verwundeter. „Felix!“ — „Der iſt hinten im Gange.“ — „Hier bin ich.“ — „Her an die Fahrt, verwünſchte Schildkröte!“ — Mir ſtand das Waſſer ſchon bis hoch an die Bruſt, der Strom drohte jeden Augenblick mich fortzuſchwemmen, ich klammerte mich verzweifelnd an die Felsmaſſe, ſie wich und ſtürzte praſſelnd in die hoch über mir zuſammenſchlagende Welle. Eine Fauſt faßt mein Haar mit übermenſchlicher Gewalt und reißt mich herauf; ich tauche auf, der unbekannte Retter zieht und ſtößt mich einige Schritte vorwärts, ich fühle die Sproſſen der Fahrt unter meinen Füßen, ohne zu wiſſen, wie ich dahin gelangt bin, die Hand greift nach meiner Ferſe, als wollte ſie ſich nun an mir feſthalten, ich klimme angſtvoll weiter, fühle nichts mehr, ein Schrei hinter mir, das letzte Licht ſtürzt ziſchend in das Waſſer — dann Alles Nacht und Fluthgebrauſe und Felſendonner.

Oben auf der drittletzten Fahrt begegnet mir der Oberſteiger. Menſchliche Stimmen klingen aus der Kaue herab, Seile und Kübel werden hinabgewunden mit Blitzesgeſchwindigkeit, die Schläge der Schaufeln und Hacken von draußen tönen in den Aufruhr des Elementes, und mehr

todt als lebendig gelange ich endlich aus dem unterirdiſchen Grabe an das graue, kalte, naſſe Tageslicht zurück. Wehklagende Menſchen umſtehen mich; nach meinem Angeſicht hatten ſich eine Menge verzweifelter Blicke gerichtet, und als es nun auftauchte aus dem Dunkel, nur meines, nicht das eines noch vermißten Gatten oder Vaters oder Bruders, o, da ſtürzten über mein gerettetes Haupt gräßliche Flüche herab, und wenig hätte gefehlt, ſo ſchleuderte die wahnſinnige Hand eines troſtloſen Schmerzes mich zurück in den Rachen des Todes, dem ich eben entſtieg, Keinem willkommen von den in fürchterlicher Spannung Harrenden, Keinem.

Da droben lagen wir nun, umringt von Jubel und Dank und Verwünſchung. Der Eine mit blutender Stirn, ein Anderer mit gebrochenem Arm, triefend, bleich, zitternd, ſchlotternd, zerriſſen, wehrlos, ohne Beſinnung. Das ganze Dorf hatte ſich, von der Schreckensbotſchaft raſch alarmirt, ſchon geſammelt, man fragte, man ſchrie, man wollte retten, als es zu ſpät war. Troſtlos kam eben der Oberſteiger die Fahrt wieder herauf. „Gnade Gott den Brüdern, die noch drunten liegen! der Bau iſt ein See!“ Damit kniete er mit entblößtem Scheitel auf die Erde, Alle folgten ſeinem Beiſpiele, es entſtand eine minutenlange Stille, in der hundert Herzen hörbar pochten, und jedes in einem anderen Gefühle.

Neunzehn waren wir angefahren, elf kamen zurück, acht lagen alſo drunten. Eine entſetzliche Muſterung. Es fehlten Familienväter, deren Weiber ſich verzweifelnd die Bruſt zerfleiſchten, alte, erprobte Bergleute, die dem Tode hundertmal entronnen waren, junge, lebensfrohe und

hoffnungsvolle Burſchen, es fehlte — Haſe, — und ich war gerettet. Die der zerſtörten Bergwand zunächſt gearbeitet hatten, ſie mußte der Strom im erſten Augenblicke faſſen, umwirbeln, an dem Stein zerſchmettern; die der Fahrt glücklicher Weiſe nicht fern waren, retteten ſich alsbald auf dieſer, ich, wie durch ein Wunder entkam ich, juſt aus dem entlegenſten Gang. Daß Haſe's Hand mich gefaßt, gehalten, geſtoßen hatte, raunte mir eine unheimliche Erinnerung zu, ich glaubte noch ſeine befehlende Stimme durch den Gräuel dröhnen zu hören, noch den eiſernen Griff ſeiner Hand in meinen triefenden Locken zu ſpüren. Ich ſtammelte es dem Oberſteiger zu. Er warf einen unendlich ausdrucksvollen Blick hinauf in den grauen, ſich langſam ausſchüttenden Himmel. „Was Gott thut, das iſt wohlgethan," ſagte er und fügte nach einer langen Weile hinzu: „Du biſt um einen ſchönen Preis erkauft, Felix; indeß möge das Dein Bewußtſein nicht belaſten, er that nicht mehr denn ſeine Schuldigkeit. Als Geſchworener durfte er die Grube nicht eher verlaſſen, bis der letzte Lebendige den Fuß auf der unterſten Fahrtſproſſe hatte. So will es unſer Dienſt."

Auf einen Befehl des Oberſteigers eilte hierauf, was noch eine Hand regen konnte, hin an die Mündung des Stollens. Himmel, welch' ein neuer Schauplatz der Verwüſtung! Trümmer, wohin mein irres Auge ſank, Wellen, Felsblöcke, Schutt und Schmutz! Aus dem geborſtenen Schooße des Berges, durch den alten Stollen ſprudelte mit jedem Augenblicke ein neuer Waſſerguß, ſchwarz, ſchäumend, dunkle Erde und rothes Geſtein mit ſich wälzend, über die Flanken des Berges eine Bahn in die

Schlucht hinabwühlend, wie ein Lavaſtrom aus dem aufgerüttelten Krater eines Vulkans. Und wir hörten von draußen deutlich, wie immer neue Maſſen an die mürbe Decke pochten, wie ein Stück nach dem andern von der Mündung des Stollens wich, wie immer weiter und gähnender der ungeheure Schlund ſich aufriß, immer wüthender und mächtiger die Welle daraus hervorheulte. Erſchüttert ließ der Oberſteiger die bewehrte Hand niederſinken. „Hier kann nur Gott helfen," ſtöhnte er, „ſo ein Entſetzen hab' ich in meinem langen Amte noch nicht erlebt!"

Lange ſuchte man mit Hacken und Spaten vergebens dem Waſſer eine geregelte Bahn anzuweiſen. Mehrere Stunden vergingen, ehe es einigermaßen verlief. Der Abend dämmerte in die Thalſchlucht hinein, als durch Abfluß und Leitung der Welle, durch Hinwegräumen der Trümmer, durch Dämme und Graben eine Art von Ordnung und Stille — die eines verlaſſenen Schlachtfeldes, einer Brandſtätte, einer Windſtille nach dem Orkane, die Ruhe einer Wüſte mit einem Worte — wieder hergeſtellt wurde. Da erſt fand man einige Leichname jener Unglücklichen, die das Waſſer am weiteſten ausgeſpieen hatte, zunächſt am Stollen den Körper Haſens. Seine Mutter war die Erſte, welche ihn entdeckte, zerſchellt, gebrochen, zerfetzt, auf den Fundamenten des kleinen Hauſes hängen geblieben, das am Eingange des Stollens geſtanden hatte. Dach, Gebälk, Wände, Pfoſten waren — Gott weiß, wohin? — geſchwemmt; eine Grundmauer ſtand noch, und daran kauerte der Todte, kaum kenntlich, ehe man ihn umgewendet, ſo hatte das Element ſeine Glieder ver-

ſtümmelt. Sein Geſicht war weniger verletzt, als der Schädel; die blauen, eingekniffenen Lippen und die ſtarr aufgeriſſenen Augen mit einem unverwiſchlichen Ausdrucke von Trotz ſchienen grell aus dem fahlen, aufgeſchwemmten Leichenantlitz hervor und bildeten ſammt dem Häuflein zerſchmetterter Gebeine ein Ganzes, auf das der Abend ſeine dunklen Schatten, einige Fackeln ihr rothes Licht warfen.

Weg mit dem Bilde! Und wie mit einem ſchneidenden Wehruf das unglückliche Weib ſich darauf warf . . .

Eckart, ich habe entſetzliche Tage gelebt! Ich bin kein Schwächling, wenn es einem Schreckniß, einer Gefahr zu begegnen gilt, allein hier wankte meine geiſtige Kraft, ich war dem Wahnſinn nahe. Dazu die ſtäte Wiederholung des Jammers mit jedem Morgen; ein ganzes Dorf war zerſtört, eine ganze Kette von Exiſtenzen zerſprengt worden. Von der Stadt und von den Dörfern her, berufen und unberufen, kamen Neugierige herbei, das Gericht vernahm die Zeugen, beſichtigte den Schaden und die Leichen, kramte ſein Dintenfaß und ſeine Akten auf dem Hochaltar des Todes aus, die Verwaiſten und Verlaſſenen wankten wie Schatten umher, und wir Geretteten, ohne Arbeit, ohne Freude am Leben, wagten es kaum, uns öffentlich zu zeigen, um durch unſere Geſtalt die allgemeine Trauer nicht zu verbittern. O, ich habe viel gelernt, entſetzlich viel in dieſen Tagen! Und in welcher Schule! Du weißt, wie ich den Tod gehaßt und gefürchtet habe, mit welch' fieberhaftem Abſcheu ich vor ſeiner Nähe, vor dem ſtillen, kalten Marmorbild einer Leiche, vor Grüften und Särgen geflohen bin. Ich hatte bis dahin noch Niemanden ſterben

ſehen. Glaube mir, das iſt eine bedeutende Phaſe im Leben. Das roſige Antlitz einer Geliebten zum erſten Male ahnungsreich und bebend anſtarren, und das verſteinerte, graue Geſicht eines Geſtorbenen! Welcher Abſtich!

Mich dünkt, nun ſei wieder ein Vorhang vor meinem Auge zerriſſen, ich habe wieder einen neuen Blick in die Werkſtätte der Natur geworfen, und zwar in jene dunkle, mit Schauder und Froſt Jeden anwehende Kammer, darin ſie ihre Gebilde zerſtört, plötzlich, mit einem tyranniſchen Streiche, oder langſam durch zerſetzendes Gift der Krankheit und des Elendes. Nun weiß ich, wie der Tod ausſieht. Ich habe ihm Stand halten müſſen, er hat mir ſeine Larve nahe vor die zuckenden Wimpern gerückt, ſein Arm hat mich umkrallt und eine bewußtloſe Minute lang an ſeine Bruſt ohne Blut und ohne Herz gedrückt, der Hauch ſeines Mundes iſt erkältend in meine Adern, über meine Züge geſchlichen. Ich kenne ihn nun. Aber wähne nicht, daß ich darum ihn weniger ſcheue!

Ein Engel hat an meiner Seite geſtanden, — Du weißt, wer, — als ich, verzweifelnd an mir ſelbſt und an meinem Heile, untergehen zu müſſen glaubte. Dorothea ließ mich in all' dieſen Schreckniſſen eine kräftige Löſung unſerer Schickſale erkennen und goß über mein verwundetes Gemüth die Tröſtungen ihres frommen, weiblichen Sinnes. Meine eigene Saat trug mir ſchon die herrlichſten Früchte; eine Seele, die ich gebildet hatte, wurde meine Retterin. Und in der That, ſchilt es nicht Egoismus oder Härte, wenn ich an Haſens Ende eine milde Fügung und einen Fingerzeig zu erkennen glaube. Ein Tod iſt ja nicht das ſchlimmſte Mittel, wodurch Kämpfe geſchlichtet, Zer-

würfniſſe verſöhnt, Wünſche zum rechten Ziel gelenkt werden mögen. Seine Erſcheinung iſt grell und erſchrecklich; deſto heilſamer oft ſeine Frucht. Ich ſelbſt, wie ſehr ich ihn fürchte und als Feind des Lebendigen fliehe, habe Stunden gehabt, in denen ich ihn als Freund willkommen geheißen haben würde, als Heiland. Ich beklage Haſe; ſeine Aufopferung, ſeine großherzige Pflichtmäßigkeit erhebt die Geſtalt des Gefallenen, für mich Gefallenen zur Höhe eines beſcheidenen, bürgerlichen Märtyrerthums, und dabei kann ich ihm die herrliche Weiſe, wie er ſeiner zerbrochenen und hoffnungsloſen Exiſtenz entrückt wurde, wahrhaft beneiden, ſei es auch nur, weil die äußere und innere Aufregung, in der ihn der Feind überfiel und bewältigte, ſchnell und kampflos über die böſe Stunde hinüberhilft, mit der wir vielleicht zu unſerer Zeit wochenlang ringen müſſen.

Du ſiehſt, mein Getreuer, daß ich gefliſſentlich alle guten und milden Seiten des ſchrecklichen Ereigniſſes aufſuche und mir zukehre, wenn es gleich, ſo oft ich es meinem Geiſte noch einmal vorführe, ſeine erſchütternde Wirkung niemals verfehlt. Auch hat eine ſchöne Erhebung für mich darin gelegen, daß ich bei dieſer Gelegenheit wieder einen tieferen Blick in die treuherzige Natürlichkeit meiner Umgebung geworfen und mein edles Gewerke in einem trefflichen Lichte geſehen habe. Ich will Dir nicht von der allgemeinen Trauer reden, von der übermenſchlichen Anſtrengung, womit die ſelbſt kaum dem Tode Entronnenen ihm auf's Neue Trotz boten, um ihre unglücklichen Kameraden zu retten; das alles mag nichts eben Ungewöhnliches ſein; eine Feuersbrunſt, ein Schiffbruch bietet gleiche

Beiſpiele. Allein in dem Kampfe ſelbſt mit dem entfeſſelten Element lag eine unbeſchreibliche Hoheit und Würde; das Bild der vereinigten Menſchenkraft, ſo winzig in ihrem Beginnen und trotz alles Verluſtes doch durch Ausdauer ſiegreich, jene gewaltige Einheit, die, in tauſend gemeinſamen Gefahren ſchon erprobt, faſt maſchinenmäßig zuſammentritt und aus vielen nur einen Willen, eine Kraft bildet, die Hingabe des Einen an den Anderen, die brüderliche Geſinnung dieſer täglich unter Lebensgefahr und Naturſchreckniß an einander geketteten Menſchen: ſiehſt Du, Eckart, das hat etwas Erhebendes und Erhabenes für mich, an das ich, im Vergleiche zu ähnlichen Vorgängen in Eurer Geſellſchaft, nur mit Bewunderung und Freudigkeit gedenke.

Wenn der Tod in die geſchniegelten Kreiſe Eures beruflichen oder geſelligen Lebens greift und Einen aus Eurer Mitte herauslangt, was geſchieht? Ueber dem Verluſt ſchlägt der morgende Tag gleichgiltig und kühl zuſammen, an die Stelle des zerbrochenen Rades wird in die Maſchine ein neues eingeſchoben, und nicht einmal ein momentanes Stocken zeigt von einem Vermißtſein, einem Bewußtwerden des Eingebüßten. Ihr legt dem Offizier ſeinen Degen auf den Sarg, dem Staatsbedienten ſeine Orden, dem Bürger ſein Werkzeug, eine lange Reihe ſchwarzgekleideter Männer oder, war es ein vornehmer Tod, ein Zug leerer Kutſchen folgt dem Sarge, und es iſt tauſend gegen eins zu wetten, daß Diejenigen, welche in Eurer gegliederten und bezifferten Stufenleiter unter dem Verblichenen ſtanden, mit aller Behaglichkeit daran denken, wie ſie morgen eine Sproſſe höher klimmen werden,

während die von oben Herabſehenden nur auf eine bange und unbequeme Weiſe durch den Nachdrang ſich daran gemahnt fühlen, daß ihre Stunde nun auch bald ſchlagen müſſe! Ihr empfindet einander nicht als Menſchen, es ſei denn, daß die Familie oder eine innig-geiſtige Wahlverwandtſchaft — ſelten genug! — ihre unabweislichen Kreiſe um Euch ſchlingt; nein, Ihr geht nur als Beamtete neben einander her, und der Egoismus, in dem all' Euer Weſen verſteinert, ſchneidet Euch von der Außenwelt und ihren Intereſſen tyranniſch ab.

Ganz anders bei uns, bei Allen, die natürlich und Jeder in ſeiner Freiheit ungekränkt neben einander zu einem Ziele gehen, ſelbſt bei Denen, die Eure Geſellſchaft als Unwürdige und Gefährliche ausſtößt. In einem Bagno iſt mehr perſönliche Freundſchaft, mehr natürlicher Gemeingeiſt, als in einem Regierungs-Collegium, in einem geiſtlichen oder weltlichen Tribunal. Soll ſich der Menſch als Menſchen erkennen und fühlen lernen und dadurch auch ſeine Nächſten wieder aus ſolchem Geſichtspunkte anſehen, ſo muß er, freiwillig oder gezwungen, aus dem Verbande Eurer Geſellſchaft abtreten.

Du würdeſt mir Recht geben, hätteſt Du den ungeheuchelten Schmerz dieſer Männer um ihre Todten geſehen, das Leid, in dem Dorf und Umgegend einhellig um ſie trauerten, das große, feierliche Leichenbegängniß, das einem Triumphzuge für die gefallenen Helden glich.

Geſtern früh haben wir ſie beſtattet. Eine unglaubliche Menſchenmenge fluthete um die acht Särge her. Aus der Provinzialhauptſtadt war ſchon Tags zuvor der Berghauptmann angekommen mit Mehreren ſeines Collegiums;

alle Berg- und Hüttenleute der Umgegend, die Bewohner des Landſtädtchens, Alt und Jung, Mann und Weib folgte, nicht eingeladen, nicht bezahlt, nicht durch Kutſcher vertreten, nicht mit fremden Gedanken hinter dem Trauerzuge wandelnd, nein, voll Mitgefühl und innerlichſter Rührung.

Mich beengte die fremde Menſchenmaſſe aus mehr als einem Grunde. Konnte nicht ein Auge darunter ſein, das mich ſchon früher geſehen hatte? Würde der Berghauptmann mich nicht mit Fragen und Zweifeln beläſtigen? Schwebte mein Geheimniß in Gefahr? O nein, meine Beſorgniß war unnöthig. Die Federfuchſerei und das amtliche Mißtrauen iſt — Gott ſei Dank! — noch nicht unter die Erde gedrungen, weil es ſich auf derſelben ſo weit ausgebreitet hat. Der Oberſteiger mußte den Reſt ſeiner Knappſchaft vorſtellen; er rief mich aus dem Gliede heraus: „Das iſt der Lehrhäuer Felix, Herr Hauptmann,“ ſagte er, „der Burſche, von dem ich Ihnen geſagt und gemeldet habe.“ Der Hauptmann betrachtete mich mit Theilnahme. „Du biſt krank geweſen, mein Sohn?“ — „Lange, Herr Hauptmann.“ — „Glaub's wohl, man ſieht Dir's an, armer Schelm! Sei fleißig, hol' das Verſäumte nach, werd' ein braver Bergmann!“ Er klopfte mir wohlwollend auf die Schulter. Die gefürchtete Minute war vorüber, und der Hauptmann hielt nun an uns Alle eine kurze, eindringliche Standrede, den Gefallenen ein freundliches Grabgeläute, uns ein Wort der Lebensermuthigung und des Beifalls. Nur ein einziger „Berg-Auditor“, ein Bürſchlein aus der Reſidenz mit einer grünen Brille auf einer weißen Naſe, lächelte zu den ſchlichten Worten des

alten Bergoberſten und blinzelte mit einem geringſchätzigen Achſelzucken auf uns Knappen herab, ein Subjekt, Eckart, das mir die Hand geküßt haben würde, hätte es mich in meinem ehemaligen Rocke geſehen, eine Vogelſcheuche, dergleichen ich ſtundenlang im Vorzimmer des Miniſters ſtehen und warten ließ, ein Dintenklex in Uniform, ein Kürbiskopf auf einer Hopfenſtange, ſechs Fuß Arroganz und Albernheit, in ein königliches Patent gewickelt und irrthümlicher Weiſe für ein Menſchenkind gehalten.

Lächle meinetwegen! Du ſiehſt es meinen Bildern an, daß ich mich über das Ding geärgert habe, und ich hab's auch. Mein Stolz ſiedete auf, meine alte Leidenſchaftlichkeit. Alles ſo, ich will ſagen „romantiſch", Du mußt mich aber nicht falſch verſtehen, unter der Erde: Berghauptmann, Oberſteiger, Berggeſchworener, Knappen, Häuer, ſogar in den Titeln eine Poeſie, die in Euren Ober- und Geheimen-Menſchen längſt verloren gegangen iſt; der Berghauptmann eine ſtattliche, Ehrfurcht gebietende Geſtalt, unſer wackerer Braun neben ihm, die Knappen und Häuer alle in Feierkleidern. Und ſo eine Satire auf einen Menſchen will die Zähne gegen uns fletſchen und hochmüthig mit ſeinen verſchliſſenen Maulwurfs-Augen blinzeln!

Uebrigens darfſt Du Dich wegen meines Geheimniſſes nunmehr vollſtändig beruhigen. Du ſiehſt, unter der Erde fragt man nicht gleich nach Paß und Geburtsſchein. Zudem würde Dein Freundesauge, geſchweige ein fremdes, Mühe haben, in mir den Alten wieder zu erkennen. In neun Monaten bin ich ein anderer Menſch geworden, ich habe alſo die natürliche Zeit genau eingehalten. Ein ſtarker

Bart verſteckt mich; die Bläſſe meines Geſichtes, der Einfluß der Sonne, der Erde, der Luft, jetzo auch des Waſſers, die Krankheit und die Arbeit vollenden die gänzliche Metamorphoſe. Mir kommt es vor, als wäre ich ſogar kleiner geworden; vielleicht, weil der Dienſt und die ungewohnte Beſchäftigung mir Rücken und Schenkel gedrückt haben. Endlich, man fragt und forſcht ja wohl nicht mehr nach mir, und in einem anderen Lande — Dank der politiſchen Proteus-Natur unſerer viellieben Heimath! — unter neuen Geſetzen, in einem von vorn angefangenen, unſcheinbaren Berufe bin ich bald genug für Euch, für die Welt geſtorben, verſchollen. Nicht einmal das, nur — vergeſſen, wie ein Poſten im Kriege, verjährt, wie eine Schneider-Rechnung!

Aber, ich wollte Dir ja von dem feierlichen Zuge erzählen. Du müßteſt Dir nur die wirklich geſchmackvolle Amtskleidung unſerer Vorgeſetzten, ſchwarz mit Sammt und Silber, und unſere Knappentracht recht lebendig ausmalen können, Jeder mit der Bergparte im Gürtel, einer Art kurzen Hellebarde mit einem zierlich ausgelegten Stiel, den wir Helm nennen. Wir tragen das ſtatt unſeres Gewehres bei Aufzügen zum Zierath. Schlegel und Eiſen vor dem Barett und am Gürtel recht blank geputzt, die ſchwarzen Jacken knapp angezogen, Einer wie der Andere, und ſo ein ziemlich langer Zug, lauter dunkle Geſtalten, die durch den Duft und Nebel wie ein rechtes Ehrengeleite des Todes feierlich hinſchwankten. Als wir oben auf die Höhe kamen, voran die Muſik von Klarinetten und Oboen, dann die acht Särge, abwechſelnd von uns jüngſten Knappen getragen, auf jedem Schlegel und Eiſen gekreuzt

und eine mit Flor umhüllte Bergparte, dann die geſammte Knappſchaft, die Oberſten zuletzt, und hinter ihnen der unabſehbare Zug Leidtragender: da begrüßten uns vom Kirchdorfe her und antwortend aus der ganzen Nachbarſchaft die Glocken, und mit jedem Schritte ſchwoll lawinengleich das Gefolge von neuen Mitwallenden an.

Der Morgen war trübe und ſtill, echtes Todtenwetter. Von den Bäumen tropfte der Nachtduft, — über der Erde hing ſchlaff und grau das Bahrtuch des Nebels, und die dunkle Linie, von Glockenklang und Leichenmuſik umwogt, ſchlängelte ſich langſam durch die allmählich zerrinnenden Schleier den Berg hinab. Auf dem Kirchhofe des Dorfes erwarteten die acht Gräber, brüderlich neben einander, ihre Opfer; die zähen, halb gefrorenen, halb feuchten Schollen, unter denen ſie bald auf ewig unſerem Auge verſchwinden ſollten, waren daneben aufgehäuft. Was vermag doch alles Gepränge, die Muſik, die Feſtzüge, die geiſtlichen Lobreden, der ganze Hofſtaat, womit man in der Welt den Tod zu umgeben pflegt? Laßt Eure Böller und Musketen über die geſchmückten Särge donnern, die Glocken ihre Leichenklage durch das ganze Land heulen, den Glauben ſein Kreuz und ſeine morſchen Hoffnungen über der ſchweigenden Scholle aufpflanzen, ſtellt Eure Geſtorbenen aus auf prächtigen Schmerzensbetten, ſchwarz ausgeſchlagen, von umflorten Kandelabern beleuchtet, feiert Eure Seelenmetten, verſteckt unter jeder möglichen Illuſion das ſchreckliche Bild — es wird doch aus den bunten Fetzen das nackte Gerippe ſchauen, doch durch den Weihrauch der entſetzliche Duft des Moders und der Verweſung wehen, doch die Klage der verwaiſten

Liebe, die Verzweiflung, die Jammerrufe der Verlaſſenheit Eure Geſänge und Eure Opfer übertäuben!

O, ich kann es Dir nicht ſagen, mit welch' unnennbarem Schauer ich in die engen, ſchmutzigen Höhlen blickte, die dicht zu meinen Füßen gähnten. Es war ja ein vertrautes Element, das ſich mir aufthat, und dennoch däuchten mir die wenigen Fuße ſeiner Tiefe, der geringe Umfang ſo viel ſchrecklicher, als unſer ſchwärzeſter Schacht.

Wir hatten einen großen Kreis um die acht Schlafſtätten geſchloſſen. Es wurde geſungen, ich glaube: „Begrabt den Leib in ſeine Gruft.“ Siehſt Du, in den Paar dumpfen Worten liegt ja das ganze chriſtliche Leid und Weh des Sterbens! Begraben werden! Sprich, warum? warum hinabfallen in die dunkle, unwirthbare Erde, wo kein Licht und keine Liebe Dich wiederfindet? Verweſen, eine Speiſe dem ekelhaften Gewürm des Bodens, ein Dünger für den gemeinen Staub, den der Wind gleichgiltig nach allen Enden bläſt!

Gerade dieſes Element, das ſchwerſte, ſchwärzeſte, ſchweigſamſte von allen, unſer letztes Haus! Ich beneide den Matroſen, der leicht und frei in ſeine traute Welle ſinkt; wie eine Wiege gibt ſie ſich weich über ihm zuſammen, wenn das einfache Brett ſanft hinabgelaſſen worden iſt vom Bord des achtlos weiterziehenden Schiffes. Glücklicher noch, wer wie Deine Todten, heiteres Griechenvolk, in einer duftenden Rauchſäule kerzengerade, wie Opferdampf, in den freundlichen Himmel emporwirbelt. Oder warum nicht, wie ſich ein deutſcher Dichter gewünſcht hat, auf einem hohen Berge ausgeſetzt werden, dem indiſchen Büßer gleich, der ſtill auf ſeinen Gipfel hinauf-

ſteigt, die müden Arme unterſchlägt und nun in Wind und Wetter, in Schnee und Thau droben verwittert, während die Bergſchwalbe unter ſeinen Schultern furchtlos anbaut und die Sänger des Frühlings auf dem erlöſten Haupte ihre Jungen ätzen!

Aber nein, wir ſind im Tode auch noch gebunden an die träge, todte Scholle, daran wir lebend genugſam kleben; um das Marmorbild einer ſchönen, ſtillen Leiche nageln wir einen engen, dumpfigen Kaſten, auf die Gefahr hin — o Entſetzen! — daß die ſtockende Bruſt wieder zu athmen beginnt und die erwachten Arme verzweifelnd an dem abſcheulichen Kerker rütteln!

Dieſe Gedanken durchrieſelten mich, während der Geiſtliche ſeine Litanei des Todes langſam über den Gräbern ableierte; der Mann Gottes riß nach beliebter Manier erſt alle Wunden des Verluſtes wollüſtig auf, um das Oel ſeiner chriſtlichen Salbung deſto tiefer hinein zu träufeln; von den ſtäten Gefahren unſeres Berufes ſprach er und von dem ſchönen Opfertod in demſelben, citirte die ſeligen Geiſter, die nun ſchon von jenem Himmel auf uns herniederblickten, auch vom Wiederſehen und von dem profanen Vergeltungs-Syſtem jenſeits redete er allerlei verlorene Worte in den Nebel.

Endlich ſchloß er. „Amen.“ Und die Seile raſſelten, — Mützen ab! Da klang die erſte Scholle — o ein herzzerreißender Ton. Der Berghauptmann hatte ſie auf Haſens Sarg geworfen. „Glück auf,“ ſagte er dazu, und ſein Knie beugte ſich. „Die ſind nun zum letzten Male eingefahren,“ flüſterte ein alter Häuer neben mir, dem die hellen Thränen in den greiſen Bart rollten.

Zerſtreut gingen wir zurück. Ich konnte das Bild der Gräber nicht los werden; eins davon, raunte mir eine leiſe Stimme zu, eins davon war ja für mich beſtimmt, wäre er nicht ſtatt meiner hinabgeſprungen in die dunkle Kammer. Vielleicht, daß auch einige meiner Kameraden Gleiches dachten; ich ſah, wie böſe Blicke von der Seite nach mir zuckten. Mich liebt man nicht, und Haſe war ein Abgott dieſer Menſchen. Auch Dorothea's Name wurde mit leiſen Schmähungen genannt; man ſagte ſich in's Ohr, er habe den Tod geſucht, um ihretwillen. Die Aermſte! Sie war nicht mitgegangen. Als wir am Hauſe vorüberſchritten, blickte ich verſtohlen hinauf, die Vorhänge ihrer Fenſter waren dicht herabgelaſſen; aber hinter dem einen glaubte ich ihre Geſtalt durchſchimmern zu ſehen.

Bei der Mutter des Geſchworenen wurde ein großes Leichenmahl gehalten. Sie nennen das mit dem abſcheulichen Namen: „Tröſter". Bier, Branntwein, Kuchen und Tabak, vom Mittag bis in die Nacht. Eine verhaßte Sitte. Ganz entziehen durfte ich mich nicht. Mit welchen Empfindungen ich theilnahm, mit welchen ihrerſeits die alte Frau den Feind, den Nebenbuhler, den Mörder ihres Verlorenen bewirthete, beſchreibe ich Dir nicht. Nach einer peinlichen Stunde entfernte ich mich, um meine Einſamkeit aufzuſuchen.

Abends ſchlich ich zu dem Mädchen.

VI.

Felix an Eckart.

Du wunderſt Dich, lange nichts von mir gehört zu haben? Deine Liebe ängſtigt ſich in vergeblichen Sorgen um mich? Eckart, was ſoll ich Dir ſagen? Ich bin ein ganz gewöhnlicher Menſch und Correſpondent, ich ſchreibe Dir nicht, — „weil mir's gut geht!"

So ſind ſie Alle!

Nun bin ich über ein Jahr in Mariaſtein. Mein Leben iſt vollſtändig geworden; Liebe, Heimath, Beruf geben mir einen feſten Halt, einen ſicheren Zweck. Aus dieſen Kreiſen will ich nicht einmal in Gedanken heraustreten, und daher mag es rühren, daß Du ſeit dem Winter keine Zeile von mir ſaheſt. Meinetwegen glaube auch, ich hätte Dein Urtheil und Deine Moral gefürchtet. Nur für leichtſinnig ſollſt Du mich nicht halten, nicht denken, ich hätte in meiner jetzigen Exiſtenz mich nur eingeſponnen, um ſie gewaltſam wieder zu zerreißen, ſobald ſie ausgelebt und des Reizes der Neuheit entkleidet ſei. Früher habe ich ſelbſt nicht an die Wahrheit und

jedes Leben zählt, — tief inne wirſt, daß ein Herz Dich liebt, wahrhaftig liebt, in dem Augenblicke gibſt Du Dich auch auf ewig an daſſelbe gefangen, gleichviel, ob Du in alten Feſſeln, in verwelkten Träumen und Irrthümern noch beſtrickt biſt. Ich erkenne darin ein ewiges Naturgebot, über das keine Berufung: die wahre Liebe hat eine unwiderſtehliche Reciprocität, die unmittelbar wirkt, nenn' es magnetiſch, polar, elektriſch, wie Du willſt. Ein feſter Wille des Einen zieht den Andern gewaltſam an, und in dem Vereinigungsprozeſſe zweier wahlverwandter Naturen wird alles Fremdartige, Störſame, Außerweſentliche ausgeſtoßen und zu Boden geſchlagen.

Freilich faſſe ich unter dieſem Geſichtspunkte nicht Eure kleinen, galanten Spiele der Neigung, nicht die Liebe in der Geſellſchaft mit ihren Wechſeln und Erſcheinungen der Minute; auf ſie wird ein ſolches Naturgeſetz eben ſo wenig anwendbar ſein, als jedes andere. Emancipirt, wie Ihr ſeid, von der Natur, ſteht Ihr auch nicht mehr unter ihren urſprünglichen Satzungen. Ihr habt Euch, konform Eurer Umbildung und dem heutigen Zuſtande der Welt, aus ihren Stoffen und Bezügen eine eigene Liebe gebildet, eine beſondere Espèce von Herz, ein tragbares, bequemes Ding in Taſchenformat, das eine Dame in die Falten ihrer Aermel leicht verſtecken kann. Das ſetzt Ihr nun durch allerlei künſtliche Federn in Bewegung, und eine dieſer Federn beliebt es Euch „Liebe" zu nennen, weil ſie auf geſchlechtlichem Verhältniſſe läuft und wirkt. Ihr liebt in Eurer Art recht gut, recht treu meinetwegen, — allein, armer Mann, glaube um deswillen nicht, daß das eigentliche Liebe iſt, ſo wenig ihr

Licht, als ihr Schatten. Der Baron X wird ſich mit dem Grafen Y ſchießen, weil Dieſer ſeiner Frau — Du weißt ſchon. Geſchieht dies aus Eiferſucht? Setzt der Baron ſein koſtbares Leben auf das Spiel, weil er die Baronin liebt? Gott bewahre, weil ſeine Ehre durch einen éclat vor der Welt gekränkt wurde, weil ihm die öffentliche Meinung die Waffe tyranniſch in die zitternde Hand drückte, nicht die Leidenſchaft, nicht die Eiferſucht, die an ſich auch ihre Größe und ihre Poeſie hat. Herr von Z. trägt ſeine Gemahlin auf den Händen, er iſt das Muſter eines zärtlichen Gatten, ein Anbeter noch über die Flitterwochen hinaus. Liebt er ſie? Gott bewahre ſein Gehirn vor einer Liebe; ſeine Eitelkeit iſt geſchmeichelt, weil er die anerkannt ſchönſte Frau in der letzten Saiſon vorgeſtellt hat als die ſeinige; er ſchont ſie, er hätſchelt ſie, er vergöttert ſie, — nein, ſich in ihr. Er beklebt das Idol ſeiner Eigenliebe mit der Folie eines Glanzes, der nur auf ihn zurückſtrahlen muß.

Dankt Gott, daß es ſo iſt! Bittet ihn nicht, daß in Eure Kreiſe einmal eine wirkliche Liebe, eine große Leidenſchaft, eine gigantiſche Natur trete, Ihr würdet ihren Anblick eben ſo wenig ertragen können, wie Semele den unverhüllten Zeus. Zuweilen fährt durch Eure Seelen eine Ahnung, in der Nähe fühlt Ihr wie im Traume das Schreiten und Weben einer unbekannten Kraft. Ihr erwacht, verwundert, daß Trümmer Euch umgeben; ein geſtörter Haushalt, ein Selbſtmord, ein vernichteter Ruf, ein Wahnſinn jagt Euch das Blut aus den Wangen. Fallt nieder auf Euer Angeſicht: es war die Liebe, die an Euch vorüberwandelte, die einen

Strahl ihres himmliſchen Lichtes, der zum Blitze wird in Eurem Dunſtkreiſe, in ein Herz ſchleuderte, das ſich unglücklicher Weiſe in Eure Säle verirrte.

Zweifelſt Du, daß es wirklich eine ſolche Liebe gebe? Du läſterſt Gott, wenn Du es thuſt. Und glaube mir, ſie hat ihre Kriterien, daran die Auserwählten erkennen, daß ſie es iſt, nicht eine ihrer nachgepfuſchten, jämmerlichen Afterbildungen, die ſich ihnen offenbaren will. Ich bin entzückt, trunken, voll des innigen Wahnes: Sie liebt Dich, heimgegangen von mancher Kokette, die mir jeden Kuß, jede Gunſt nach finanziellen Operationsplänen zumaß; aber der Wahn iſt zerronnen, wenn ich den Muth hatte, mein Herz zu fragen, ſtatt meine Sinne oder meine Eitelkeit. Das heilige Liebesbewußtſein, jene Gewißheit und Beſitzesfreude der Seligen, womit Du in den Armen eines Weibes wie in einem Himmel ruhſt, das gibt nur eine rechte Liebe, eine wahre, eine natürliche. Es iſt eben ſo feſt und ſo klar, es lügt Dir eben ſo wenig, als die unbeſchreibliche Empfindung, mit der Du an einem Frühlingsmorgen Deines phyſiſchen Daſeins in jedem Pulsſchlage Deiner ſchwellenden Adern Dir bewußt wirſt. Es iſt eine neue Emanation des Lebens, von der manche Menſchen in dem ihrigen nichts gewahren, eine beſondere Welt für ſich, unabhängig von der äußeren, zufälligen, ein zweites, potenzirtes Daſein, das von uns unbekannten Kräften getragen wird, mehr als Somnambulismus, als magnetiſcher Schlaf, aber wie dieſe ein Myſter der Natur, an dem Spötter und Ungläubige mit ihrem armſeligen Stolze ahnungslos vorüberrauſchen, während der Erleſene, des nahen Gottes voll, ſich niederwirft und im Staube anbetet.

Mir iſt ein ſolches Bewußtſein zum erſten Male aufgegangen in den Stunden des werdenden Wunders, in den Stunden, da Dorothea's Liebe mir offenbar wurde. Was lieben heißt, habe ich gewußt, nicht was das Geliebtwerden bedeutet. Mich hat vor Dorothea nur Eine geliebt, und ihre Neigung konnte nicht zu mir dringen, weil ihr Geiſt durch die Kraft derſelben umgeſtoßen und verwirrt wurde. Dorothea liebt mich; ſie iſt die Erſte, die Einzige, von der ich jenes Bewußtſein hinnehme wie einen neuen Glauben und ihre Liebe wie ein göttliches Gnadengeſchenk, obwohl ſie mir damit entgegenkam. That die Barmherzigkeit Gottes mit dem Wunder ihrer Liebe, mit der Welterlöſung, nicht eben ſo?

Es bedurfte nur jenes Bewußtſeins, um mich auf den rechten Weg zu führen. Ich mußte ſie lieben. Ein Anderes und Weiteres ſah ich im Anfange nicht. Es war und iſt auch im Grunde gleichgiltig. Liebe, ſo aufgefaßt und behandelt, wie hier, tritt durch ſich ſelbſt nicht nur aus allen Schranken der Geſellſchaft, ſondern auch aus jeder Gerichtsbarkeit bürgerlicher, ſittlicher, menſchlicher heraus. Sie iſt ja ein erhöhtes Daſein, das der Moralität und des Rechtes nicht bedarf, um zu imponiren und ſich geltend zu machen, ſie gibt ſich ihre eigenen Geſetze und ſchafft ſich ſelbſt beliebig ihre rechte Form. Aber, dieſen hohen Geſichtspunkt ſogar fallen laſſend, kann ich nichts finden, was an der Verwirklichung einer äußeren Verbindung zwiſchen mir und Dorothea hinderte. Deine Stirn mag ſich immerhin umwölken, Freund, ich muß Dir dennoch gerade heraus erklären: durch jene alten Feſſeln, ſeien ſie noch ſo feſt geſchmiedet

nach Euren Begriffen, achte ich mich jetzt nicht mehr gebunden.

Erſchrick nicht! Von einer Heirath iſt hier zunächſt keine Rede, obwohl ich den Gedanken daran keineswegs abweiſen will. Unſere Liebe ſucht dieſe Form noch nicht; wird ſie ihr ein Bedürfniß, oder erheiſchen äußere Umſtände dieſelbe, ſo ſtehe ich keinen Augenblick an, ſie vor dem Altar die Meine zu nennen. Ich fürchte nicht, einen Meineid damit vor Gottes Thron zu wälzen; mein ehemaliges Gelübde iſt auf doppelte Weiſe von mir genommen, durch ihren Verrath, durch meine Flucht. Ich darf mich als abgeſchieden, als bürgerlich todt betrachten; eine neue Exiſtenz ſoll durch die Bedingungen und Hemmniſſe der alten nicht verwirrt werden, ich war frei und begebe mich dieſer Freiheit aus eigener, ſelbſtthätiger Wahl. Daß ich dabei Eure Form, Euer Sakrament nicht als bindend anerkenne, glaube ich vor mir rechtfertigen zu können. Ein Gottesverächter bin ich nicht, kein Freigeiſt und neumodiſcher Philoſoph, allein über das Grab hinaus reichen ja jene Bande nicht, und ich bin begraben.

Deine Theilnahme fragt nach Begebenheiten? Du willſt — ähnlich der unbequemen Mehrzahl der großen „Leſer“ par excellence — Fakten haben, willſt wiſſen, durch welche Kataſtrophen die Liebe zum eigentlichen Durchbruch gekommen ſei? Siehſt Du, ich gerathe, einem ſolchen Verlangen gegenüber, in Verlegenheit; das hat ſich alles ſo natürlich gemacht, ſo einfach-unſcheinbar, ſo nothwendig, daß es kaum an einem äußeren Faden aufzureihen und zu entwickeln iſt. Wie ein nach und nach

erblühter Frühling ſtand es auf einmal fertig da, und doch um deswillen nicht minder überraſchend, nicht kärglicher beſeligend, weil es allmählich geworden war. Ich frage mich nicht mehr, warum ich dieſes Weib liebe, ſondern warum ich es nicht vom erſten Augenblick an, da es über den Gartenzaun mir ſeinen ſchüchternen Gruß entbot, geliebt habe?

Die Wintermonate ſind langſam über uns hingegangen. In ihnen entkeimte eben unſere Liebe zur Gegenſeitigkeit. Die Arbeit ſtand ſtill, weil in der Grube erſt die Folgen der Zerſtörung ausgeglichen werden mußten, ehe wir unſer Werk wieder beginnen konnten. So kam es, daß ich öfter als ſonſt Dorothea ſah; der Alte hatte mich lieb und mochte mich gern um ſich haben, ſie ging ſtill aus und ein, mich nicht weiter anregend, mich nicht zurückhaltend, ruhig wie immer. Wenn ich erzählte, hing ihr Auge mit einer ſtäten Aufmerkſamkeit an mir; ſchwieg ich, war ich verſtimmt oder der Vater mißlauniſch, ſo ging ſie uns ſtill aus dem Wege, bis wir an uns gegenſeitig die Härten und Ecken unſerer Aergerniſſe abgerieben hatten. Es war ſo etwas echt Weibliches, ſo Bewußtes in jeder Bewegung, das ganze Weſen, inneres und äußeres, ſtimmte ſo vollkommen und ſo ſchön überein, daß nichts Fremdes in ſie eindringen und auf ſie wirken konnte, das ſie nicht ſogleich auf ihre Weiſe aufgenommen und geſtaltet hätte.

Wie theuer, wie unentbehrlich ſie mir geworden war, fühlte ich erſt, als die Arbeiten „vor Ort“ ihren Wiederanfang nahmen. Ihr Bild begleitete mich in die ſtumme, dunkle Einſamkeit meines Ganges, und bald war es mir,

zum Bedürfniß geworden, Morgens und Abends regelmäßig an ihrem Hauſe vorüberzugehen, wiewohl mein nächſter Weg mich anders führte, um, ehe ich auf den Fahrtſproſſen herniederſtieg unter die Erde, oder auf den Traumſproſſen eines frühen Schlafes hinauf in den Himmel, einen Blick in die blauen Augen meines Mädchens zu werfen. Und wenn ſie dann, die liebe, ſchlanke, biegſame Geſtalt, hinter den thauenden Scheiben ſtand, ihre weibliche Arbeit zur Hand, das Haupt ein wenig auf die Seite geneigt, oder ſingend über die enge Hausflur ſchritt, oder vom oberen Fenſter lächelnd in den froſtigen Morgen hinunternickte, ſiehſt Du, Eckart, da ward in meinem Herzen ein ſo unnennbar ſüßes Gefühl von Befriedigung und Erfüllung wach, daß ich getroſt, freudig, mit einer unbeſtimmten Hoffnung ſogar, meine Straße hinſchritt. Ich hatte Döreken geſehen, nun konnte mir nichts Leides mehr am Tage begegnen. Döreken hatte mir gute Nacht geſagt, nun konnten meine Träume nur roſige ſein.

Lache mich aus, wenn Du das Herz dazu haſt. Ich erſchien mir ja ſelbſt in kühlen oder trüben Augenblicken, wo ich mich eigenſinnig und widerſpenſtig von der Lichtſeite meines Lebens abkehrte, albern genug: ein Kerl über dreißig Jahre ſchwärmt wie ein Jüngling, ein Lebensmüder für ein Kind, ein „Privilegirter“ für ein Landmädchen. Ich habe mich ſelber ſchätzen und bewundern lernen über dieſe Liebesfähigkeit. Wie oft ſchaltet Ihr mich einen Egoiſten, einen Träumer, einen ſtolzen, hochfahrenden Phantaſten! Nein, Eckart, ich bin es nicht. Ein Herz, das mit ſolchen Wund- und Brandmälern

noch von einer unerſchöpflichen Lebens- und Liebesquelle ſo überfließen kann, das kann kein egoiſtiſches, kein verträumtes ſein. Mein Zutrauen zu mir, mein Muth für die Zukunft, meine moraliſche Kraft wuchs, je inniger ich des Segens meiner Liebe bewußt ward.

An einem Frühlingsmorgen — es war die Jahresfeier meiner Ankunft, — ein Sonntag — brach die Knospe zuerſt auf und wagte ſehnend und verſchämt dem jungen Lichte die keuſche Bruſt zuzuwenden. Unter Gräbern geſchah es. Sie bepflanzte nach dem gemeinſchaftlichen Kirchgange Haſens Gruft mit Frühlingsblumen, der Alte ſaß im Wirthshaus, ich fand mich zu ihr. Der Kirchhof lag ſo ſtill und ſonnig da, die erſten grünen Zweige nickten auf die lenzſchwangere Todtenerde hinab, und Dorothea ſtreute ihren heiligen Samen andächtig und in ſich gekehrt in die lockeren, duftenden Schollen. Da legte ich, leiſe herantretend, meinen Arm um ihren Leib. „Heute vor einem Jahre," ſagte ich, . . —

Nein, Du ſollſt nichts von jener Minute wiſſen. Vergib, mein Getreuer, nicht aus Mißtrauen in Dich ſchweige ich, ſondern weil mich ſelbſt eine unerklärliche Scheu zurückhält, den Vorhang von dem Augenblicke hinwegzuziehen. Genug, wir fanden uns, Arm in Arm, wieder, und ihre Lippe flüſterte, dicht an mein Herz gepreßt: „O Du, — nun weiß ich es ja!"

Mein Wille war, es ſollte ſeit der allerheiligſten Minute nichts in unſeren gegenſeitigen Beziehungen geändert werden. Ich hatte nicht bedacht, daß bei aller Erhebung des Gefühles die Sinne immer menſchlich wirk-

ſam bleiben und ſich nicht ſo leicht gefangen geben an die Macht eines kühlen Vorſatzes, wenn das neue Leben der Liebe und des Mais auch ſie mit einem neuen Feuer tauft. Auch geſtaltete ſich in unſeren inneren Beziehungen manches auf eine mich ſehr überraſchende Weiſe. Du kannſt Dir Dorothea unmöglich nach allem, was Du von ihr gehört haſt, wie eine Daphne im Strohhut und mit dem Rechen in der Hand denken. Ja, ſie iſt eine idylliſche Perſönlichkeit durch und durch, aber keine, wie ſie Geßner oder Voß oder Eberhard in zweifelhafte Hexameter einrahmen; willſt Du ein Literaturgleichniß für ein ganz illiterariſches Weſen, ſo nimm Goethe's gleichnamige Figur, an die ich zu tauſend Malen neben ihr gedacht habe, auch ehe ſie mir ſo nahegerückt wurde. Sie beſitzt einen ſehr geſunden, klaren Verſtand, der aber von der derbpraktiſchen Richtung, worin er in ihrer Sphäre gewöhnlich verduftet, abgelenkt worden iſt durch eine angeborene Weichheit des Gefühles und ein beſchauliches, von den nächſten Umgebungen gern einwärts flüchtendes Gemüthsleben, welches der frühe Tod einer trefflichen Mutter, die Stille des väterlichen Hauſes und der ganzen Scene, und die wirklich rührende Liebe des Alten zu ihr noch mehr genährt und vergeiſtigt haben. Ich kam dieſem, an tauſend geheimen Bedürfniſſen und unverſtandenen Wünſchen krankenden Gemüthe mit meiner Erfahrung und mit meiner Philoſophie des Herzens entgegen, und dies ſtellte ſie in eine gewiſſe kindliche Abhängigkeit von mir, die ja auch unſeren übrigen Verhältniſſen nach nur natürlich war und von mir früher eher begünſtigt, als verwiſcht wurde. Jetzt iſt jede Spur eines ſolchen Verhältniſſes

geſchwunden, nicht blos, weil Dorothea's Geiſt mir ebenbürtig geworden iſt, ſondern vielmehr, weil ich als Liebender, als Geliebter ihr zu Füßen ſitze. Ich habe dieſes wunderbare Geheimniß der Natur hier auf's Neue belauſcht. Warum ſtellt es den Mann unter das Weib, ſobald eine Liebe Beide verbindet, habe er auch ſonſt in jedem inneren und äußeren Vorzug des Lebens eine entſchiedene Erhabenheit über ſie? Klärchen kniet vor ihrem Helden, aber nur im Spiele; wo der Ernſt ihrer Liebe eintritt, beugt Egmont ſein Haupt vor ihr und bittet, daß ihm gegeben werde. Fauſt's Gelehrſamkeit läßt ſich nicht zu Gretchen herab, ſie erſcheint klein und flehend vor ihr, vor dem naiven, harmloſen, demüthigen Kinde. Und ſo überall. Sage mir, was iſt das?!

Du weißt nun alles. Ich bin glücklich. Du kennſt meine Gegenwart, und meine Zukunft kann nur von ihr beſtimmt werden, wie ja auch meine Vergangenheit in ihr verſöhnt aufgeht. Deinem Sinne nach habe ich etwas Wichtiges und Weſentliches nicht erzählt, weil es eben für mich und für unſere Liebe nur ein Zufälliges iſt. Dennoch ſollſt Du es erfahren, damit Du ſpäter nicht meinſt, ich habe es Dir aus Schuldbewußtſein verſchwiegen. Dorothea iſt mein, ganz mein, — ſie hat mir nichts Höheres mehr zu gewähren, als was ſie bereits gab. Ihr brecht den Stab über eine ſolche Beziehung in der großen Welt auch nicht mehr; man zuckt die Achſeln, man lächelt, man drückt ein Auge zu. Zum Teufel, Eckart, davon iſt hier keine Rede. Meine Liebe ſoll mir ſein können, was ſie will, ohne daß irgend Jemand ſcheel dazu ſehen darf. Wir lieben uns ja.

Vor wenig Wochen gab ſie ſich mir ganz hin, empfing ich ſie ganz, an einem Tage, der als äußere Anregung — pfui, daß man einer ſolchen immer noch gedenken muß! — das große Feſt der „Knappſchaft“ im Dorfe brachte. Ich geleitete ſie heim, wir Beide waren heiter geſtimmt, auch unruhiger als gewöhnlich. Der Vater folgte nicht gleich, errathe den Reſt.

Ich ſchreibe keinen galanten Roman; nimm es alſo nicht für ſinnliche Lüſternheit, wenn ich Dir geſtehe, daß mich noch niemals ein Weib mit dieſer Innigkeit, dieſer ſchmelzenden Hingabe umarmt hat, wie das Kind, wie Dorothea. Ihre Sinnlichkeit war der geſunde Duft einer naturgemäß erblühten Blume; er berauſchte und betäubte mich nicht, er verſetzte mich in einen bis dahin ungekannten Zuſtand des Genießens, der heiligſten Durchdringung geiſtigen und körperlichen Reizes. Ich verlangte nicht roh und ſtürmiſch, ſie wehrte nicht und gewährte nicht unweiblich; wir kamen uns eben ſo vollſtändig und gleichmäßig entgegen, daß die Körper nur demſelben Geſetze zu folgen ſchienen, wie die Seelen. Es war der erſte reine Verſchmelzungs-Prozeß rein-ſinnlicher und tief-geiſtiger Neigung, den ich im Leben empfunden habe.

Nichts von unſerem Erwachen! Eine glühende Röthe, das Abendroth einer göttlich-ſchönen Stunde, brennt noch jetzt über meine Wangen, wenn ich daran gedenke; weder Scham noch Begier entzündet ſie, nein, die dankbarſte, ſeligſte Liebe, welche in ihr ihre würdigſte Brautfackel lodern ſieht. Du irrſt, wollteſt Du Dorothea Dir verändert, durch eine ſolche Kataſtrophe umgeſchaffen denken. Wohl glühte ſie in ſüß-jungfräulicher Befangenheit, als

ich ſie zum erſten Male ſeit unſerem letzten Begegnen wieder ſah; allein in dieſem Erglühen war kein peinlicher Funke von Reue, von gezierter Sprödigkeit, von verlegenem Pathos. Weinend und ſtumm ruhte ſie eine lange Weile an meiner Bruſt; dann küßte ſie mich auf's Herz, richtete ſich langſam auf und ſagte, ihre Thränen abtrocknend, mit einem unbeſchreiblichen Blick aus ihren blauen Augen: „Wem hätt' ich es denn anders geben dürfen, als Dir? Wir waren ja lange Eins!“

Hätteſt Du ſie in dem Augenblicke geſehen, Du wäreſt wie ich dieſer Heldin der Liebe zu Füßen gefallen, um den Saum ihres Gewandes in Demuth mit Deinen Lippen zu ſtreifen. Soll ich Dir erſt verſichern, was ſie mir ſeit jener Stunde iſt? Und wie ich ſie niemals höher, heiliger gehalten habe, als jetzt?

Glaube mir, Eckart, einige Weiber wie dieſes ruinirten Eure Geſellſchaft. Wo fändet Ihr noch ein Opfer, wie ſolches, und dabei eine ſo großartige Freudigkeit nach demſelben, die, weit entfernt, unweiblich und abſtoßend zu ſein, jenem erſt die rechte Weihe geben? Dieſes Herz, dieſe Seele, dieſes Leben ſind eitel Liebe für mich; ich gebiete despotiſch über ſie und liege dabei doch ſklaviſch in ihren ſanften Feſſeln. Sie würde mir niemals abſchlagen, was ſie mir einmal gewährt hat, wenn ich bäte; allein ich bitte eben nicht, weil mir eine heilige Scheu alle Wünſche und Sinnesneigungen gerade ſeit ihrer höchſten Erfüllung züchtig verſchleiert hält.

Zweifelſt Du noch an meiner Liebe, an meinem Glücke, an meiner Zukunft? Mann, gehe hin, umarme Deine treue Eliſabeth, drücke in die blonden Locken Deines

Erſtgeborenen einen väterlichen Kuß, und dann erſt ſage: „Er hat doch Recht.“ Ja, ich habe. Und jetzt verſtehe ich erſt, was Du ſagen wollteſt, wenn Du einſt, Deinen Knaben auf den Knieen, mit einem ſeltſamen Mitleiden in meinen Jubel hineinblickteſt, der damals vor einem falſchen Götzen ſeine Freudenfeuer abbrannte, und zu mir ſprachſt: „Das Beſte kennſt Du doch nicht!“ Nein, mein Getreuer, ich kannte es nicht, allein ein guter Engel ließ mich es finden, ich weiß nun, was eine Zukunft in Liebe und Familie und ſeliger Beſchränkung bedeutet. Preiſe mich glücklich; o ich bin es ja, mehr, als Du zu begreifen vermagſt, mehr, als ich jemals verdient, geahnt, geträumt habe!

Du hörſt nun lange nichts mehr von mir. Was ſoll ich Dir melden? Mein Leben kennſt Du ganz und gar, Du weißt ſeine Richtung und ſeinen Segen; Neues kann mir hier nicht begegnen, alſo laß mich. Du haſt mich abermals verloren, abermals begraben; aber auf dem Hügel duften dunkle, flüſternde Roſen ihre heilige Gluth aus und Nachtigallen ſchlagen ſchluchzend langgezogene Lieder drein.

So verſinkt Dein Freund! Auf ewig! O, lebe wohl! Lebe wohl!

VII.

Felix an Dorothea.

(Zwei Tage ſpäter.)

Das ſchreibt mir Freundeshand: „Du biſt entdeckt, Dein Pferd hat Dich verrathen, es iſt hier erkannt und angehalten worden. Fliehe, und Gottes Engel über Dir!“ — Das und weiter nichts. Und ich? — Dorothea, ich gehorche. Mein Fluch brennt wieder, die Furien heften ſich an meine Ferſen, ich gehe. Ohne Dich geſehen, geküßt, geſegnet zu haben, gehe ich. Ich muß, um Dich nicht zu verlieren. Daß wir uns wiederfinden, weißt Du. Du glaubſt an mich, liebſt mich. Wir ſind ja Eins!

Zweites Buch.

„Schicht!“

I.

Wir müſſen, um die Spur unſeres verloren gegangenen Helden wiederzufinden, eine gute Strecke zurückkehren und ſeine Herzens-Geſchichte vom eigentlichen Anfang anfangen. Daß wir die Mitte vorangeſtellt und ihn ſelbſt unmittelbar zum Leſer haben ſprechen laſſen, das geſchah keineswegs, um ein ſchriftſtelleriſches Kunſtſtück zu machen. Seine Natur ſollte ſich ungebunden und unvermittelt, mit ihren Schwächen und Stärken, dem Leſer offenbaren, da aus ihr alle Fäden ſeines Schickſals, das Gewebe ſeiner Schuld, die verhängnißvolle Verſchlingung ſeiner Exiſtenz mit anderen, die Schürzung eines nicht zu löſenden, nur durch Gewalt zerreißbaren Knotens abzuleiten ſind. Es gibt dergleichen Individualitäten, von denen man nicht weiß, ſoll man ſie bevorzugte oder verurtheilte nennen. Durchaus ideal angelegt, ſind ſie zum Conflict mit der realen Welt prädeſtinirt. Sie ſetzen durchaus ſelbſtändig ihr Ich in den Mittelpunkt dieſer Welt und wollen, um Sitte und Geſetz unbekümmert, durch ihre ſubjectiven Stimmungen, ihre Leidenſchaften, ihre Anſchauungen ihr und Anderer Leben beſtimmen. Gelingt es ihnen, über

Thatſachen und Ueberlieferungen den Sieg davonzutragen, ſo heißen ſie Genies, Eroberer, Helden. Im entgegengeſetzten, häufigeren Fall ſchwankt die öffentliche Meinung zwiſchen den Kategorien: Verbrecher, — Wahnſinnige. Ihr Untergang vollzieht ſich ſicher, und mit ihnen fallen Diejenigen, welche ſie in ihren Zauberkreis geriſſen haben.

Solch' eine Natur war Felix. Ihn kennen zu lernen, muß unſere Erzählung, ihm folgend, aus der dunklen Grube an das Licht der Oberwelt zurückſteigen. Die Welt unter der Erde verſinkt; eine andere thut ſich auf, — die ſogenannte große. Sie zu ſchildern, iſt vielleicht eine undankbarere Aufgabe, als diejenige, welche ihr dunkles Gegenſtück geboten. Wer kennt ſie nicht, die excluſiven Kreiſe, die Salons, die vorzugsweiſe „Geſellſchaft" ſich nennende Kaſte einer deutſchen Reſidenz? Jedem erſcheint ſie anders, dieſe Oberwelt, und iſt und bleibt doch im Grunde, in den Hauptzügen des Bildes, immer eine und dieſelbe.

Die, welche über der Schneelinie ſtehen, auf jenen Höhen, von denen die Hütten im Thale wie Nürnberger Tand und die gemeinen Beſchäftigungen der Menſchen wie Maſchinenwerk ausſehen, dieſe Glücklichen ſind in ihren kalten, klaren, ruhigen Regionen ſo eingewohnt, daß ſie ihnen die einzig mögliche Lebensſphäre däuchten. Wer die Sache aus der Froſchperſpektive betrachtet, ſchilt wohl und ſagt: Da droben geht alle Vegetation und alles grüne Treiben aus, es iſt eine geiſt- und gemüthloſe, in Formen erſtarrende Welt, für die wir nicht paſſen. Arme Widerbeller! Und doch hat dieſe Welt den Vorzug und das Recht der Realität vor Euch voraus, während Eure

reformirenden Tendenzen und neuen Syſteme fromme Wünſche, dichteriſche Träume bleiben, für die Eure Angefeindeten noch ſchlimmere Namen haben!

Wie gleichförmig aber Gehalt und Ton, Geiſt und Form des geſelligen Lebens überall ſich kundgeben, ſo ſtehen dieſelben doch nicht ſo über allem Einfluß erhaben, nicht ſo feſt, daß eine ungewöhnliche Perſönlichkeit nicht aus ihrem Niveau hervorragen und auf ihre Geſtaltung eine entſchiedene Wirkung ausüben könnte. Darum reden wir von tonangebenden Größen, von Spitzen der Geſellſchaft, von Frauen und Männern, die Mode ſind oder die ſich überlebt haben in der Saiſon. Die Salons haben ebenſo gut ihre Götter und Götzen wie die Tempel, ihre offenen und myſteriöſen Kulte, ihre Geſetze und Religionen. Wer niemals auf dem Piedeſtal einiger geſelliger Triumphe geſtanden und um ſich, von ihm beherrſcht und beſtimmt, ein glänzendes Leben ſeine Wellen hat ſchlagen ſehen, der kennt auch jene kleine, ſüße Eitelkeit nicht, mit der ein ſolches Bewußtſein erfüllt. Jedes Herrſchen iſt ein angenehmes, ein berauſchendes Gefühl; der Offizier empfindet es vor der Front ſeiner Compagnie, der Profeſſor auf dem Katheder, der Dichter auf der Bühne, warum nicht auch der Stutzer, der, nachläſſig auf ein elegantes Kaminſims geſtützt, jene ſprühenden Nichts um ſich her ſchleudert, mit denen er, als Mann des Abends, die Converſation erleuchtet, und zwar ſo, daß alle Strahlen auf ihn zurückfallen und ſein Bild in einer hellen Glorie darſtellen? —

In der Reſidenz, die der Schauplatz unſerer Geſchichte iſt, — herkömmlicher Weiſe ein anonymer Schauplatz, —

hatte ſeit Mädchengedenken kein Mann ſo entſchieden und ſo dauernd auf der Höhe geſelliger Autorität geſtanden, als Edmund Schaller, deſſen Herrſchaft nun ſchon mehr als eine Saiſon überdauerte. Warum? Das iſt leicht geſagt. Eine mächtige Hand führte ihn in die Welt ein, die des Miniſters von Althanns; der Ruf eines unerſchöpflichen Reichthums ging ihm voraus, und ſeine perſönliche Erſcheinung vollendete das, was man techniſch einen Erfolg nennt. Am erſten Abend gleich, als er im Hauſe des engliſchen Geſandten die Bretter ſeiner Thätigkeit betrat, ſtanden günſtige Geſtirne über ihm. Eine ungeheuere Langeweile bereitete ſeine Erſcheinung vor; die geſelligen Springfedern roſteten oder erlahmten vor Alter oder Abſpannung. Spiel, Muſik, Lektüre, Tanz ſind Mittel, die ſich leicht abnutzen, um ſo leichter, als ſie nicht von allen Faktoren der Geſellſchaft gleich gehandhabt und gleich empfangen werden. Tanzen namentlich gilt ja für ein antiquirtes, den tieferen Regionen abzulaſſendes Vergnügen; es iſt ſo wenig geiſtreich, ſich drehen, hüpfen und wandeln. Wie viel beſſer, in eine Niſche zurückgezogen, das Lorgnon am Auge, den Schein eines kalten, über ſolchen Intereſſen ſchwebenden Beobachters annehmen! Nun bilden ſich allmählich Gruppen und Parteien, der Hauptſtrom der Converſation zerrinnt in viele, geſondert verrieſelnde Wäſſerlein. Hohe Beamte haben die Uniform natürlich daheim laſſen müſſen; allein es geht ihnen, wie Herakles mit dem Gewande des Centauren, ſie ziehen mit demſelben ihren beſten und oft ihren einzigen Menſchen aus, da dieſer mit der Uniform verwachſen iſt. Wenn ihnen nicht ein Spieltiſch oder eine

verſchwiegen bequeme Ecke mit gefüllten Flaſchen entgegenkommt, ſo verſchwinden ſie, ſobald es thunlich ſcheint, um in ihre Akten und Cabinets zurückzukehren. Aus dem Rauſchen gedämpfter Stimmen, klappernder Taſſen und atlaſſener Schuhe auf dem gebohnten Parquet, über den Geſprächſchnitzeln, aus Politik, Tages-Chronik, Literatur, Kunſt und Alltäglichkeit mühſelig zuſammengeleſen, erhebt ſich dann und wann eine Stimme. Der Hausherr führt einen Sänger vor vom Hoftheater, der begreiflicherweiſe nur um deswillen geladen wurde, daß er eine peinliche Pauſe ausfülle; der Sänger verbeugt ſich, ſingt, tritt zurück. Wieder eine Lücke. Der Hausherr zapft einen Hiſtorienmaler an, der bei der Akademie placirt iſt; Der erzählt von Italien und Skandinavien, recenſirt die Münchener Schule, ſchlägt die Franzoſen an's Kreuz, und man hört in einem graziös geſchloſſenen Kreiſe geduldig zu, bis die Dame, welche für den Winter gerade die geiſtreichſte iſt, den Künſtler mit ihren Naivetäten zum Schweigen gebracht hat. Und abermals eine Lücke. Der Hausherr geht verzweifelnd von einem Baume zum andern und ſchüttelt, hier einen alten Kammerherrn, deſſen Anekdoten Ruf beſitzen, dort einen politiſchen Redner, dort eine Dame, die in lauter Calembourgs erwidert; es fallen allerlei Blätter und Früchte herunter, Stechäpfel, Holzäpfel, Galläpfel; nach einer Weile ſtehen die Wipfel unwillig ſtill, wie in Gewitterſchwüle, und alles ſeufzt: Ein mitleidiger Regen! Eine Neuigkeit! Oder die Wagen zur Heimfahrt!

Ein ſolcher Moment war es, als bei dem engliſchen Geſandten Edmund Schaller, eingeführt von dem

Miniſter von Althanns, ſeine erſte Erſcheinung machte. Das ſpäte Anfahren erregte ſchon ein günſtiges Vorurtheil für den Kommenden; was konnte er nicht alles mitbringen von draußen? Und wie nun die hohen Flügelthüren aufſprangen und neben der zierlich-würdigen Figur des Miniſters die hohe Apollo-Geſtalt eines jungen Fremden in den Saal trat, von allen Blicken begrüßt, ohne Brille oder Stecher, mit einem großen, offenen Auge durch die glänzenden Kreiſe ſtreifend, leicht, ohne Affektation, bequem ohne Nachläſſigkeit, impoſant ohne Anmaßung, frei ohne Zudringlichkeit, gefällig ohne Eleganz, ſchön, jedoch nicht ſo ſchön, um jeden inneren Vorzug des Mannes in Zweifel zu ſtellen: — als er ſo in den Saal trat, da hatte er ſchon die mächtigere Hälfte der Geſellſchaft, die weibliche, für ſich gewonnen, ein Cäſar im Frack und mit gelben Glacéhandſchuhen. Kommen, ſehen, ſiegen war bei ihm ein Moment.

Wer war, von wannen kam, wohin ging Cäſar? Lauter Fragen, die trotz des guten Tones auf allen Geſichtern ſtereotypirt ſtanden. Der Miniſter hatte ihn dem Geſandten, Dieſer ſeinen Gäſten als Freiherrn von Schallershauſen vorgeſtellt. Das war die Achillesferſe des Ueberwinders. Man kannte die Familie, die reichſte des Nachbarſtaates, deren Adel aber nur wie eine friſche Tünche dünn und gleißend über dem bürgerlichen Namen hing, der überall noch hindurchlugte: Banquier Schaller. So hieß und das war noch der Vater Edmunds, und Dieſer kokettirte damit, daß er die adeligen Zierathen gern von dem ehrlichen Namen ſeiner Altvordern abriß. Auf ſeiner Karte ſtand, das zierlichſte Facſimile einer

kecken und festen Handschrift, in englischer Perlschrift gestochen: Edmund Schaller. Und weiter nichts. Es fragt sich, wer eitler war, Vater oder Sohn? Jener, der hinter einem erkauften Wappenschilde Goldwage und Bankzettel versteckte, oder Dieser, welcher hochmüthig erklärte, er sei in allen Gewohnheiten und Lebensansichten so rein aristokratisch geboren und gebildet, daß er des bestätigenden Documents und eines neuen Namens nicht bedürfe.

Es liegt eine wehmüthige Concession in der Toleranz, welche die vornehme Gesellschaft gegen solche neue Größen ausüben muß, das stillschweigende Anerkenntniß einer anderen und stärkeren Macht, als der der Geburt. Der Kammerherrenschlüssel und das Kreuz der Stiftsdame erröthen nicht mehr, wenn sie die massiven Breloques eines nobilitirten Krämers, die schweren Medaillons und Armbänder einer Banquierstochter neben oder gar über sich gesetzt sehen. Man hat Welt genug, sich in das Unvermeidliche zu finden, mag es auch innerlich wehe thun und gegen die neuen Eindringlinge eine bittere Verstimmung hervorrufen.

Edmund hatte unter einer solchen nicht zu leiden. Es gefiel, daß er den Goldschaum von seinem gediegenen Namen verächtlich wegblies, und weil er freiwillig eine Stufe niedriger stieg, als sein Vater sich emporgeschwungen hatte, hob man ihn um so zuvorkommender und zarter wieder empor. Ihn adelt sein Talent und seine Person, sagte man, weil — sonderbar genug! solche Vorzüge eine viel bereitwilligere Anerkennung finden, als gewichtige, klingende.

Viele Lebensanfänge und Verſuche lagen hinter Edmund ſchon an jenem Abend, da er bei dem engliſchen Geſandten eintrat. Er war noch jung, und doch hatten bereits Gedanken und Pläne die hohe, blanke Stirn gefurcht, Schmerzen und Verluſte — mehr am Glauben, als an reellem Beſitze — jene kleinen, giftigen Schlangen um den Mund ausgebrütet, die einem verſunkenen Paradies nachzucken. Aufgewachſen unter allen Bequemlichkeiten, mit denen der Luxus eines gewaltſam vornehmen Hauſes ſeinen Einzigen umgeben konnte, durch eine ſorgfältige Schule und auf weiten Reiſen gebildet, ſtand Edmund am Ende ſeiner jungen Jahre prüfend und wählend vor den verſchiedenen Wegen, welche das Leben ſeiner Thätigkeit darbot. Er verſuchte ſich als Soldat und diente als Volontär einer ausländiſchen Macht; ein kurzer Feldzug in einem fremden Erdtheile ſchmückte ſeine Wange mit einer leichten Narbe und ſein Knopfloch mit dem rothen Bändchen, das Edmund nie ohne Zorn betrachtete; „ich danke es den Verpflichtungen gegen meinen Vater," ſagte er zähneknirſchend, „nicht meinem Werthe," und damit wurde die ſeidene Schärpe des Offiziers fortgeſchleudert. Er warf ſich auf Rechtspflege und Verwaltung mit der Haſt und dem Wirkensdrange, welche ſein ganzes Weſen bezeichneten, und mit dem Erfolge, den ihm — nicht ſein Geiſt, ſondern ſein Geld und ſein Vater erwarben; überall fand er offene Thüren und gebahnte Pfade, man hob ihn, ehe er ſteigen wollte, und ſtatt ſeine Kraft in Anſpruch zu nehmen, brauchte man fremde zu ſeiner Förderung. Unwillig entfloh Edmund auch dieſen Kreiſen. Seine Seele fand keine Beſchäftigung; das Wiſſen, das er ſich

erworben, drückte ihn wie ein unnützes Pfund, die Genüſſe und Vorzüge, in denen er geſchaukelt worden war, ekelten ihn an, ohne daß er Entſchiedenheit und Spannung genug beſeſſen hätte, ſie wegzuwerfen und ein neues, ſich ſelbſt zu dankendes Leben zu beginnen.

Edmund entdeckte eine Sphäre nicht, auf die er angewieſen, für die er begabt war: die einer freien Kunſtthätigkeit. Er wäre ein Dichter geworden, oder ein Maler, oder ein Tonkünſtler, hätte nicht das unſelige Dilettantenthum ihm den ernſten Beruf zu einer ſolchen Thätigkeit vertändelt und verſteckt. Seine Natur war eine tief poetiſche, allein ſie zerſplitterte in der Geſellſchaft, auf die ihn ſeine Stellung anwies. Statt Lieder oder Dramen zu dichten, ſchrieb er Briefe, in denen die unerſchöpfte Kraft ſich unnütz ausſtrömte, gab ſich an eine, ohne Reſultate verrauſchende Converſation mit ſeinen beſten Gedanken und Empfindungen hin, ſpannte Neigungen und Leidenſchaften ab in dem monotonen Getriebe eines blos geſelligen Lebens. Dadurch wurde Edmund das, was Frauen und Mädchen einen intereſſanten Mann nennen, ernſte Männer einen fähigen, aber überſpannten Kopf, Grämliche einen Sonderling. Allen war indeß ſeine Erſcheinung eine willkommene. Denn Alle nahmen in den Salons von ihm ein; er ſtreute mit vollen Händen unter ſie aus, ohne zu empfangen, regte ſich ſelbſt an, erhielt ſich durch eigenen Schwung in einem künſtlichen Taumel und wunderte ſich am Ende, wenn er erſchöpft und verdrießlich in ſeine Zimmer heimkehrte, nach einem ſo lärmenden und lauten Abend ſo gar hohl und ſchaal einſchlafen zu müſſen. Am nächſten Morgen erneuerte ſich

daſſelbe Spiel, und ſo lag, ohne Ziel und Wechſel, vor den Augen des jungen Mannes eine Perſpektive, in deren Glanz ſeine Freunde und ſeine Feinde nur mit Neid blickten, während ihn der Ekel an deren Oede und Unfruchtbarkeit durchſchauerte.

Die perſönliche Liebenswürdigkeit Edmunds litt unter ſolchen Verhältniſſen ſichtlich. Er hatte Launen, — welcher reiche Mann hätte ſie nicht? — und dieſe wurden in dem Maße unerträglicher, als ſie von Anderen ertragen, von ihm ſelbſt eingeſtanden und empfunden wurden. Seine Feinde — welcher begabte Mann hätte ſie nicht? — ſchalten ihn unbeſcheiden oder hochmüthig, und er war es, weil ihm im Bewußtſein ſeiner Erfolge jene ſociale Beſcheidenheit, die nicht aus dem Niveau des Ganzen hervorſtechen will, abging. Gutwillige Freunde — welcher junge Mann hätte ſie nicht? — ſorgten ſich um ihn und ſeinen Spleen, und in der That, er war krank, der ſtolze, reiche intereſſante, geſcheute Menſch, am innerſten Lebensmarke krank. Er hing nicht mit der Welt, nicht mit der Zeit real zuſammen; ihre größten Intereſſen exiſtirten kaum für ihn, ihre Kämpfe um Principien und Reſultate rührten nicht an die goldene Indolenz ſeines Lebens. Er ſchwebte im Abſtracten, der Schleier, der zwiſchen ihm und der Wirklichkeit hing und durch welchen alle Objecte der letzteren ihm anders gefärbt oder verrückt ſcheinen mußten, rollte mit jedem Tage, den er nur mit ſich und mit nichtsbedeutenden Umgebungen zubrachte, verhüllender und trennender herab.

Der alte Freiherr von Schallershauſen ahnte, wenn er gleich den tieferen Entwickelungsproceß einer ihm

ganz heterogenen Natur nicht überall begreifen konnte, doch mit ſeinem väterlichen Gefühle ziemlich richtig, was in dem Sohne vorging, und glaubte wenigſtens zu errathen, was ihm noth ſei. Gewohnt, für ihn zu handeln, ſandte er, nach einer kurzen Beſprechung mit demſelben, ihn in die freundnachbarliche Reſidenz, wo Edmund eine neue Bahn einſchlagen ſollte, die des Diplomaten. Als Attachs bei irgend einer Geſandtſchaft, ſo raiſonnirte der Freiherr, hat er eine feine, ehrenvolle Beſchäftigung, gute Ausſichten wollen wir ihm ſchon eröffnen, eine anſtändige Verbindung bringt in ſein inneres Leben mehr Aplomb, und für den Reſt möge der liebe Gott ſorgen, der mich alten Mann ja an meinem Einzigen nicht das erſte Unglück meines Lebens wird erfahren laſſen.

II.

Der Miniſter Althanns, Edmunds Pathe in der Geſellſchaft, war ein guter, alter Mann und ein ſchlechter, alter Miniſter. Als Hauptzweck ſeiner ſtaatsmänniſchen Thätigkeit hatte ihm gegolten: es Allen recht zu machen; große Maxime für Schuhmachermeiſter, deſto kleinere für Staatslenker. Die politiſchen Grundſätze deſſelben gingen bequem in einen Fingerhut, und ſein Horizont reichte gerade ſo weit, als ihn zwei entgegengeſetzte Linien zogen: der Wille Sereniſſimi, die Praxis ſeines Kanzleidirectors, der, ſcheinbar als Null hinter die Ziffer des Departements-Chefs geſetzt, dieſem allein Werth und Geltung verlieh. Die Worte: Schöpfungen, Neuerungen, Reformation hatten einen häßlichen Klang in ſeinen Ohren; deſto ſüßer tönte ihm das „Excellenz", womit ſein alter Name neuen Vorſpann erhalten hatte, ſeit er das Vertrauen ſeines allergnädigſten Herrn beſaß.

An ihn und an ſein Haus war Edmund zunächſt empfohlen. Herr von Althanns ſtand dem Reſſort des Auswärtigen vor; in ſeinem Bureau konnte alſo der junge Diplomat ſich am beſten die Sporen verdienen. Im An-

ſange ging alles ganz glatt und glänzend. Der Novize der hohen Staatskunſt wohnte mit einer muſterhaften Aufmerkſamkeit den Conferenzen und Sitzungen im Miniſterium bei; ſeine Conduite bei der Vorſtellung am Hofe war eine höchſt diſtinguirte, und der Herr hatte mit einem huldreichen Lächeln dem Miniſter geſagt: Ein netter Menſch, mit gnädigſtem Augenwink auf den Protégé deſſelben. Herr von Althanns war im Himmel. Jemanden eingeführt zu haben, der dem Herrn entſchieden wohlgefiel, von welchem die älteſten Diplomaten äußerten, er ſei ein hoffnungsvoller Mann und erinnere an die guten alten Zeiten zu Raſtadt oder gar zu Regensburg, der endlich in allen geſelligen Kreiſen binnen acht Tagen der „Löwe“ wurde — welch' ein Succèß für Herrn von Althanns!

Der Miniſter bewohnte ein verhältnißmäßig kleines Haus in einer der Vorſtädte. Es ging auch nicht eben groß in dem kleinen Hauſe zu, denn Herr von Althanns liebte jene gediegene Einfachheit, die von der Geburtsariſtokratie immer als Begleiterin des beſten Geſchmackes und beſten Tones gerühmt wird, von der Geldariſtokratie aber als etwas ganz Anderes, als eine aus der Noth gemachte Tugend. Die Reichen in der Reſidenz ſpotteten darüber, wenn in den Soiréen des Herrn von Althanns das Silberzeug am Theetiſch und das an den Buffets des Speiſeſaals allerlei verſchiedene Chiffern aufwies. Sie hielten ſich auch darüber auf, daß der Miniſter nicht oft genug die Equipagen ändere, daß ſein Portier und ſein Kutſcher zum Verwechſeln einander ähnlich ſähen, und wie eine tiefverwundende, nur mit äußerſter Schonung einander mitgetheilte Bemerkung ging es unter den Damen zweiten

Ranges von Ohr zu Ohr, daß die Tochter des Miniſters neulich auf drei Hofbällen zwei Kleider getragen habe, das eine nämlich zweimal, auf dem erſten und dritten, zum letzteren nur wenig im Aufputz verändert. „Liebſter Gott," ſeufzte die dicke Frau von Neudeck, „es geht doch nichts über einen gediegenen Wohlſtand." Ihr Mann war im letzten Kriege Lieferant geweſen, ihr Vater Gaſtwirth in einer fetten Zeit.

Hatte der Miniſter eine Tochter?

Da er ſich Edmunds ſo entſchieden annahm, ihn einführte, ihn protegirte . . .

Ja ſo! . . .

Reſpekt vor dieſer Tochter des Miniſters! Mindeſtens ſo viel, als er, der Vater, ſelbſt beſaß, — einen mit gelinder Furcht gemiſchten Reſpekt, — der im zweiten Stocke ſeines Hauſes wohnte, während ſie die bel étage des Palaſtes inne hatte! Herr von Althanns war Wittwer; ſeine Tochter machte die Honneurs als Hausfrau, während eine andere Tochter entfernt in einem Stifte geborgen war.

Die, von welcher hier zunächſt die Rede ſein muß, iſt Wittwe. Eine Wittwe von zweiundzwanzig Jahren, eine Erſcheinung von jener imponirenden Gewalt, welche die Engländer treffend „a striking beauty" nennen, ein Leib, zur Liebe geſchaffen, durch Liebe gereift, keine Knospe mehr, eine glühende, vollkelchige Centifolie, der alle Künſte der Toilette das ſchöne Relief gaben, das für ſich allein keinen oder einen widerwärtigen Eindruck macht, als Folie des rechten Steines aber dieſem ein unwiderſtehliches Feuer verleiht. Sie hieß Felicia. Ein hübſcher, ein be-

zeichnender Name für dieſes Bild eines vornehmen, glänzenden, ſchönen Lebens, wenn es im Rahmen einer funkelnden Equipage oder eines reich decorirten Ballſaales plötzlich auftauchte, der Sonne gleich, auf den Wangen der Männer in brennendem Roth, auf denen der Frauen in einem bleichen Schrecken ſich ſtolz beſpiegelnd.

Felicia war alſo Wittwe, und das in ihrem zweiundzwanzigſten Lebensjahre. Man finde darin keinen Beweis gegen ihren Verſtand; ſie ſelbſt ſagte, wenn eine Freundin ſie über die frühe Verheirathung neckte, mit einem komiſchen Seufzer: „Was willſt Du, Liebe? Man iſt auch einmal jung geweſen, und das Herz hat ſeine Rechte!“ Ihr verſtorbener Gatte ſtand als Major bei der Garde; keineswegs eine reiche, eine glänzende Partie, zu welcher ſogar der Vater Felicia's ſo lange entſchieden „Nein“ geſagt hatte, als er es im Stande war, — er wohnte im zweiten Stocke — aber ein bildſchöner, blutjunger Mann von beſter Familie. Felicia heirathete ihn. Nach drei Jahren ſtarb er. Seine Kameraden ſagten, er habe den ſtrengen Dienſt nicht aushalten können.

Wenn der Schluß von einem äußeren Gedeihen auf eine glückliche Ehe ein richtiger iſt, ſo hatte Felicia äußerſt glücklich mit ihm gelebt. Sie war ſchöner geworden und hatte damit alle Hoffnungen ihrer Freundinnen und Geſpielinnen ſchlagend vernichtet. Auch ihr Charakter, ihre Lebensanſicht, ihre ganze Tournüre hatte trotz der Hingabe an einen ſehr geliebten Gatten, von der ſie oft zu einer vertrauten Kammerherrin weinte, noch an Feſtigkeit und ſicherem Auftritt gewonnen. Dem Sentiment, meinte ſie, ſei nun ſein Recht geſchehen; des Lebens Lenz blüht ein-

mal und nicht wieder. Sie beſaß mithin für deutſche Leſer und Leſerinnen jenen Hauptzauber nicht mehr, der in einem überſchwänglichen Gefühle, einer Noli me tangere-Zartheit, einer beſcheidenen, naiven, ſchüchternen Natur beruht. Felicia rückt aus dieſer Glorie der Thekla, Gretchen, Klärchen, Lotte, Louiſe, Mignon und wie die geliebten Heldinnen alle heißen mögen, leider heraus; wir haben in ihr eine Dame der höchſten Welt, eine klare, beſonnene Frau, eine erfahrene Wittwe.

Fragte man in der Reſidenz nach dem Rufe und Charakter Felicia's, ſo lauteten die Antworten wunderbar verſchieden. Gemeine Leute ſagten: „Eine unbändig ſtolze Frau.“ Blöde Referendarien, die auf Hofbällen von ferne ſtanden und an ihre Bruſt ſchlugen, worauf keine Achſelſchnur glänzte und kein Stern, ſeufzten: „Ein Engel.“ Keckere Helden in Epaulette flüſterten, indem ſie mit einer unnachahmlichen Miene den Verſuch zu einem Schnurrbärtchen in die Länge zogen: „Eine feine Kokette.“ Alte Herren fluchten: „Auf Ehre, das liebenswürdigſte Weib in Europa, auf Ehre.“ Von den Stimmen aus dem weiblichen Chorus ſprach laut nur eine, die gewichtigſte, Nanny, ihr Kammermädchen: „Ja, ein bischen hitzig ſind die gnädige Frau und hochfahrend, aber gut bis auf's Blut und ein wahrer Schatz!“

Leſer von Verſtand ſehen ein, daß nur auf das Urtheil dieſer letzten Inſtanz etwas zu geben iſt. Wenn eine vornehme Dame von ihrer Kammerfrau als gut gelobt und geliebt wird, dann iſt ſie es gewiß.

Wir wiſſen nun, woran wir mit Felicia ſind. Edmund Schaller ſeinerſeits ſchien dies noch nicht zu wiſſen,

vielleicht überhaupt nichts von ihr wiſſen zu wollen. Zwar wurde er häufig im Hauſe des Miniſters geſehen; er blieb zur Tafel dort, oft mit anderen Fremden, einige Male ſchon allein. Darüber können ſich nur kleinſtädtiſche Seelen wundern, bei denen die Frage entſtand: Warum wollen denn Althanns auf einmal ein Haus machen? Er beſchäftigte ſich viel mit der Tochter des Miniſters; Beide laſen, muſicirten, tanzten, jedoch nicht ſo ausſchließlich, ſo auffallend miteinander, daß die Geſellſchaft irgendwie eine Abſichtlichkeit hätte herausfühlen oder hineindeuteln können. Felicia war und blieb die Unbefangene, die inmitten aller Wandelſterne, welche ihre Bahnen um ſie zogen, Offiziere, Hofherren, Künſtler, Beamte, feſt und ruhig ſtrahlend daſtand. Sie zeichnete Edmund nicht aus, er ſuchte ſie nicht. Ueberhaupt wich ſeine Lethargie und Indifferenz nur langſam einem raſcheren und freudigeren Bewegen in den neuen Lebenskreiſen. Er tanzte gern und mit einer gewiſſen Innigkeit, einem Ernſt, die ſeltſam von den pflichtmäßigen Tanzexercitien der Uebrigen hervorſtach. Sie tanzten wie Statiſten; Schaller wie ein Künſtler, dem der Tanz ein Vergnügen macht, keine Arbeit iſt. Die Damen hatten den Unterſchied bald weg, wenn ſie ſich in's Ohr raunten, keiner umfaſſe ſo feſt, keiner ſchwebe in ſo lebendiger Verſchlingung mit der Tänzerin über das Parquet, als der „einjährig Freiwillige", wie er in der Reſidenz hieß, mit gutmüthiger Anſpielung auf ſeine Probezeit im auswärtigen Amte. Dennoch tanzte Edmund wenig und mit Wenigen, wie er überhaupt nicht liebte, in großen Geſellſchaftskreiſen aus ſich herauszugehen. Er war ſtill, „ſchwermüthig", ſagten die

jungen Mädchen, und blickten deſto aufmerkſamer nach ihm hin.

Eines Abends hatte er auf einem Balle eben mit Felicia getanzt und ſie nach beendigter Muſik auf ihren Platz zurückgeleitet, als eine ihm unbekannte Dame auf Felicia von rückwärts zukam, von Dieſer unbemerkt ihr die Fingerſpitzen auf die Augen drückte und in's Ohr flüſterte: „Rathe!“ Felicia wendete ſich mit froher Ueberraſchung um, und die beiden Frauen begrüßten ſich mit ſo lauter Herzlichkeit, als es der Ton innerhalb eines Salons zuläßt. „Eben aus dem Wagen geſtiegen,“ hörte Edmund, der zurückgetreten war, die Fremde ſagen, und wandte ſich, von Felicia herbeigerufen, wieder um. „Gehen Sie nicht fort, Baron,“ ſagte Dieſe zu ihm, „ohne eine neue Bekanntſchaft gemacht zu haben. Du erlaubſt doch, Liebe? — Hier meine Schweſter Emilie — Herr Schaller von Schallershauſen! Fremd ſind ſie ſich beide nicht mehr!“

Edmund verbeugte ſich angelegentlichſt und erfreut. Ein lebendiges Geſpräch war bald im Fluſſe, das nur von den neu anhebenden Tönen des nahen Orcheſters abgeriſſen wurde. Edmund bat das Fräulein um den Tanz; ſie dankte. „Meine Emilie, die kleine Nonne, tanzt nicht, ſeit ſie ihr proteſtantiſches Stiftskreuzchen trägt,“ lächelte Felicia, und Edmund blickte fragend auf die Schweſter. „In der That,“ meinte Dieſe, „es kommt mir vor, als ob dieſe Ordensdecoration und mein ernſteres Gewand ſchlecht zu Eurer weißen Seide, Euren Blumen und Bijoux paßte.“

Edmund zog mit ſeinem Körbchen ab und — tanzte den Abend nicht mehr. Verwundert fragte ihn Felicia, als ſie eine geraume Weile darauf in der Colonne der Tänzer nicht weit von der Fenſterniſche zu ſtehen kam, wohin ſich Edmund zurückgezogen hatte: „So müßig, noir fainéant?“ — „Ein Gefallener meidet die Schranken, das iſt alte Ritterſitte, ſchöne Dame.“ — „War der eine Schlag ſo hart?“ — „Der Schlag nicht, aber die Hand, die ihn führte.“ — „Sind Sie beleidigt, Herr von Schallershauſen?“ — „Wie ſo, meine gnädige Frau?“ — „Nun, ich denke, von Emilie?“ — „Bewahre! Könnte ein Grundſatz mich beleidigen?“ — „Und doch hat ſie Ihnen wehe gethan?“ — „Ja!“ — „Warum?“ — „Weil ich gerade mit Ihrer Schweſter gern einmal gewalzt hätte.“ — „Ich frage wieder: Warum?“ — „Sie weiß, was in meinem Sinne tanzen heißt.“ — „Wer ſagt Ihnen das?“ — „Ihr Auge und ihre Weigerung!“

Felicia drehte ſich raſch herum, mit Heftigkeit und Geräuſch ihren Fächer entfaltend. Eine Secunde, und ſie flog im Arme des Gardeoffiziers davon. Ein langer Blick, forſchend, zornig, wehmüthig, verletzt, fiel auf den ſchlechten Diplomaten in der Niſche. Schaller begegnete demſelben nicht. Sein Auge ſuchte die unvermerkt entſchwundene, ſchwarze Geſtalt des Stiftsfräuleins.

III.

Sechs Monate, und in allen guten Häuſern der mittelmäßigen deutſchen Reſidenz lagen, von einem roth-ſeidenen Bändlein zierlichſt umflochten, zwei goldgeränderte Karten. Keine Hand zerriß aber aus Neugier die zarte Hülle, denn Jedermann wußte, welche Namen auf den Blättern ſtanden: auf einem das zierliche Facſimile Edmund Schaller, auf dem anderen La Comtesse de Fellheim, née d'Althanns. Edmund und Felicia waren verlobt.

Was die Welt dazu ſagte und was die Eltern des ſchönen Paares, braucht nicht auseinandergeſetzt zu werden. „Althanns hat einen reichen Schwiegerſohn haben wollen," ſchrie der arme Pöbel, „haben müſſen," ziſchelte der reiche. Unrecht hatten Beide nicht; aber daß ſie Recht hatten, macht am Ende dem Miniſter keine Schande. Er war nicht reich, Repräſentationskoſten nahmen ſeinen kargen Gehalt hinweg und erforderten noch mehr, er mußte Opfer bringen. Wen opfert man aber in ſolchen und ähnlichen Fällen lieber, als eine Tochter, wenn Einen der Himmel mit ſolchen Lämmlein geſegnet hat? Von

Jephta und Agamemnon an hat mancher Papa ſein Kind dargebracht, ohne daß die Väter ſo viel Weſens daraus gemacht hätten wie Jene, oder die Töchter wie weiland Jephta's, die, glaube ich, vierzig Tage lang ihre Jungfrauſchaft in der Einſamkeit beweinte. — Gerechter Gott, die Thränen alle!

Zudem, Felicia wollte ja geopfert ſein, wie das Bauernmädchen in der Komödie ſpricht. Und nicht einem Moloch oder einer Artemis, nein! einem jungen, ſchönen, geiſtreichen, auch ſonſt reichen Manne, der auf dem Zenith ſeines geſelligen Ruhmes ſtand, welchem des Miniſters Hand an ſeinem Geburtsfeſte das Patent eines Legationsſecretärs ſammt dem goldenen Kammerherrenſchlüſſel unter die Serviette geſteckt hatte. Konnte alſo eine Partie convenabler ſein, als dieſe? „Mein Sohn," ſchrieb der alte Ex-Banquier, „die Freudenthränen laufen mir über die Wangen, wann ich an Dich und an Dein Glück denke. Heute wirſt Du dreißig Jahre alt. Herr, will ich mit Abraham ausrufen" — (der gute Mann und ſchlechte Chriſt verwechſelte in der Eile einen Erzvater des alten Teſtamentes mit einem Hohenprieſter aus dem neuen) — „Herr, nun laſſe Deinen Diener in Frieden fahren! Habe ich Dir doch endlich ein sort gemacht, das hoffentlich auch Deinen kühnſten Anſprüchen genügen wird. Dir bleibt nun noch Eins zu thun: eine Verbindung mit einem Deines neuen Glanzes, Deiner Perſon und Deines Reichthumes gleich würdigen Hauſe und Gegenſtande. Trügt mich nicht alles, ſo iſt dieſer Gegenſtand bereits gefunden, und ich habe nur aus vollem Herzen meinen väterlichen Segen zu ſpenden. Am

Uebrigen ſoll es auch nicht fehlen. Du wirſt nun hoffentlich zufriedener und geſetzter werden, Deine Wünſche mehr auf das praktiſche Leben concentriren, Dich mit Deinen wechſelnden Neigungen abfinden, kurz Dich ſelbſt ſo glücklich machen, als Du es verdienſt und als es Dir von ganzem Herzen wünſcht — Dein treuer Vater.“

In der That: Edmund befand ſich nicht bloß ſeit ſeinem Geburtstage, an welchem ihn das Füllhorn irdiſchen Segens mit ſeinen glänzendſten Gaben überſchüttete, ſondern ſchon geraume Zeit vorher in dem Zuſtande eines dauernden Rauſches, eines alle Sinne beſtrickenden Taumels. Er liebte. Wen? Konnte er Jemanden lieben, als Felicia? Nein, er liebte Felicia; er ſagte ſich das ſo oft vor, er ſchwor es ſich ſo leidenſchaftlich, daß er es am Ende ſelbſt glaubte, oder daß es wahr wurde. Iſt denn überhaupt zwiſchen Glauben und Thatſache ein Unterſchied, wenn es einen Affekt gilt? Edmund liebte.

Daß er ein Träumer war, iſt uns ja bekannt. Sein Herz machte ſich ſelbſt ein Leben, wenn es in den Umgebungen keines vorfand. Seine Natur beſaß ein unerſättliches Liebesbedürfniß, und ſein Charakter die entſprechende Fähigkeit, jedes Objekt dieſem Bedürfniß geeignet zu machen. Plumpe Menſchen werden das in ihrer Art interpretiren: alſo er lief jeder Schürze nach? Nein, das that Edmund nicht. Aber er hatte oft geliebt, er mußte ein Mädchen, ein Weib beſitzen, an das ſeine ſchwankende, übervolle Seele in den Stunden ihrer Weihe, in ihren Schmerzen und Seligkeiten, ſich werfen konnte und ſprechen: „Nimm mich auf!“ Er, der alles beſaß, mußte immer nach dem Beſten ſuchen, nach Liebe, und

wann er ſie gefunden zu haben meinte, ſtieß er ſie eigenſinnig wieder von ſich, aus Mißtrauen, aus Unmuth, aus Kälte, um wieder auf die Suche zu ziehen. Edmund liebte den Beſitz nicht, nur das Erringen. Ein gewöhnlicher Fehler. Die Frauen ſagen: „ein männlicher.“

Felicia aber?

Nach der Liebe eines Weibes muß eigentlich Niemand fragen; ſie ſelbſt am wenigſten, ganz zuletzt. Die eiferſüchtige Wallung Felicia's gegen ihre Schweſter, als Dieſe Edmund einen Tanz abgeſchlagen und dadurch den ganzen Ball verleidet hatte, konnte vielleicht als Symptom einer aufkeimenden Neigung angeſehen werden. Allein das Symptom verſchwand ſo bald, wie Diejenige, welche es hervorgerufen. Die Stiftsdame kürzte, nach einem vertraulichen Zwiegeſpräch mit Papa Althanns, ihren Beſuch im Vaterhauſe ab, ohne daß Edmund ſie wiedergeſehen. Deſto häufiger ſah er, ſuchte er Felicia. In ihr fand er, wenn er ſich ſein Geſuchtes analyſirte, alles vereint: Schönheit, Talent, Geiſt, Bildung, Herz. Auch das letztere? Um ſo mehr, als er es überall vorauszuſetzen geneigt war. Die äußeren Vorzüge blieben dabei ſeiner Eitelkeit nichts weniger als gleichgiltig; ein glänzender Name und mächtige Connexionen waren Dinge, welche der junge Diplomat wohl zu ſchätzen wußte, wie ſehr Poet er auch war. Zu einem Entſchluſſe gediehen aber ſeine Prüfungen noch nicht; er hegte in ſich nur mit geübter Virtuoſität eine Liebe zu Felicia, bei der er zunächſt an kein praktiſches Ende dachte, und ſuchte in ihren Schritten zu ſpüren, ob ſie ihn liebe, ob einen Anderen, ob überhaupt das Herz in jener ſchönen, raſch

pochenden Bruſt in ſolchen Flammen glühen könne, wie er ſie als Erwiderung der ſeinigen heiſchte?

Unter ſolchen Stimmungen und Beziehungen war jenes Wiegenfeſt Edmunds herangekommen, das ſo glänzende Geſchenke für ihn mitbrachte. Der Miniſter hatte es ſich nicht nehmen laſſen, daſſelbe in ſeinem Hauſe mit einem Feſtmahle zu begehen unter wenigen, aber erleſenen Freunden des Gefeierten. Dieſer war ſtiller noch, als gewöhnlich. Mich dünkt, an Geburtstagen ſei das begreiflich. Warum machen wir künſtliche Kerbhölzer und ſchnitzen eine neue Schuld an den Tod mit jedem Jahre ein und feiern gar den Tag noch, da es geſchieht? Erſt gegen Ende der Tafel, als unter krachenden Pfropfen und aus überſtrömenden Kelchen das Wohl Edmunds getrunken ward, flogen die Wolken von ſeiner Stirn auseinander, und mit einer innigen, ungetrübten Freude konnte er dem Miniſter, als er ſich erhoben, ſeinen Dank abſtatten. Sein Auge glühte. Der Miniſter bemerkte es wohl und ſchüttelte mit einer ſcheinbar aus der feinen Gleichgiltigkeit fallenden Treuherzigkeit und Liebe dem Aufgeregten die Hand; dabei zuckte einer ſeiner raſcheſten Blicke nach der Tochter hinüber, die ſich, unwillig erröthend, abwandte.

Der Kaffee wurde im Garten ſervirt. Es war ein heiterer, von Frühlings-Duft und Wärme geſättigter Abend. Die Gäſte luſtwandelten vertraulich in den Gängen, über die Terraſſe, oder ſchaukelten ſich im Schatten behaglich kühler Lauben. Felicia's Arm ruhte noch in dem ihres Tiſchnachbarn, ohne daß ſie oder er zu gewahren ſchienen, daß die übrigen Damen, unten ange-

langt, ihre Cavaliere bereits entlaſſen hatten. Sie gingen in einer Linden-Allee auf und ab, er ſchweigſam und dadurch unwiderſtehlich beredt, ſie mit einer angenommenen Redſeligkeit um ihn hergaukelnd. Trunken ſah Felix auf das Weib an ſeiner Seite herab; durch den leichten Flor ihres Aermels ſtrömte ein elektriſcher Schlag nach dem anderen in ſein Blut über, und das Auge des Geblendeten verirrte ſich taumelnd in dem auf Hals und Bruſt herabwallenden Dunkel ihrer ſchönen, glänzenden Haare. „Was iſt Ihnen?“ fragte ſie, als ein Druck auf ihren Arm ſie ſtehenbleiben hieß. — „Sie reden mir zu viel.“ — „Iſt das galant?“ — „Nein . . . Felicia, ich bin müde. Laſſen Sie uns ruhen!“ — Er bot ihr einen Seſſel von denen, die an dem unbelauſchten Ausgange des Lindenweges ſtanden, und warf ſich, noch ehe ſie denſelben eingenommen, mit Ungeſtüm auf einen zweiten, das Auge fragend zu ihr emporgerichtet. „Seltſamer!“ ſagte ſie langſam, ſenkte die Wimper und ſetzte ſich neben ihm nieder. Darauf eine lange Stille.

„Wiſſen Sie auch,“ hob Felicia auf's Neue an, „daß Sie noch ein Geburtstagsgeſchenk zu Gute haben, das meinige?“ — Er ſah fragend auf. — „Droben bei den Fremden und unter den glänzenden Gaben Ihres Vaters und des meinigen durfte ich es Ihnen nicht überreichen, aber nicht wahr, hier weiſt es der Freund von der Hand der Freundin nicht zurück?“ — Mit dieſen Worten zog Felicia aus dem Buſen ein kleines Porteſeuille, in Seidenſtramin geſtickt, ungemein zierlich und elegant, das ſie auf beiden Händen mit einer komiſchen Ernſthaftigkeit dem Ueberraſchten entgegenhielt. — „Aber, Felicia!“ . . . —

„Nun, ſo nehmen Sie doch! Oder meinen Sie etwa, unſere verwöhnten Finger ſeien der Nadel nicht mächtig, das vermöchten nur Ihre bürgerlichen Schönen und ſentimentalen Anbeterinnen zu ſchaffen?“

Edmund drückte mit einer ſtummen Inbrunſt die kunſtfertigen Hände an ſeine Lippen und betrachtete die Deſſins. „Ach,“ ſagte ſie muthwillig, „laſſen Sie doch die dummen Arabesken und Schnörkel gut ſein! Hier, Herr Baron! mir in's Auge geſehen! Was kommt auf dies erſte Blatt? Diplomatiſche Noten in geheimſter Chiffre-Schrift? Ein Sonett auf den Mond? Spielſchulden?“ — Lachend hielt ſie ihm den Silberſtift und die geöffneten Blätter hin. „Nein,“ rief er, auf einmal von einem Gedanken ergriffen, aus, „nein, nichts von allem dem! Aber, geben Sie mir!“ Er ſprang auf. Einige raſche Züge, dann gab er es an ſie zurück. „Felicia, ich liebe Dich!“ leuchtete ihr, groß und keck hingeworfen, entgegen. Sie erbleichte, wurde darauf dunkelroth, ſchwieg eine lange Minute, während welcher er, die Arme auf die Lehne ihres Seſſels geſtützt, nahe vor ihr ſtand. Dann begann ſie, mit zitternder Stimme, wieder: „Und ein Hauch, ein kleiner Finger verwiſcht es!“ Sie wollte mit der Linken über die Tafel fahren, Edmund aber hielt ſie gewaltſam feſt und ſagte: „Vermöchteſt Du das? Du!?“

Und nach einer langen Minute wiederum kniete der ſchöne Mann vor dem ſchönen Weibe, ihre Arme ruhten auf ſeinen Schultern, ſeine Lippen auf den ihrigen, und die dunklen Locken ihres matt herniederhangenden Hauptes vermiſchten ſich mit ſeinen reichen, blonden Haaren.

O, es iſt eine ſo ſchöne, heilige Stunde im Leben, wo zwei Herzen zum erſten Male an einander ſchlagen, zwei Lippen nur eine Flamme ſind, zwei Menſchen zum erſten, letzten, einzigen Male Götter werden! Schade, Schade, wenn in ein ſolches Doppelbild voll unbeſchreiblichen Reizes, das in eine himmliſche Glorie eingefaßt, mit Engelsköpfen umgeben ſein ſollte, ein häßlicher, dunkler Schatten fällt, der Schatten eines alten, feinen Mannes mit einem rothen Ordensband um das weiße Halstuch und einem glänzenden Stern auf einer linken Rippe! Der alte, feine Mann ſteht, wie Mephiſtopheles hinter Fauſt und Gretchen, am Ende des Lindenganges, dem jungen Paare gegenüber. Er lächelt und reibt ſich die Hände, aber alles unvermerkt; denn ſein eines Auge hat die Gruppe der Liebenden erſpäht, während das andere den Geheimen Legations-Rath bewachte, mit dem er eben in einem tiefen Zwiegeſpräche war, damit deſſen Brille nicht auch etwa — zu früh vor der Welt! — nach jener Seite ſtreifte. Und doch war jener alte, feine Mann kein anderer, als der Miniſter von Althanns, und unter ſeinem Stern ſollte ein Vaterherz ſchlagen für Die, welche in der dunkeln Laube in des Mannes Armen lag!

Felicia ſuchte ſich zuerſt aufzurichten. Schon ein betrübendes und erkältendes Zeichen, wenn das Weib früher auf die Erde zurückſinkt, als der Mann ſie dazu nöthigt! Aber ſie vermochte es nicht. Sie fühlte ihre Schulter feucht von ſeinen Thränen, convulſiviſch ſchluchzend drückte er ſie feſter an ſich, und ein verzehrendes Feuer ſprühte aus ſeiner Stirn in ihre Wangen, bis ſie ihm haſtig zu-

flüſterte: „Um Gottes Willen, Edmund, erheben Sie ſich! wenn uns Jemand überraſchte!“

Da plötzlich, ſtumm und ſchwer, gehorchte er. Das Büchlein, das zwiſchen ihnen niedergefallen war, raſch an ſich nehmend, ſchwang er ſich ohne ein Wort, einen Blick weiter an Felicia in das Gebüſch und war im Nu ihren erſtaunten Augen entſchwunden. Sie ſtarrte ihm nach, befremdet und erſchüttert, während ſie mechaniſch ihr Taſchentuch ſeine Thränen auffaugen ließ. Dieſes Mal verſtand ſie ihn nicht, vielleicht zum erſten Male, gewiß da, wo ſie ihn am meiſten hätte verſtehen ſollen. Es ahnte ja ihre Seele nicht, welch' einen verheerenden Vulkan ſie in ſeiner Leidenſchaft entzündet hatte. Sie erſchrak bloß.

Der neue Legationsſekretär, Kammerherr Baron Schaller von Schallershauſen, kam den Abend nicht mehr zur Geſellſchaft zurück; ſein Kammerdiener brachte dem Miniſter die Entſchuldigung und meldete ſeinen Herrn zugleich auf morgen früh zu einer vertrauten Unterredung in Privat-Angelegenheiten. Die Exzellenz nickte, ſelbſtgefällig und zufrieden lächelnd. Wer ein gutes Ohr gehabt hätte, würde, von den ſchmalen Lippen und zwiſchen den funkelnagelneuen Zähnen des Miniſters gemurmelt, ein einziges kurzes Wort erlauſcht haben: das Wort — „Endlich!“

IV.

Kein eigenthümlicheres Verhältniß innerhalb unſerer modernen Geſellſchaft, als das eines verlobten Paares! Schwärmende nennen die Brautzeit den Blüthemonat des Lebens, die Poeſie der Liebe, die eigentlichen Flitterwochen. Sie haben Unrecht. Die Sitte hat eine ſonderbare Miſchung von Zwang und Freiheit, namentlich in den mittleren Ständen, zur Grundlage jenes Verhältniſſes gemacht. Man heißt es nicht gut, wenn Liebende, ohne durch den Verlobungsring an einander gekettet zu ſein, vertraute Stunden, Zuſammenkünfte ohne Zeugen, zärtliche Spaziergänge haben; dagegen iſt alles dies ganz in der Ordnung, es wird ſogar zur Pflicht, ſobald das feierliche „Ja" vor der Familie gewechſelt wurde. Dieſelbe Mutter, welche ihr Töchterlein ſtreng vom Fenſter gehen hieß, ſobald der Liebhaber ſeine tägliche Promenade darunter antrat, ſchleicht gutmüthig lächelnd aus dem Zimmer, um den Bräutigam eine ganze Stunde allein bei der Einzigen auf dem Sopha ſitzen zu laſſen. Es liegt ein ſchönes, ein edles Vertrauen in dieſer Sicherheit, aber eine Gefahr zugleich und eine Naivetät, von der bewußtere Völker, das italieniſche

z. B., längſt abgegangen ſind. Dort dürfen Liebende ungeſtört mit einander koſen, Verlobte aber ſind durch eine faſt klöſterliche Strenge von einander geſchieden. Welche Anſicht iſt die zweckmäßigere?

Und nun ſetze man den Fall — ach! einen täglichen! — daß ein bei aller Feſtigkeit, durch Wankelmuth des Mannes und des Weibes, durch widrige Verhältniſſe ſo oft gefährdetes Band zerreißt! Das arme Mädchen, das genug verloren hat, um vielleicht niemals wieder zu finden, und nicht genug gewonnen, um in der Erinnerung allein leben zu können, das eine Exiſtenz freiwillig für eine neue aufgab, und der man dieſe nun plötzlich und gewaltſam unter den Füßen hinwegzieht, ehe ſie Zeit und Kraft und Beſinnung genug erlangt, in jene zurückzuflüchten!

Wer in die Häuſer unſeres guten Mittelſtandes blickt, hinter die weißen, bürgerlichen Gardinen der Familienzimmer, der findet eine Menge ſolcher halbwach geküßter Blumen, die nun im Staube und im ſpärlichen Sonnenſtrahl verbleichen! Keine Hand bricht ſie, denn man weiß ja nicht, ob ſie nicht zuvor geknickt waren, und die mütterliche, angſtvoll bebende, iſt auch nicht mehr im Stande, ſie zu der alten Friſche und Freudigkeit emporzuziehen. Kümmerliche, ſchmerzlich-rührende Bilder einer im beſten Entfalten getödteten Natur!

Daß Edmund kein kleinbürgerlicher Bräutigam war, der ſonntäglich im Hauſe des werthen Schwiegerpapas in spe ſein Couvert vorfindet, in der Woche hingegen erſt nach Tiſch und zum Kaffee erſcheint, regelmäßig, wie ein Barbier, — nun, das verſteht ſich bei ſeiner Natur und bei den äußeren Verhältniſſen, in die er getreten war,

von ſelbſt. Mit der ewig grün bleibenden, ſchönen Zeit der jungen Liebe war es bei ihm und bei ſeiner Verlobten allerdings vorbei. So auch mit dem verſchämten Stolze, mit welchem ein Ehe-Candidaten-Paar zum erſten Male auf der ſtädtiſchen Promenade oder auf dem obligatoriſchen Viſitengang, Arm in Arm, erſcheint und auf die ſtereotypen Glückwünſche erröthend erwidert: „Pfingſten über's Jahr, ſo Gott will, ſoll es losgehen.“ Solches Glück keimt nur in Landſtädtchen, wie Veilchen nur an der Hecke; aber es iſt ſehr ſüß, ſehr duftend, ſehr berauſchend. Edmund war auf ſeine Weiſe glücklich, vielleicht eine nur quantitativ verſchiedene. Er flog mit ſeiner Verlobten im erſten Daumont, der die Reſidenz jemals in Aufregung verſetzt hatte, durch die Straßen und freute ſich, das Geſpann zu bändigen, welches das ſchöne Weib Funken ſtiebend, Feuer ſchnaubend entführen zu wollen ſchien. Er hob ſie zu Pferde und jagte mit ihr ſtundenlang im Parkdickicht umher, die keuchenden Reitknechte unwillig hinter ſich laſſend. Er lag ihr zu Füßen daheim, im verſchwiegenen Cloſet, und tändelte mit ihrem Schoßhündlein, das eiferſüchtig zwiſchen die beiden Liebenden bellte, und las und zeichnete und ſang und plauderte und gähnte mit ihr.

Gähnte? — Warum nicht? Verlobte gähnen auch zuſammen. Darin liegt nichts Störendes; im Gegentheil etwas Trauliches, ein Vorgeſchmack des häuslichen Herdes.

Immer aber in dieſem Beiſammenſein, trotz aller geſelligen Triumphe, die er in der allgemeinen Anbetung ſeiner „Future“ genoß, trotz der Zärtlichkeit und Aufmerkſamkeit, womit Felicia ihn umgab, fehlte dem Uner-

ſättlichen etwas, um ſeinem Verhältniß zu ihr die rechte Weihe zu geben. Wußte er, was dieſes letzte Etwas war? So wenig, als dies mit Worten ganz klar zu machen ſein wird. Nicht der geiſtige Reiz war es, denn Felicia war geiſtreich, witzig, vielſeitig gebildet, bequem in der Converſation, obwohl ſie alle dieſe Tugenden mehr für die Geſellſchaft als für den Zukünftigen, mehr im Salon als im Boudoir zu beſitzen und zu üben ſchien. Im letzteren war ſie, allein mit Edmund, träumeriſch ſtill, ſinnend, und doch nicht von jener unbeſchreiblichen Weiſe, die, wie der Zauber einer Mondnacht, eines Liedes von Schubert, zum Mitgefühl zwingt. Oft rührte es Edmund kalt in ſeinen Entzückungen an, daß ſie ihn nicht augenblicklich, nicht ganz verſtand, wenn er mit einem Blicke, einem Kuß in das innere Grübchen ihrer Hand, durch ein Wort ihr anders entgegenkam, als ſie erwiderte. Felicia war, wie geſagt, zärtlich und warm genug, keine ſparſame, ihre Liebkoſungen meſſende, berechnende Geliebte, und dennoch vermißte Edmund oft eine Poeſie der Sinnlichkeit in ihr, die ſeine Liebe in jeder Kniebeugung, in jeder Umſchlingung des Armes veredelte. Einmal ſtürzte er, ganz aufgelöſt in Gluth und Seligkeit, zu ihren Knieen und küßte ſie auf den Fuß, dem Felicia ein Schemelchen zur Folie gegeben hatte. Seiner Lippen Druck brannte wie Feuer durch das zarte Seidengewebe des Strumpfes auf ihre Haut. Sie zog erſchrocken den Fuß zurück und ſagte halblächelnd, indem ſie die herabwallenden blonden Haare ſeiner Stirne weich zurückſtrich: „Wilder Menſch, was wollen Sie denn eigentlich?“ Edmund brach in Thränen aus und umfaßte ſie feſter, ſein Geſicht zu ihr emporhebend; ein

ſanfter Blick aus ihren Augen ſchmolz in die ſeinigen über, er dehnte ſich entzückt empor, drückte ſein Antlitz und ſeine bebenden Lippen auf ihre Schulter und ſah ſie tiefflehend an. Felicia ſchlug die Augen nieder; über ihre Wangen brannte etwas von jener traditionellen Schamröthe, die bei den Weibern zum großen Theile nur Ahnung und Erwartung iſt, eine verfeinerte Art Inſtinktes. Sie neigte ſich, wie verwirrt und gewährend hinab zu ihm, die langen Wimper fielen zu, ihr Körper zitterte, ihr Buſen flog — aber gerade im Augenblicke, da ſie glaubte, ihm am naheſten gekommen zu ſein, hatte ſie ihn verfehlt und verloren. Er ließ ſie langſam aus ſeinen Armen gleiten, ſtand auf und ſchellte dem Kammermädchen. Als Nanny kam, beſchäftigte er ſie im Zimmer eine Zeit lang und ſagte zu der verwunderten Gebieterin: „Vous avez eu peur de moi? Soyez tranquille, je serai sage, ce que vous appelez sage, vous autres, Madame!“

Felicia ſtarrte ihn befremdet an. Wäre Edmund, dem noch Thränen in den Augen zerrannen, minder bewegt geweſen, ſo würde er bemerkt haben müſſen, daß auf Felicia's rothen Wangen und auf der ſpöttiſch zuckenden Unterlippe viel eher ein kleiner, weiblicher Verdruß, als eine kleine, weibliche Furcht zu leſend ſtand — für kühle Beobachter. Ihr kam die Störung offenbar ungelegen und wir wollen ihr darum in unſerer kleinbürgerlichen Gewiſſenhaftigkeit nicht zürnen. Er, Edmund, hatte dieſelbe auch nicht aus einem ſolchen oder ähnlichen Motive veranlaßt; er glaubte nur, Felicia habe ihn geſcheut und nur widerſtrebend ſich hingegeben, während er ihren Beſitz

nicht ſeinem ſtürmiſchen Verlangen, ſondern ihrem eigenen entgegenkommenden Willen danken wollte.

So berührten ſich die beiden begabten Naturen zwar an vielen Punkten, aber gerade an denen nicht, die ihnen beiden, dem Manne wenigſtens, am höchſten ſtanden. Er hatte eine Frau gefunden für ſeine Salons, ſein Haus, ſein Cabinet, ein geiſtreiches und ein ſchönes Weib, deſſen geſellige Talente, deſſen Tournüre, deſſen warme, wenn auch nicht glühende Neigung ihn entzückten. Allein er erwartete von einer rechten Liebe mehr, wie er ſich ſelbſt in ſchlafloſen Nächten zu geſtehen begann. Jene Tiefe gegenſeitiger Leidenſchaft, das innige Verſtehen und Durchdringen zweier Naturen, das in beſonders erregten Momenten durch ein gleichzeitiges Aufblitzen deſſelben Wunſches zuweilen nur derſelben Launen und Gelüſte ſich den Geweihten und nur ihnen offenbart, kurz jene Myſterien der Liebe, die vermißte er, und dieſes Vermiſſen war Schuld, daß er auch im engſten Verkehr mit der Braut noch eine Lücke zwiſchen ihr und ſich empfand. „Wir ſingen Liebes-Duette," ſagte er halb ſcherzhaft, halb bitter in einem ſolchen Momente zu ihr, „aber aus zwei verſchiedenen Tonarten; die Harmonie fehlt."

Was Edmund vermißte, war allerdings nicht vorhanden bei Felicia, eine gewaltige Leidenſchaft, innerliches Leben und Weben im Weſen des Verlobten, ſelbſt in ſeinen Phantaſtereien und Verirrungen. Felicia liebte ihn, und keineswegs nur wie eine Weltdame, oder gar wie eine Kokette zu lieben vermag. Seine Natur hatte die ihrige mit ſich fortgeriſſen und emporgetragen. Ohne ſeine Sonderlichkeiten zu verſtehen oder ſich darauf einzulaſſen, ahnte

ſie, daß Edmunds Liebe eine ganz andere ſei und anders beurtheilt, anders erwidert werden wollte, als die Neigung ihres erſten Gatten. Schon, daß ſie verglich, warf ſie ſich als Unrecht an Edmund vor, und die Art, wie er von Anderen und von ihr ſelbſt für ſie gewonnen worden war. Sie ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, wenn ſie leiſe ſich bekennen mußte: „Du haſt ihn an dich gezogen, in dir iſt nur das befriedigende Gefühl der Kokette: er iſt dein, nicht das weibliche, ſelige Bewußtſein: ich bin ſein.“ Sie war in dieſen Augenblicken ſtrenger Selbſtprüfung unerbittlich gegen ſich, grauſam, erfinderiſch in Selbſtanklagen, übertrieben in Selbſtverdammungen; vielleicht, um ſich morgen oder übermorgen wieder deſto mehr zu Gute zu halten. Dennoch war ſie auch nicht leichtſinnig oder liſtig genug, nur Comödie mit dem auf ihre Art Geliebten zu ſpielen, ſich gewaltſam in ſeine Empfindungsweiſe hineinzuwerfen, oder ihm ein erheucheltes Verſtändniß derſelben entgegenzutragen. „Er iſt ein närriſcher Menſch,“ ſagte ſie lächelnd und liebevoll zu ſich ſelbſt, wenn ſie Abends hinter den grünſeidenen Gardinen das Verſteckens- und Haſchens-Spiel des Tages noch einmal auf ihrem Kopfkiſſen durchmachte; „man muß ihn nehmen, wie er iſt, ein Schwärmer, und ſich geben, wie Einen der liebe Gott nun einmal geſchaffen hat. Ich kann nicht mehr thun, als ihn in meiner Manier lieb haben. Ja, das will ich auch. Gute Nacht, Du Sonderling!“

Damit entſchlief ſie. Schade um dieſes vollendete Weib, daß ſie, ſtatt ihrer eigenen, geſunden Natur überlaſſen zu bleiben und allſeitig auswachſen zu können, zu früh für die beſtimmte Sphäre einer Weltdame gezogen,

gebildet, geprägt wurde! Die ſchönen Edelſteine, die roh und feurig in dieſem lebendigen Geiſte begraben lagen, zerſplitterte man, ſchliff ſie, faßte ſie, polirte ſie, um den Glanz eines Kronenleuchters in ihnen ſich ſpiegeln zu laſſen, nicht Gottes ewige Sterne. Die ſtarken, üppigen Schößlinge ihres Weſens verſchnitten egoiſtiſche Hände zu künſtlichen Guirlanden und Lauben, um einen öden Geſellſchaftsgarten damit auszuzieren. Nun war ſie in ihrer Art vollkommen, eine Frau, die jeden Mann in den erſten Ehewochen zum Gott und — zum Pantoffelhelden gemacht haben würde, aber nur einen Edmund nicht. Edmund betete ſie an, er erhob ſich in dem Gefühl zu ihr immer höher und höher, je mehr er empfand, daß es eines innerlichen Aufſchwunges zur Erhaltung bedürfe, er überbot ſich ſelbſt, und doch blieb jene Leere, jenes Verlangen unbefriedigt in ihm zurück.

Vornehme Leute pflegen ihren Verlobungsſtand nicht ſehr auszudehnen, wie ſie überhaupt raſcher leben, als die Mittelklaſſe. Am Ende des Sommers wurde alſo mit einer edlen Stille und Einfachheit die Vermählung vollzogen, wozu Edmunds Vater mit väterlichen Glückwünſchen, fürſtlichen Hochzeitsgeſchenken und banquiersartigem Stolze herbeieilte. Felicia's Schweſter, die Stiftsdame, war dagegen fern geblieben, was die Reſidenz übel vermerken wollte und als neuen Beweis für das Aſchenbrödel-Verhältniß der immer zurückgeſetzten älteren Tochter des Miniſters gloſſirte. Gleich nach der Trauung ſollte Edmund mit ſeiner jungen Gattin eine längere Reiſe antreten, während die Väter daheim mit gemeinſamen Mitteln für Beider Zukunft ſorgen würden.

Wohl ſagte Stadt und Land mit Recht, es gäbe keinen glücklicheren Menſchen in der weiten Gotteswelt, als den jungen, ſchönen, geſunden, vornehmen, klugen Mann, der mit der jungen, ſchönen, geſunden, vornehmen, geiſtreichen Frau aus der Kirche gefahren kam. Ein glänzender Zug der eleganteſten Carroſſen, von denen die erſte, die des Ehepaares, alle andern weit überſtrahlte, durch den Inhalt, wie durch den äußern Glanz. Felicia war ſchöner als je; kein Auge entdeckte einen Mangel an dieſem vollendeten Bilde — keines als das des Gatten. Ihm war ſie zu ſchön, zu äußerlich ſchön; er hätte bleiche Wangen ſtatt ſtrahlender und verweinte Augen gemocht. Edmund ſaß blaß und ſtolz und ernſt und gerührt neben ihr, in allem Schmucke ſeiner Jugend, ſeines Geiſtes, auch ſeiner geſtickten Gala-Uniform, mit dem erſten Orden und dem goldenen Schlüſſel. Zunächſt folgten die Väter, dann eine kleine Reihe Gäſte, aber ſämmtlich auserleſen, unbeſtrittene Größen der Reſidenz, die höchſte Ariſtokratie.

Am Abend dieſes großen Tages hielt ein vierſpänniger Reiſewagen, in jedem Nagel neu, an dem Thore des Hotels Althanns. Edmund wollte ſeine Hochzeitsreiſe nicht in dem Coupé eines Eiſenbahnzuges machen, ſondern im eigenen Wagen. Der Poſtillon ſtieß ſchon zum zweiten Male in's Horn, die Thiere ſchlugen unwillig mit ihren Hufen das Pflaſter. Oben im großen Saal gingen nach geendigtem Dejeuner der Miniſter und der Freiherr Arm in Arm ſpazieren. Im Nebenzimmer ſtanden die Neuvermählten, Felicia vor dem Trumeau, beſchäftigt, die duftende Fülle ihrer Locken unter dem Reiſehütlein zu feſſeln, Edmund abgewandt am Fenſter, hinunterſtarrend

auf den Wagen; Nanny, reiſefertig, trug den letzten Carton fort, und der Lakai hatte ſchon lange den breiten Wagentritt herabgelaſſen.

Endlich trat Felicia zu Edmund. „Me voilà!“ ſagte ſie, ihn lächelnd zu ſich umwendend. Er küßte ihr den Handſchuh. „So ſtill, Lieber?“ — „Still und bewegt.“ — „Was haſt Du?“ — „Felicia,“ flüſterte er heftig, nur mit Mühe die Gewalt der Stimme dämpfend, damit die Väter nebenan nichts hörten, „Felicia, und wenn Du das Herz mir aus der Bruſt riſſeſt — ich könnte es Dir nicht ſagen.“ Dabei drückte er ihre Finger krampfhaft auf ſein Herz. — „Edmund!“ — „O nenne mich nicht undankbar, nicht lieblos; Felicia, habe Nachſicht mit mir. Ich bin krank. Die Reiſe wird mich zerſtreuen, heilen, beſſern.“

Sie ſchüttelte ſanft mit dem Kopfe, legte ihren Arm in den ſeinigen und zog ihn fort, erſt zum Abſchiede, dann in den Wagen. Er rollte mit dem „überglücklichen“ Ehepaar von dannen. Gute Reiſe!

V.

Aber ſie war es nicht, — nicht völlig wenigſtens und nicht in dem Grade, wie es äußere Verhältniſſe zu bedingen ſchienen. Der Riß in Edmunds Seele war durch ſeine Vermählung nicht ausgefüllt worden; bei dem Bewußtſein, daß er Felicia liebte, und von ihr geliebt ſei, trübte und ſtörte ihn fortwährend die Bekümmerniß, daß dieſe Liebe ſich niemals ganz begegnen werde. Und Eines, jenes Eine, was er vermißte am Trauungstage, ſtellte ſich immer fühlbarer heraus. Das ärmſte Landmädchen brachte es ihrem Bräutigam zu, hier fehlte es aber, und eine Grübelei Edmunds, die nur ein Liebender ganz begreifen wird, legte, vielleicht gerade um deswillen, einen übertriebenen Werth darauf: — ein Myrthenkranz. Felicia war mit Seide und Juwelen, Spitzen und Blonden faſt erdrückt: allein das Symbol der Jungfräulichkeit, welches die Sitte der bräutlichen Wittwe verbietet, das einfache, grüne Reis däuchte Edmund köſtlicher, als die Steine und Perlen, womit wetteifernde Hände ſeine Erwählte belaſtet hatten. Er meinte, um recht zu lieben und recht geliebt zu werden, müſſe ein Weib noch

Niemanden erhört haben; ihr Beſtes, das Einzige, was ſie nur Einem geben könne, ſolle Dem gehören, den ſie liebe und der ſie, keinem Anderen. Das war es, was er am Morgen vor der Abreiſe nicht geſtehen wollte, eine Ungerechtigkeit, deren ſich aber der Mann, dem Weibe gegenüber, ſo oft ſchuldig macht. Er meint, fordern zu können, was er ſelbſt nicht zu bieten im Stande iſt. Edmund nährte dieſen Eigenſinn faſt gefliſſentlich und hing ſeinem Verlangen nach, als ob er froh geweſen wäre, einen feſten Punkt zu haben, um ſeine Unbehaglichkeit und Verſtimmung anzuknüpfen. „Jede zweite Ehe iſt in tieferem Sinne eine Bigamie.“ Oder: „Die Verbrennung der Wittwen in Hindoſtan beruht auf einem ächten Natur- und Sittengeſetz“ .... In ſolche chauviniſtiſche Paragraphen verſtieg ſich die Betrachtung des mit jedem Tage mehr in ſich verſinkenden Selbſtquälers.

Heimgekehrt mit den Nachtigallen des nächſten Frühlings empfing die Neuvermählten eine glänzende Häuslichkeit. Der Banquier hatte ſeine Aufgabe im großen Style aufgefaßt und einen wahrhaft fürſtlichen Palaſt hingeſtellt, der, wie ein Feenſchloß, die erſehnte Herrſchaft aufnahm. Da blieb kein Wunſch mehr übrig, das Auge ermüdete in der verſchwenderiſch nach allen Seiten ausgebreiteten Pracht, und vergebens marterte ſich das Gedächtniß des raffinirteſten Lebemannes, um irgendwo einen Mangel aufzuſpüren. Felicia klatſchte, glücklich wie ein Kind in der Chriſtnacht, einmal über das andere Mal aufjauchzend in die Hände und fiel dem großmüthigen Schöpfer dieſer Herrlichkeiten dankbar um den Hals. Wer war ſeliger als Papa Schaller, der, beide dicke Daumen

in die Armlöcher ſeiner Weſte eingehängt, eine fatale, nicht auszurottende Gewohnheit aus dem alten Teſtament! — in den Sälen, im Parke, in den Nebengebäuden ſeine Kinder umherführte? Edmund erwies ſich als den dankbarſten Sohn, den zärtlichſten Gatten; kein Auge konnte auf dem ſchönen, nur etwas ermatteten und gedrückten Antlitz die Spuren der inneren Kämpfe und Zerwürfniſſe leſen. Nur Abends ſpät, wenn ihn Felicia entlaſſen hatte, wenn er aufſeufzend in ſeinen einſamen Fauteuil zurückſank, das ſtolze, jäh zuſammenknickende Haupt in beiden Händen vergrabend, oder, wenn das einſt ſo helle, funkelnde Auge zerſtreut, gedankenlos, erloſchen in die Nacht um ihn ſtarrte: nur dann hätte ein geübter Blick die Narben eines tiefen Seelenleidens, vielmehr die täglich friſch blutenden Wunden in ihm erkennen mögen.

Arbeit ſollte ihn herausreißen und heilen. Er ging rüſtig und mit beſtem Wollen an die ſeine. Allein, was hat ein Legationsſekretär in einer mittelmäßigen deutſchen Reſidenz, im vollen Friedenszuſtande groß zu thun? Dann und wann die Kopie einer diplomatiſchen Note, ein nachzügleriſcher Reiſepaß zum Viſa, Berichte, wo nichts zu berichten iſt, Vorſtellungen bei Hofe — ein Zirkel, den Edmund bald durchmeſſen hatte, den er täglich ausſchreiten mußte, immer hart an die Grenzen deſſelben anſtoßend. Konnte es lange dauern, bis er ermüdete? Wollen wir einen Stein auf ihn werfen darüber, daß er es that, während andere kleine Diplomaten überglücklich in derſelben Sphäre ſind und bleiben, mit der wichtigſten Miene über ihre Geſchäftsträgerei reden, politiſche Orakel ausſchwitzen, beim Miniſter antichambriren, den Claque in

den Händen zerkneten und täglich daheim einen Schellenzug nach ihrem Geheimkopiſten mit dem Schlüſſel der Chiffrenſchrift abreißen, alles dies ein ganzes Methuſalemsalter hindurch, und mit immer ſteigender Selbſtgenügſamkeit?

Edmund beſaß nicht Kraft genug zu einer ſolchen Thätigkeit, ohne That, ohne Reſultat. Es dauerte kein halbes Jahr, ſo gerieth er mit Herrn von Althanns Excellenz ſchon in die verdrießlichſten Debatten. Höchſten Ortes hatte man Nachläſſigkeiten an dem jungen Diplomaten zu rügen gefunden: das eine Mal erſcheint er um fünf Minuten zu ſpät bei einem Galadiner am Hof, und ein anderes Mal verwirrt er durch ſeine rückſichtsloſe Geiſtesabweſenheit alle Anordnungen des Hofmarſchalls und Ceremonienmeiſters bei der Vorſtellung eines neuen Geſandten, indem er zwei Stellen zu hoch in der Reihe hinaufrückt und dadurch das ganze diplomatiſche Corps in dumpfe Gährung verſetzt.

Herr von Althanns ſchüttelte das Haupt. „Lieber Freund," ſagte er gebeugt und betrübt, „ich weiß ja, daß es Kleinigkeiten ſind, aber eben darum! Thun Sie mir die Liebe!"

Edmund gelobte Pünktlichkeit. Vierzehn Tage darauf viſirt er den Paß eines Menſchen, der von einer auswärtigen Behörde verfolgt wurde, arglos in's Ausland; der Vagabund lacht in's Fäuſtchen, und es gibt verdrießliche Auseinanderſetzungen mit der Geſandtſchaft. Herr von Althanns ſchüttelte ſtärker; Edmund gelobte wiederum.

Einen Monat ſpäter wird ein neuer Geſandter eingeführt und fährt nach ſeiner Vorſtellung am Hofe bei

dem übrigen diplomatiſchen Corps der Ordnung nach vor. Deſſen Glieder erwidern den Beſuch, wie Sitte und Pflicht, nur Edmund nicht. Er hat es vergeſſen. Der Geſandte wundert ſich, wartet, zürnt, grollt, ſendet nach allerlei Erkundigungen und Vermittlungen eine förmliche diplomatiſche Note und bittet um Aufklärung, ob der Affront ſeiner Perſon oder ſeinem Herrn und ſeinem Staate gelte. Edmund lacht, und dieſes Lachen empört Herrn von Althanns Excellenz. „Aber, mein Herr Baron," ſagt er in kirſchbrauner Entrüſtung, „ſehen Sie denn nicht ein, daß Ihre Fahrläſſigkeit hier das größte Unglück anrichten konnte? Denken Sie doch nur um Gotteswillen an, wenn ein Krieg, eine Störung des ſchönen Gleichgewichtes durch Ihren Fehler, das Unglück zweier Nationen vielleicht —" Edmund war nicht bei Laune und lachte überlaut, was er ſonſt nicht gethan haben würde. „Zwei Nationen, Excellenz! Wie humoriſtiſch Sie zu ſein belieben! Hier ein Contingent von einigen tauſend Mann, drüben nicht viel mehr im Felde! Eine neue Ausgabe des Waſunger Kriegs! Menſchenblut, Wittwen- und Waiſenthränen, und alles um eine Viſitenkarte!" Herr von Althanns ſchüttelte äußerſt ſtark und ging beleidigt von dannen. Edmund gelobte wiederum, aber nicht ihm, ſondern ſich.

Felicia hatte die letzte Scene ganz mit angehört. Sie lag in einem Nebenzimmer auf dem Sopha und ließ ſich von Nanny eine Apfelſine ſchälen. Edmund trat, als ihn der Miniſter verlaſſen, zu ihr in's Zimmer, verſtimmt, aber nicht unfreundlich. Sie zog ihn neben ſich in die Kiſſen und reichte ihm mit freundlichen Blicken die Frucht,

zierlich auf einem ſilbernen Teller auseinandergelegt, „den Apfel der Zwietracht," wie ſie lächelnd ſagte, zur Theilung. Nanny wurde von ihr fortgeſchickt. „Du haſt eine Scene gehabt," ſagte ſie, „mit dem Vater?" — „So etwas der Art." — „Ihr habt Unrecht, alle Beide." — „Wie immer, vor Dir." — „Im Ernſt, Lieber, willſt Du den Poſten behalten, ſo fülle ihn aus. Nur kein Ridicule, um alles in der Welt nicht." — „Begehe ich das?" — „Du ſtehſt nahe daran, wenn Dein Betragen zeigt, daß Du unzufrieden biſt mit Deiner Stellung. Laß das dem Pöbel!" — „Felicia, ich haſſe das Wort." — „Ich die Sache. Genug davon! Willſt Du Deine Stellung nicht goutiren, oder vermagſt Du es nicht, mein Gott, wer hindert Dich, ſie abzuwerfen?" — „Der Gedanke, daß ein Mann immer eine beſtimmte, äußerliche Thätigkeit haben muß, eine von mir theuer erkaufte Erfahrung." — „Ein beſchränkter Mann ja, ein Bürgerlicher — ja, ein Ehrgeiziger — wiederum ja. Du nicht." — „Warum ich nicht?" — „Soll ich Dir Schmeicheleien unter die hübſchen Augen ſagen?" — „Felicia!" Sie reichte ihm lachend ein Stück Apfelſine und ſchlug ihn auf den Mund, als er gegeſſen. „Siehſt Du," ſagte ſie, ſich mit kindlicher Behaglichkeit in die Kiſſen zurücklehnend, „wir haben es doch eigentlich recht gut." — Ein Seufzer zur Antwort. „Sei nicht undankbar gegen Gott!" — „Gegen Dich nicht!" — „Merci! Gefällt's Dir hier nicht mehr, ziehen wir von dannen. Wirf die albernen Geſchäfte weg, Dein Vater iſt ja reich genug, Falliments und Revolutionen paſſiren nur in Romanen, Dein Beſitz iſt geſichert. Wir ziehen im Sommer nach Baden-Baden, ein reizender Aufenthalt." — „Wo ich es

vorigen Herbſt nicht einmal vier Wochen aushielt.“ — „Weil Du Hypochonder warſt. Im Winter nach Paris, nach Wien, nach London, nach Neapel, nach Petersburg.“ — „Du disponirſt gut! Jedes Jahr eine neue Station. Werden wir ausreichen, bis die grauen Haare kommen?“ — „Pfui, Unartiger, wer redet vor ſeiner Frau laut von grauen Haaren? Komm, küſſe meine braunen Locken zur Abbitte!“ Scherzend warf ſie ihm das weiche, duftende Netz aufgelöſt um Augen und Lippen und drückte den Hingeriſſenen mit liebenswürdiger Unwiderſtehlichkeit an den Buſen. „Schlaf' ein, böſes Kind,“ flüſterte ſie.

Und ſo, in den Zauberfeſſeln ſeiner Armida, entſchlief Rinaldo allerdings auf Augenblicke, jedoch um immer zu neuen Störniſſen, zu wiederholtem Zwieſpalt zu erwachen. Es war kein Monat nach dem letzten Ereigniß verfloſſen — der Miniſter wenigſtens nannte es ein ſolches! — als Edmund durch einen letzten und härteſten faux-pas dem Faſſe der fürſtlichen Gnade den Boden ausſtieß. Er fuhr nach einem Hofconcert, unfähig, das Harren und Stehen auf der fürſtlichen Hausflur länger auszuhalten, einer ſehr hochſtehenden Dame, deren Equipage immer am oberſten Ende der wartenden ſtand, rückhaltlos vor. Das allgemeine Staunen, welches vom Oberhofmarſchall bis zum Portier herab ſämmtliche Hofleute durchrieſelte, als der junge Diplomat mit ſeiner hohnlächelnden Gattin ruhig in den herbeigewinkten Wagen ſtieg, während die mächtige Dame noch auf den ihrigen wartete, begreifen nur Herrſchaften vom beſten Tone. Ebenſo, wie bei der nächſten Cour der Herr, ohne ein Wort zu verlieren, an Edmund vorüberrauſchte, und

wie Herr von Althanns, in Verzweiflung ſeine ſchönen, ehrwürdig-weißen Haare ausraufend, im Geiſte ſchon des Porteſeuilles beraubt, ſeinem aufgegebenen Eidam nun ſelber entrüſtet ſagte: „Nun ertheile ich Ihnen den Rath, baldmöglichſt Ihre Entlaſſung einzureichen.“ „Nein,“ erwiderte Edmund in vollkommenem Gleichmuth, „nun gerade bleib' ich.“

In die Zeit dieſer großen Kataſtrophe fiel noch eine andere, mindeſtens eben ſo bedeutende, der Juli des Jahres dreißig. Die neuen Ideen, Ernte der Kadmusſaat in Paris, ſchoſſen über Nacht in allen Köpfen auf, namentlich in den jugendlichen. Edmund, der von der todten, in Form und Ceremonie erſtarrten Diplomatie ſich längſt gern zur Politik hingewendet hätte, faßte mit ſeinem gewohnten Feuereifer die Weltbegebenheiten auf, zog gigantiſche Conſequenzen, baute in die Ruinen neue Syſteme und träumte von einer anderen Aera. Voll Schauder gewahrte Herr von Althanns die merkwürdige Richtung, welche ſein Schwiegerſohn einſchlug; es fing ihm an um deſſen Verſtand bange zu werden. Vorſichtig theilte er ſeine Beſorgniſſe der Tochter mit. „Quelle horreur!“ rief Felicia aus — „c'est impossible!“ Sie hielt einen ſolchen Fall für ein Ding der Unmöglichkeit. Ihr Gatte, ein Baron, ein reicher Mann, ein Anhänger der neuen Grundſätze, ein Barrikadenfreund, am Ende gar ein heimlicher Republikaner; wie war das zuſammen zu reimen?! Felicia hatte ein ſtarkes Glaubensbekenntniß in der Politik; in ihrem Zimmer durften die Farben des Hauſes Orleans nicht einmal durch Zufall vorkommen, und ehe ſie auf einem Balle einem Anhänger des jungen Frankreichs die Hand gereicht hätte, würde ſie dieſelbe, wie ein

weiblicher Scävola, heldenſinnig haben verkohlen laſſen. Nur keine Revolution bei ihr, außer im Kopfputz; keine Neuerung, bis auf die Façon der Aermel.

Vielleicht trugen dieſe Mißverhältniſſe, im Keime kaum empfunden, doch dazu bei, die Linien im Hauſe des Freiherrn immer weiter und entſchiedener divergiren zu machen. Felicia gab ſich einem betäubenden Lebensgenuß hin, Edmund vergrub ſich in ſeine Träumereien; der Miniſter erſchien nur ſelten noch in dem Hauſe, deſſen Sturz ihm nach den letzten Vorfällen bei Hofe unvermeidlich däuchte. Unerfreulich war aber der zwangvolle Zuſtand einem Jeden. Folglich mußte die Nachricht von der bevorſtehenden Ankunft der Stiftsdame, Felicia's Schweſter, allen Theilen gleich willkommen ſein. Ein neues Element im Leben und in der Geſellſchaft abſorbirt durch ſeinen Dazwiſchentritt oft unbewußt und unwillkürlich eine Menge krankhafter Stoffe. Zudem hielten beide Schweſtern einander ſehr werth, und Edmund, welcher Emilie zwar nur von dem einen Ballabend her, und aus einem, gelegentlich ſeiner Vermählung mit ihr gewechſelten Briefe kannte, ſah ihrer Ankunft mit frohen Erwartungen entgegen. Es war beſtimmt, ſie ſollte im freiherrlichen Hauſe wohnen; da der Miniſter ſeit Felicia's zweiter Verehelichung ſeinen Haushalt noch mehr eingeſchränkt hatte. Die eine Etage war ganz weggefallen; er lebte nun en garçon, ſagten boshafte Leute, und hätte ſeine Meubles unter der Hand losgeſchlagen, bis auf die Einrichtung der wenigen Repräſentationsräume mit dem lebensgroßen Portrait Sereniſſimi und den in einem koſtbaren Rahmen zuſammengeſtellten Tabatièren-Minia-

turbildern, welche die verſchiedenen Nationen und Epochen der Carrière des auswärtigen Miniſters verſinnlichten, nachdem die urſprüngliche Faſſung, Brillanten, längſt verwerthet worden war. „Nur die Bilder haben Werth für mich," pflegte Excellenz, der alte Römer, zu ſagen.

Emilie traf an einem Spätherbſtabend ein. Sie hatte ſich aus ihrem Stift auf unbeſtimmte Zeit losgemacht und trat mit einem ſtill-wehmüthigen Gefühl. aus faſt klöſterlicher Zurückgezogenheit in die Welt zurücke Schon auf der Reiſe war das Herz des alternden Mädchens unwillkürlich aufgegangen. In tiefer Abgeſchiedenheit ſeit Jahren ſich bewegend, fern dem Schauplatze einer glücklichen Kindheit, dem elterlichen Hauſe, ſogar der Heimath, in einem Kreiſe gebildeter Frauen, die theils eine reiche Vergangenheit hinter ſich liegen ließen, als ſie in das Stift eintraten, theils ihre Anſprüche auf ein äußeres Leben ruhig aufgaben: in ſolchen Umgebungen hatte der Geiſt Emiliens wohl eine eigenthümliche Richtung nehmen und ſich den Intereſſen der Frauen in der großen Welt allmählich entfremden müſſen. Emilie ſtand an der Grenze der Dreißig, ein bedenkliches Alter für Jungfrauen. Sie kannte überhaupt die Geſellſchaft ſammt den ſie bewegenden Trieben und Leidenſchaften mehr aus Büchern und aus fremder Anſchauung, als aus eigener Erinnerung. Kaum der Kinderſtube entwachſen, war ſie freilich als älteſte Tochter eines vornehmen Hauſes gleich auf Bällen und in den excluſiven Kreiſen der höchſten Geſellſchaft erſchienen. Allein, als ſie, zur Hälfte durch Familienarrangements, zur Hälfte durch den eigenen Willen beſtimmt, ihre Stelle in dem Fräulein-

ſtifte einnahm, war der Eindruck von den verlaſſenen Herrlichkeiten ein ſo oberflächlicher und verwiſchte ſich ſo bald, daß Emilie ihre neue Exiſtenz wie ihre eigenthümliche Lebensſphäre betrachten lernte und an die ehemaligen Umgebungen nur wie an eine fata morgana, ein auf der Reiſe gehabtes Geſicht zurückdachte.

Nun trat ſie, einem Wunſche der Ihrigen folgend, zum erſten Male ſeit mehr als einem Jahrzehnt, auf längere Zeit wieder auf die Scene ihrer frühen Jugendjahre zurück, in eine Welt, die ſie als verblüht begrüßen mußte, deren Formen ihr fremd geworden waren, wie ſie ihren Genüſſen und Schmerzen. Eine Nonne, die freiwillig oder vertrieben ihre Zelle verläßt, kann kaum fremder in die bewegte Fülle des Lebens blicken, als Emilie. Ihr war alles neu, alles ſeltſam, alles weit und kühl. Während ſie an der Seite ihrer Zofe, geſchützt von einem Haushofmeiſter, welchen ihr Schwager ihr entgegengeſandt hatte, die nicht unbeträchtliche Strecke bis in die Reſidenz zurücklegte, hatte ſie Muße genug, ſich auf ihren Eintritt in dieſelbe vorzubereiten. Und doch wollten dieſe Vorbereitungen nicht recht von Statten gehen; ſie verlor ſich in dem Anſchauen entblätterter Wälder, kahler Wieſen, leerer, von Wintersahnung durchfröſtelter Gründe, und das abſterbende Bild des Herbſtes ſchien ihr das wehmüthige Conterfei ihres eigenen, einſam und öde verwelkenden Lebens in tauſend Einzelnheiten abzuſpiegeln.

Zugleich mit den letzten Strahlen einer ſchwachen Oktoberſonne zog ſie in die Vaterſtadt ein. Der Wagen rollte durch bekannte Gaſſen, an fremden Geſichtern vorüber, endlich über einen ſehr veränderten und erweiterten

Platz, auf das prächtigſte Gebäude an demſelben zu, und hielt am Portale des Hotels Schaller an. Die Domeſtiken öffneten; ein Lakai meldete, die Herrſchaft ſei im Park, er werde ſie ſogleich von der Ankunft des gnädigen Fräuleins benachrichtigen. „Nicht doch, guter Freund!“ ſagte Emilie, „ich gehe, ſie ſelbſt aufzuſuchen; helfe Er einſtweilen meiner Kammerjungfer im Abpacken der Cartons.“ Damit ſchritt ſie durch das hohe Thor in den weitläufigen, mit Pracht und Geſchmack angelegten Garten.

Es war ein milder, für die vorgerückte Jahreszeit ungewöhnlich lauer Abend. Die Sonne verſank langſam hinter den Bergen, und ihre letzten Lichter brachen ſich flimmernd in den hohen Fenſtern der Gewächshäuſer. Ueber die ſandbeſtreuten Wege wehte der Herbſtwind fahles Laub in ſpielenden Wirbeln, dann zu Klumpen geballt, dann zerriſſen und hochaufflatternd, an den Spalieren zitterten die blauen Trauben aus dem Gerebe und den rothen Blättern ſchwer hervor, und in die melancholiſch vorüberrauſchenden Wellen eines kleinen Bächleins ſtürzten mit lautem Geprаſſel reife Kaſtanien, die der Wind von den niederhangenden Aeſten abgeſchüttelt und im Fall ihrer gelbgrünen, ſtachlichten Hülle entkleidet hatte.

Emilie ſchritt in den verſchlungenen Gängen langſam dahin. Ihr war es lieb, ſich ſammeln zu können, ehe ſie ihre Verwandten begrüßen mußte, und ziellos vertiefte ſie ſich in das Irrgewinde der Wege, unter der Bäume und Gebüſche Schatten. Plötzlich, um eine Ecke biegend, ſah ſie die Geſuchten in geringer Entfernung vor ſich;

Arm in Arm gingen die beiden Geſtalten den Bach entlang, und es ſchien, als ob das Abendroth eine lichte Glorie um ihre Häupter gegoſſen hätte. Sie gewahrten die Nahende nicht gleich; Emilie konnte, ſelbſt unſichtbar, eine geraume Weile das Bild der zwei ſchönen, vereinten Menſchen vor ſich anſchauen. Die Augen gingen ihr über dabei in Liebe und Rührung; o, Gott, dachte ſie, und ein unbeſchreiblicher Blick aus den dunklen, tiefen Sternen derſelben flog zum Himmel empor, durch die durchſichtige Kuppel verſchlungener Aeſte — o, Gott! wie glücklich müſſen ſie ſein! Laß ſie doch ſo, Du guter Gott da droben, und gib ihrem Leben alles an Liebem und Süßem und Reichem und Stolzem, was meinem verſagt wurde, und möge es ausgehen wie ein ſolcher Herbſtabend, verklärt, warm, golden, ſelig!

Sie drückte bei dem frommen Abendgebete ihre beiden Hände feſt auf die linke Bruſt, und ein heiliger Friede ging durch die jungfräuliche Seele, wie Veſpergeläute oder Aeolsharfenton. Noch ehe ſeine Schwingungen ausgezittert hatten, lag ſie weinend in den vereinten Armen ihrer Geſchwiſter, und die Lippen des ſchönen, großen, lieben Bruders küßten — den erſten Kuß eines Mannes! — auf ihren bebenden Mund.

VI.

Ein morgenländiſches Sprichwort ſagt: „Siehe zu, daß, während ein Engel Dich küßt, der Teufel Dir nicht auf die Ferſe tritt.“

Zu gleicher Zeit mit Emilie von Althanns kam in der Reſidenz ein noch höherer und merkwürdigerer Gaſt an: der Erbprinz des Landes, ſeit mehrjähriger Abweſenheit auf ſeines Vaters Geheiß heimgekehrt. Daß vor einem ſolchen Geſtirn alle kleineren Monde und Trabanten erbleichen mußten, verſteht ſich am Rande; man braucht nur Prinz zu ſein, um einen ungeheueren Schatten zu werfen, nun gar Thronfolger! Prinz Victor beſaß zum Ueberfluß auch perſönliche Eigenſchaften genug, um ſeinem Titel, ſeiner intereſſanten Stellung ein Relief zu geben. Die Sonne Italiens, Griechenlands, des Orients hatten das männlich-edle Antlitz gebräunt, und zu den Orden, mit denen, anſtatt klaſſiſcher Geſchenke, fremde Höfe die ſtolzgewölbte Bruſt des hohen Reiſenden geſchmückt, ſtanden in anziehendem Widerſpruch die kleinen Fältlein und Schatten, die als Merkmale geheimnißvoller Reiſeabenteuer Mund und Stirne beweglich umſpielten.

Daß Edmunds Stern ſeit geraumer Weile in cadente domo ſtand, iſt angedeutet worden. Mehr noch als die Zeit hatte ſeine Verehelichung bei den Frauen, ſeine Ungnade bei den Männern dazu beigetragen, die geſellige Alleinherrſchaft deſſelben zu erſchüttern und, weil er ſelbſt nichts oder wenig that, um ſie zu behaupten, ihn nach und nach ganz in die Stille und das Dunkel zurücktreten zu laſſen. Edmund verſchmerzte den Verluſt leichter als ſeine Gemahlin, der es nicht genügte, einen unbeſtrittenen Rang, Sitz und Stimme gewiſſer Maßen im Kreiſe der Beſten zu haben, ſondern die gern noch für ihre Perſon eine Auszeichnung, ein apartes Intereſſe für Alle in Anſpruch nahm. Ihr ſchmeichelte die Auszeichnung, das Intereſſe, die Neugier, womit die Geſellſchaft dem Fremdling bei ſeinem Debut entgegengekommen war. Seit ſeine Actien an der Börſe der Salons zu flauerem Courſe notirt wurden, verlor er auch in ſeinem Hauſe, bei ſeiner Frau um entſprechende Prozente. Ob er ſich deſſen bewußt wurde? Kein Zweifel. Er murmelte für ſich: „Wenn ſie mich liebte, um meinetwillen liebte, wahrhaft liebte, ei, ſo müßte ſie mich um ſo viel mehr lieben, als Andere mich weniger lieben. Sie aber denkt nur daran, daß ſie, wie ſie mit mir geſtiegen iſt, mit mir fallen wird. Ihr gilt das Piedeſtal mehr als die Statue darauf!“

Als nach der Rückkehr des zukünftigen Herrſchers die Winterſaiſon ihren Anfang nahm, glänzender als ſonſt, ihm zu Ehren, gab er ſelbſt, der im Mittel- und Höhenpunkte der vornehmen Welt Stehende, der jungen Frau Gelegenheit, die eingebüßten Vortheile wieder zu erreichen

und von neuen Triumphen herab ſchadenfroh und höhniſch auf die ihres Unterganges ſich ſchon getröſtende Schweſterſchaar niederzublicken. Kaum waren einige Soiréen bei Hofe und in den erſten Häuſern vorüber, und es galt bereits in der Stadt für ausgemacht, Prinz Victor zeichne die Baronin Schallershauſen vor den übrigen Schönheiten entſchieden aus. „Auffallend," ſagten die Damen; „verdienter Maßen," die Herren, welche nun ebenfalls wieder in ihre verlaſſenen Wandelbahnen um dieſe Sonne einlenkten, jedoch nur in ehrerbietigſter Ferne, mehr um dem Prinzen zur Folie zu dienen, als um eigener Zwecke willen.

Edmund ahnte die ihm bevorſtehende Ehre weder aus dem Antlitze ſeiner Gemahlin, obwohl daſſelbe ſtrahlender als ſonſt ſchien, noch aus der ihm zugewendeten, bevorzugenden Gunſt des Prinzen. Seine Blindheit erklärt ſich auf vielfache Weiſe. Zunächſt war er in allerlei neuen Träumereien und Zukunftsplänen ſo befangen, daß ihm für die Verſchlingung der geſelligen Intereſſen kaum ein Blick blieb. Alsdann hatte ihm Felicia, noch vor der Schweſter Ankunft, ein Geſtändniß gemacht, das ihn entzückte, ihm eine neue Welt mit unbekannten Pflichten und Freuden öffnete, das ihrer erſten mütterlichen Hoffnungen. Endlich — aber nein, man ſollte dieſen letzten Grund nicht ſo unmittelbar neben den vorigen ſtellen, um auf ſeinen Charakter nicht ein falſches, ungünſtiges Licht zu werfen! Als ihm ſeine Gemahlin in einer Stunde ſeltener Einigkeit und Innigkeit ihre heilige Verkündigung in die Seele geflüſtert hatte, fühlte er ſich mit neuen und feſteren Banden als je zu ihr gezogen, an ihren Liebreiz gefeſſelt. Knüpfte er doch an

ihre Ahnungen in ſchweifender Einbildung gleich eine ganze Galerie der ſüßeſten Bilder; Familienglück, Vater- und Mutterwonne, Sorge um den kleinen Weltbürger, ſelige Zurückgezogenheit an ſeiner Wiege, das alles fügte ſich vor ſeinem trunkenen Auge zum ſchönſten Idyll zuſammen, in das er ſich hoffnungsvoll verlor. Felicia warf bald darauf grelle Mißtöne in die Sphärenharmonie, worin er ſchwelgte. Statt mit darauf einzugehen — ſie vermochte es mit dem beſten Willen nicht! — ließ ſie ſich in ihren bisherigen Vergnügungen durchaus nicht irren. Sie that, als ſei nichts vorgefallen, oder als ſtehe nichts bevor; ſie tanzte, obwohl Edmund in übertriebener Sorglichkeit ſie um das Gegentheil gebeten hatte, ſie fand in geſelligen Kreiſen dieſelbe Befriedigung wie ehedem. Ihr Gatte erſtarrte bei einer ſolchen Erfahrung. „Nein," ſagte er unmuthig und tiefverletzt eines Abends zu ſich ſelbſt, als Felicia, ſchon erſchöpft, eben wieder am Arme des Erbprinzen zum Walzer antrat, „nein, ein Weib, das, von dem inhaltsreichſten Wendepunkt ihres Lebens ſo wenig ergriffen wird, das in der nahenden Erfüllung ihres heiligen Berufes, in den Nöthen und Entzückungen der werdenden Mutterwürde noch Sinn haben kann für ſolche Jämmerlichkeiten — —"

Sein Zorn vermochte nicht auszuſprudeln. Ein ſanfter Druck auf ſeine Schulter riß ihn empor aus den finſteren Gedanken, die nicht in Worten, aber in dem Runzeln ſeiner Brauen und in dem dunkelglühenden Auge ſich unverkennbar ausdrückten. Vor ihm ſtand Emilie; ihre Blicke ruhten feſt und mild in den ſeinigen, über das ernſte, in ſeinem gewohnten Ausdrucke ſogar

ſtrenge Antlitz der Stiftsdame ging eine Welle leiſer, mitfühlender Rührung und ein tröſtlicher Liebesſchimmer. „Edmund," ſagte ſie, ſich zum Scherze zwingend, „Sie haben mein letztes Angebinde, den geſtickten Pantoffel, ſchlecht gehandhabt." — Er zuckte die Achſeln, mit einer verdrießlichen Falte nach Felicia blickend. — „Nicht dies Geſicht, lieber Bruder," flüſterte ſie, ganz nahe zu ihm tretend. „Sie wiſſen nicht, man beobachtet Sie genau. Glauben Sie mir, ich bin nicht im Stande, Sie falſch zu verſtehen, allein Andere könnten es." — „Wie ſo, Emilie? Darf ich um meine Frau nicht mehr beſorgt ſein, nicht mehr um meine beſten Hoffnungen?" — „Sie dürfen es; nur hüten Sie ſich, ſolche Sorge da zu zeigen, wo man leicht ein anderes Motiv erkennen möchte für Ihren Unmuth." — „Aber welches iſt denn noch denkbar? Ich geſtehe, ich weiß nicht, wohin Sie zielen." — „Möchten Sie es niemals verſtehen lernen!" Mit dieſem Seufzer ſchritt Emilie von ihm weg; ihr Blick hatte ſeitwärts gerade in derſelben Sekunde noch einen leidenſchaftlichen Strahl im Auge des Prinzen Victor erhaſcht, welcher mit Felicia durch den Saal flog, ſie in ſich lächelnd, ſelbſtzufrieden und ſchön, wie eine Göttin der geflügelten Freude. Die Stiftsdame fühlte einen brennenden Schmerz unter ihrem Kreuze aufglimmen, und vermochte weder nach Felicia noch nach Edmund ihre Blicke zurückzuwenden. Sie trat in ein Nebenzimmer.

Während auf dieſe Weiſe an allen Enden neue Verwickelungen der Neigung und der Leidenſchaft in dem Kreiſe weniger Perſonen ſich entſpannen, rückte die Zeit in ihrem ewig gleichmäßigen Takte, den kein menſchlicher

Drang beſchleunigt oder hemmt, über ihren Häuptern dahin. Edmund entfernte ſich mit jedem Tage weiter von ſeiner Gemahlin; es war, als ahnte er, was in ihr vorging, als ſtieße ihre keimende Untreue, ſelbſt ehe er einen Gedanken daran hegen konnte, unbewußt ihn von ihr zurück. Eben ſo unbewußt kam er Emilien entgegen; die zwei Seelen fanden ſich, wie zwei Kinder deſſelben Landes mitten in einer Wüſte oder in fremdem Gewühl, und vermochten der innerlichen Nothwendigkeit ſich einander zu vereinigen, nicht lange Widerſtand zu leiſten. Emilie beſaß, mit der Schweſter verglichen, wenig ſinnlichen Reiz; nur ihr Auge und die hohe, mit einer ungewöhnlichen Würde getragene Geſtalt zeichneten ſie aus. Ihr Geſicht hatte jene ſtrengen, faſt herben Formen angenommen, die der regelmäßige Gang und Zwang des Lebens aufzudrücken pflegt; auch lag bereits ein Schatten des nahenden Herbſtes auf den weichen Wangen und über dem blaſſen, feſt geſchloſſenen Munde. In ſinnlicher Regung konnte ſich alſo Edmund nicht zu ihr verirren; deſto mehr geiſtige Berührungspunkte bot ihnen ihr naher und täglicher Verkehr. Wenn in Edmunds Hauſe muſicirt oder geleſen wurde, ſo war es gewiß, daß immer an denſelben Stellen ein Ausruf, ein Wort, oft nur ein in derſelben Sekunde aufflammender Blitz des Auges die tiefe Uebereinſtimmung Beider im Geſchmack und Urtheil bezeugte. Auf ſolche Wahrnehmungen gründete ſich alsbald eine zarte Vertrautheit; Edmund kam mit ſeinen Bekümmerniſſen, ſeinen Aufregungen zu Emilie, gewiß, bei ihr keineswegs ein treues Echo, aber doch ein tiefes Verſtändniß und häufig eine milde Vermittlung zu finden.

Er gewöhnte ſich an ſie, um ſo mehr, als ſeine Gemahlin, theils noch immer an die Geſellſchaft hingegeben, theils daheim mit ihrem Zuſtande beſchäftigt, für ihn wenig Zeit und wenig Laune übrig zu haben ſchien. Eines Abends begegnete es ihm, daß er ſeine Frau mit dem Namen der Schweſter rief; Beide waren zugegen, als es geſchah, und auf Beide machte die unbedeutende und ſo leicht mögliche Verwechſelung der zwei Namen einen ſehr verſchiedenen Eindruck. Felicia warf einen raſchen Blick auf den Gatten und auf die Schweſter; ſie — lächelte. Es liegt ihr Todesurtheil in dieſem Lächeln. Emilie wurde über Hals und Nacken bis hoch an die Stirne hinauf purpurroth und dann eben ſo raſch blaß; ihre Finger zitterten ſo ſichtlich, daß die Theetaſſe, die ſie eben in der Hand hielt, hörbar klapperte. Der Mann blieb der allein Unbefangene. Sonderbarer Weiſe ſchien er weder etwas Merkwürdiges darin zu finden, wenn der Erbprinz ſich täglich nach dem Befinden ſeiner Gemahlin erkundigen ließ, noch es ſich zu verargen, wenn er eine frohe Nachricht, ein gutes Buch, einen zufälligen Fund, eher zu Emilien trug, als zu Felicia. Sein Herz lag über das, was in ihm vorging, in einem ſo tiefen und bewußtloſen Schlummer, daß es von Außen keine Eindrücke mehr aufnahm.

Deſto weiter öffneten ſich Augen und — Mäuler der großen Welt. Die Nachbarn wußten recht gut, daß beinahe jedes Mal, wenn Edmund in ſeine Kanzlei gefahren war, der Wagen ſeiner Frau in den Park rollte oder vor das Thor, ſelbſt bei einem Winterwetter, das ſonſt nicht zu Spazierfahrten einladen mochte. Anfangs begleitete

Emilie die Schweſter, bald nur noch ein Kammermädchen. Frauen ſind ja frei. Im Park ritt zufällig gerade Prinz Victor ſeine Morgenwege. Um ſein Thier zu gewöhnen, hielt er es dicht am Wagen, höflich und angelegentlich mit der Dame drinnen converſirend. Was Emilie litt, als ſie einige Male dieſelbe Scene geſehen und ſelbſt eine undankbare Rolle darin übernommen hatte, läßt ſich nicht beſchreiben; ſie zog es vor, von zwei gleich üblen Extremen das ihr am mindeſten widerwärtige zu ergreifen: ſie ließ die Schweſter allein, verſchloß ſich in ihr Zimmer, weinte laut, wenn Edmund heimkehrte und ihn Niemand empfing, ließ aber, ohne ihm eine Sylbe von ihren ſchmerzlichen Erfahrungen zu verrathen, nur an ſich den Zorn über ihre eigene Schwäche und über die Unwürdigkeit der Schweſter aus. Niemals hatte ſie mit Dieſer eine Auseinanderſetzung; es widerſtand ihrem Gefühle ebenſo, ihr Moral zu predigen, als bei ihm die Anklägerin zu ſpielen. Nur den Vater machte ſie zeitig und in kindlicher Schonung aufmerkſam. Der Miniſter zuckte bekümmert ſeine Achſeln und — ſchwieg. Daß er ſich gefreut habe, eine neue Befeſtigung ſeiner Ausſichten, auch für einen möglichen Regierungswechſel, in der Gunſt des Erbprinzen für ſich und ſein Haus zu finden, wollen wir dem alten Manne nicht nachſagen. Er ſuchte in ſeinem Staats- und Familien-Regiment die nämliche Maxime zu befolgen: es Allen recht zu machen. Keine Intervention, war das ſtabile Prinzip ſeiner auswärtigen Politik.

Und wen von den Schuldigen ſchlagen wir Richter nun zuerſt an das Kreuz unſerer öffentlichen Meinung,

unſerer ſittlichen Geſetze? Den Erbprinzen? Er that nicht mehr und nicht weniger, als viele Prinzen, noch mehr Nichtprinzen auch thun. Edmund? Er liebte Emilie; aber hatte er Felicia geliebt? Emilie? Sie verrieth die Schweſter nicht, wahrlich nicht aus dem Grunde, daß ſie in ſich ein Unrecht gegen ſie fand, nein, ſie ſelbſt war ſich nicht klar in all' dem Gewirre und nur in einer fortwährenden, zitternden Bangigkeit. Felicia endlich? Wer wüßte denn nicht, welche Allmacht in der Anbetung eines Erbprinzen liegt? Ein König iſt nur eine Gegenwart, fertig und gewiß, iſt eben als Gegenwart ſchon eine halbe Vergangenheit. Ein Erbprinz hingegen enthält in ſich die volle, verheißungsreiche, durch das Unbekannte reizende Zukunft. Erbprinzen pflegen auf Koſten der regierenden Herren und Väter populär zu ſein. Die öffentliche Meinung ſympathiſirt mit ihnen, wäre es nur in einem gewiſſen Mitleid über das Peinliche ihrer Stellung: zuwarten zu müſſen, oft lange über das Alter der Erwartungen hinaus, und bei Seite im Schatten zu ſtehen, gebunden durch Anſtand, Etiquette, Pietät. Eine Dame nun gar, eine Weltdame! Mit wem kokettirt ſie ausgiebiger und unterhaltender, als mit dem Zweiten, der über kurz oder lang der Erſte werden wird? Das gemeine Sprichwort von dem Sperling in der Hand und der Taube auf dem Dache hat ſich ja längſt als ein ordinäres, nur auf ordinäre Gemüther anwendbares bewährt.

VII.

Um die Wiege des Neugeborenen ſchimmerte ein letztes Abendroth des häuslichen Glückes für den Familienkreis, in deſſen Innerem bedenkliche Zeichen einer nahenden und ſchmerzlichen Löſung, ſelbſt ſchon im Bewußtſein der Einzelnen, ſich einſtellten. Es gibt Ereigniſſe, die mit unwiderſtehlicher Gewalt zerſtören und bauen, Empfindungen, vor denen jedes Raiſonnement und alle Politik, alle Form in Staub zerfällt. Die Geburt eines lieben, erſehnten Kindes iſt ein ſolches Ereigniß; Vater- und Muttergefühle ſind die mächtigſten ſolcher Empfindungen.

Im Monat Juni bezeichnete ein rother Strich im Kalender dieſes Ereigniß. Nichts von des Vaters Sorge und Entzücken, von der bleichen, ſchönen, hier ganz an die heilige Natur zurückgegebenen Mutter; nichts endlich von dem kleinen Weltbürger, der mit den blauen großen Augen des Vaters entſetzt und verwundert in das anfangs gehaßte Licht ſtarrte! Und neben Beiden, den jungen Eltern, zur Vervollſtändigung des Familien-Portraits zwei Bilder: Die alte Excellenz, die, der gewöhnlichen Würde ganz entkleidet, ſich lächelnd über die geſtickten

Kiſſen des ſchlummernden Säuglings beugt, und Emilie. Sie kniete auf einem Tabouret an der Schweſter Schmerzenslager; bald preßte ſie die Hand derſelben inbrünſtig an Bruſt und Lippe, bald hing ihr dunkles, ſchönes Auge ſegnend über dem Kinde, und dann ſuchte ein Blick und eine geheime Thräne den Vater, und dann wieder verſank ſie in ſich, in ein Meer von leiſen, auf- und abwogenden Gedanken. Man glaubt nicht, wie groß und wie ehrwürdig eine junge Mutter der gereiften Jungfrau erſcheint, und wiederum, wie nirgends das bittere Gefühl eines verlorenen Lebens härter auf der einſam Verwelkenden laſtet, als an der Wiege eines Neugeborenen.

Ein kleiner Zwiſt warf vorübergehende Schatten in die laute Freude. Edmund wollte, daß Felicia — gegen die Sitte ihres Standes — ſelbſt ſtillte; ſie weigerte ſich deß. „Du wirſt Dein Kind lieber gewinnen und Dein Kind Dich,“ eiferte er; „Du beraubſt Dich eines unendlichen Vergnügens, ja, der reinſten und höchſten und beſten Mutterwonne, wenn Du es nichtthuſt.“ — „Schwärmereien,“ entgegnete ſie leichthin und ſandte den Arzt, die ſchon beſtellte Amme zu holen. Edmund ergab ſich, aber verſtimmt, unzufrieden damit, daß er mißverſtanden worden war. Emilie fühlte wohl, was er meinte. Sie ſchwieg, vollen Herzens.

Die beiden Großväter ſollten dem kleinen Helden ihre Namen leihen, als plötzlich ein huldvolles, unmöglich zurückzuweiſendes Anerbieten einer höheren Pathenſchaft anlangte, — von Prinz Victor. Edmund war ſelbſt in deſſen Palais beſchieden worden; er hatte eine lange Unterredung mit ihm gehabt und kam roth und vergnügt

zu den Seinigen zurück. Von dem gnädigen Willen Seiner Hoheit, von ſeinen freien und humanen Anſichten, von Winken für eine unmöglich ſehr ferne Zukunft, wo Edmund eine ſeiner Talente und ſeines großen Strebens würdigere Wirkſamkeit finden müſſe: von allen dieſen Proben einer ungewöhnlichen Huld erzählte redſelig und begeiſtert der Heimgekehrte. Wie unendlich verſchieden waren die Empfindungen ſeiner Zuhörer! Der alte Miniſter drückte, ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder, ſeinen Eidam herzhaft an den obligatoriſchen ſchwarzen Frack. „Baron," ſtammelte er, „Sie haben ein eminentes, ein unverwüſtliches Glück!" Felicia lag, zwiſchen Beſchämung, Stolz und Spott kämpfend, hinter den zugezogenen Gardinen, glücklicher Weiſe unſichtbar für Die im Zimmer. Emilie ging hinaus, unvermögend, die Zeugin einer ſo ſchmerzlichen Scene zu bleiben.

Die Taufhandlung wurde lange hinausgeſchoben, weil der durchlauchtigſte Pathe in eigener Perſon im Hauſe Edmunds derſelben beiwohnen, natürlich alſo deſſen Herrin nicht abweſend wiſſen wollte. Mittlerweile fanden ſich um Felicia's Lager die Glieder der Familie in ſo traulichem Kreiſe wieder vereint, wie lange zuvor nicht der Fall geweſen war. Man kehrte zu den lange vernachläſſigten Hausmitteln eines Familienlebens im engſten Kreiſe zurück; Emilie ſang, Edmund ſuchte ſeine Farben hervor und fing an zu portraitiren; oft wurde geleſen, die alte Excellenz kam wohl nach ihren Sitzungen auch auf ein Stündchen herüber und erzählte Hof- und Staatsgeſchichten, daran ihr treues Gedächtniß unerſchöpflich war. Dazwiſchen trompetete hell und keck aus den Neben-

gemächern die Stimme des jungen Heiden, der noch nicht „Victor“ war; die Amme mußte ihn ab- und zutragen, damit der Großvater ſehe, wie viel er ſeit einer Woche gewachſen ſei, und die Tante ihn auf die rothe Stirne küſſe. Eine Idylle, mitten unter den vornehmſten Umgebungen. So läßt die Natur ihre dringlichſten Rechte von keiner Form und keiner Geſellſchaft ſich ſtreitig machen.

In einem ſo friedlichen Treiben ſtellte ſich unvermerkt die Unbefangenheit beſſerer Tage wieder her; die Verirrungen der Leidenſchaft verſteckten ſich tiefer und ſchienen abgethan, während in Wahrheit nur ein allgemeines Gefühl jedes individuelle bedeckt und gefangen hielt. Es bedurfte nur eines äußeren Anſtoßes, um dieſe wieder zu wecken. Der war bald gegeben. Edmund malte, trotz aller Widerrede Felicia's, ihr Portrait. „Gerade ſo biſt Du mir am ſchönſten,“ ſagte er, mit Liebe auf ſein faſt vollendetes Werk blickend. „Anderen auch,“ fügte Emilie hinzu, die ihm über die Schulter ſah. Und in der That, das noch etwas bleiche Antlitz, die Augen, in einer ſüßen Ermattung gedämpft, die Lippen von einem milderen Lächeln als ſonſt verklärt, gaben ein wahrhaftiges Madonnenbild mit dem modernen Heiligenſchein eines rothſeidenen, mit Schleifen und Spitzen reich garnirten Bettkiſſens.

Das Miniaturbild war vollendet und noch viele Morgenſtunden auszufüllen. Edmund begann ein zweites, das der Schwägerin. Armer Freund! Selbſtgetäuſchter! Jenes wäre nicht angefangen, hätte nicht die Luſt und

der Drang zu dieſem tief im Hintergrunde Deiner verirrten, ſich ſcheu vor ſich ſelber verhüllenden Seele gelauert!

Man braucht nicht Künſtler zu ſein, um den merkwürdigen Eindruck zu begreifen, den ein geliebtes Antlitz auf uns macht, wenn das Auge alle ſeine Formen genau und ſinnend verfolgt, um ſie dem Auge und der Hand zu überliefern. Jede Minute webt eine neue Feſſel, mit jedem Blicke ſaugt man Umriß und Farbe, Geiſt und Ausdruck inniger auf, und wenn der letzte Strich geſchehen, möchte man wie Pygmalion die todte Kopie liebend beſeelen.

Als Edmund die beiden vollendeten Portraits, einander ſo unähnlich und doch mit dem geheimen Stempel gleicher Abſtammung für den Kundigen bezeichnet, vor ſich liegen ſah, brütete er eine lange, bange Stunde über ihnen. Er that einen Blick in ſein Herz, vor dem ihm ſchauerte. Haſtig verſchloß er die beiden Tafeln in ſein Portefeuille. Hätte er ſein Herz auch ſo verſchließen können!

Wenige Tage darauf ließ ſich der Erbprinz ankündigen. Er beſtand darauf, nicht im Prunkzimmer empfangen zu werden, ſondern als Glied der Familie im Allerheiligſten. „Bin ich doch Ihr Gevattersmann,“ lächelte er gnädig zu dem Baron, faßte ihn ſcherzend unter dem Arm und drängte ihn in das Zimmer der ſchönen Patientin. Sie war außer Bett. Auf einem Ruhebett gelagert, mit einer koſtbaren Decke weniger verhüllt als geſchmückt, das Kind auf dem Schooße, beide Hände auf

deſſen keimenden Locken, umgeben von dienenden Frauen, deren Eine ihr die Haare flocht, die Andere mit dem Kleinen ſpielte, bot Felicia einen mehr als ſchönen, einen rührenden Anblick. Prinz Victor blieb gefeſſelt eine Minute lang auf der Schwelle ſtehen, genau von Emilie beobachtet. Sie meinte, Reue und Beſchämung und ein edler Vorſatz zitterten durch die fürſtliche Seele. In Wahrheit war es nur eine vornehme Kennerfreude an dem lieblichen Genrebilde und ein Reiz, der, ſtärker als je, zu dem verſchönerten Weibe hinzog. Verwirrt, von Roſen der Scham übergoſſen, wollte ſich Felicia erheben, allein der Prinz drückte ſie mit ſeiner Gewalt in die Kiſſen zurück, hob den aufſchreienden Knaben jubelnd in ſeinen Armen empor und legte ihn dann der Mutter wieder zart auf die Kniee. Er war unendlich liebenswürdig, mußte ſelbſt Emilie geſtehen, und ſchied erſt nach einer ganzen Stunde des ungezwungenſten Verkehrs. Aus ſeiner Hand glitt in die Wiege des Neugeborenen ein gefaltetes Papier, indem er ſich beurlaubte; die Amme brachte es, zitternd vor Reſpekt, und Felicia las — ein Fähnrichspatent für den ſechs Wochen alten Täufling in dem Regimente, deſſen Inhaber der Erbprinz war.

Edmund hatte den Prinzen unterdeß bis zum Wagen geleitet. Sein Mund floß über vom Lobe Seiner Hoheit. Dieſe Argloſigkeit eines weltklugen und geiſtreichen Mannes darf nicht allzu ſehr Wunder nehmen. Daß er nicht eiferſüchtig wurde, was beweiſt denn das ſchlagender, als daß er nicht mehr liebte? Nicht, als ob in jeder Liebe Eiferſucht gedacht werden müſſe; nur iſt Eiferſucht eine Grimaſſe ohne jene!

Am Abend deſſelben Tages ſollten Edmund von Neuem und noch entſchiedener die Augen über ſeine inneren Zuſtände aufgehen. Der Theetiſch war an Felicia's Bett gerückt; Edmund und Emilie ſaßen an demſelben, ſie lag nieder, das Haupt auf den Arm geſtützt, und ließ ſich vorleſen. Ihre Wahl war auf einen ſentimentalen Stoff gefallen: Pope's Brief Abälard's an Heloiſen. Emilie hatte ihn geleſen; mit welchen Empfindungen ſie ſprach und er lauſchte, braucht nicht beſchrieben zu werden. Nachher war noch weiter die Rede von dem Gedichte, und Edmund erwähnte der ſchönen Uebertragung deſſelben durch Bürger. Eine Bitte ſeiner Gemahlin beſtimmte ihn, das Buch zu holen; ſie blätterte darin und ſtieß auf das berühmte: „Als Molly ſich losreißen wollte.“ — „Ach! eine Elegie!“ rief ſie aus. „Höre, Edmund! das muß hübſch ſein. Bitte, lies.“ — Er kannte Situation und Dichtung, ſtockte und weigerte ſich. — „Aber, wie Du ſeltſam biſt! Thu' Deiner kranken Frau doch auch einmal was zu Willen! Ich bin nun heute für das empfindſame Genre portirt, und patriotiſch muß man auch ſein. Wir leſen nun ſeit vierzehn Tagen nichts als Franzoſen und Engländer, gerade, als ob wir noch zu Zeiten Friedrichs des Zweiten lebten und keine deutſche Literatur exiſtirte. Komm, Eigenſinn! Lies hübſch!“ — Damit reichte ſie ihm das aufgeſchlagene Buch dar.

Er begann. Bald riß ihn die Leidenſchaftlichkeit der Worte hin, er vergaß den fremden Dichter und die fremde Veranlaſſung, ſein eigenes Herz flammte, fluthete, flehte in den Reimen. Es irrte ihn nicht, daß Emilie plötzlich

mit ihrem Seſſel in das Dunkel zurückrückte und den Lichtſchirm nach ihrer Seite vorſchob. Er las immer lauter, immer beſſer, bis zu den Zeilen gegen den Schluß:

Freier Strom ſei meine Liebe,
Wo ich freier Schiffer bin!
Harmlos wallen ſeine Triebe
Wog' an Woge dann dahin.
Laß in ſeiner Kraft ihn brauſen —

Da brach ihm Kraft und Stimme. Auffahrend ſchleuderte er das Buch weit von ſich und ſtürzte hinaus. Felicia rief ihm erſchrocken nach; aber nach einer tiefen Pauſe ſich faſſend, ſprach ſie mit einem langen und ſpähenden Blick auf die Schweſter: „Weißt Du, was das bedeuten kann?“ — „Ich? Nein.“ — „Sonderbar!“ — „Er hat vielleicht den Knaben weinen hören und eilt, nach ihm zu ſehen.“ — „Ich dachte gar; wären wir Alle ſo ruhig, als das Kind!“ — Sie ſchwieg wiederum ſtill. Dann, ſich aufrichtend, griff ſie nach dem Lichte und unter dem Vorwande, etwas auf dem Tiſche zu ſuchen, drehte ſie es ſo, daß ein greller und plötzlicher Schein der Schweſter Angeſicht traf.

Sie hatte genug geſehen.

Nach einer ziemlichen Pauſe, während deren die Schweſtern keine Sylbe mit einander wechſelten, trat der Entflohene wieder in das Zimmer. „Nun, Du Wildfang?“ — „Entſchuldige, Beſte, wenn ich Dich erſchreckt habe; heftiges Naſenbluten.“ — „Leideſt Du wieder an dem alten Uebel?“ — „Seit einigen Tagen.“

Mitten in einer peinlichen und abgeriſſenen Unterhaltung drückte Felicia, früher als gewöhnlich, ihren Wunſch nach Ruhe aus. „Da,“ ſagte ſie, Edmund entlaſſend, „nimm den wüſten Poeten mit; der wäre mir ein böſer Schlafgeſell. Uebrigens,“ ſetzte ſie langſam hinzu, „haſt Du ihn ſchlecht vertreten oder ſchlecht verſtanden. Die Molly reißt ſich ja los, nicht der Dichter oder Liebhaber oder Geliebte. Meinſt Du nicht? — Gute Nacht!“

VIII.

Prinz Victor feierte das Wiedererſcheinen ſeiner Angebeteten zu Ende des Sommers mit einem großen Feſte auf ſeinem, beſcheidener Weiſe „Landhaus“ getauften Sommerſchloß in der Nähe der Reſidenz. Es ſollte etwas ganz Ungewöhnliches geben; zur Freiheit der Masken, welche alle aus dem Kreiſe des ländlichen Lebens genommen werden mußten, kam die größere einer durch enge Wände nicht gefeſſelten, von keinem gemalten Plafond gedrückten Geſellſchaft. Der weite Park mit ſeinen Bosquets, Gängen, Raſenplätzen, Hainen, Hügeln, Grotten diente ſtatt Salons. Bunte Lichter erhellten die weiten Räume, bis auf wenige, in deſto tieferem Dunkel geborgene Heiligthümer, Fackeln glimmten in dem feenhaften Glanz der Muſchelhütten, einſame Alabaſterlampen ſchwebten an dem Moosdache der Eremitage, papierene Laternen über und um die luftigen Kiosks. Dazu ſprangen Fontainen und ſtiegen Raketen, verſteckte Muſikchöre, Hörner und Flöten namentlich, rieſen in die Zaubernacht hinaus, und aus allen Blumenbeeten, aus den verſchloſſenen Gewächshäuſern, von den Feſtons, die Bäume und Pfeiler umſchlangen, ſtrömte ein heißer,

tropiſcher Duft, getragen auf den weichen Schwingen einer dunklen Auguſtnacht, durch dieſe Welt der Wunder. Und nun erſt als Staffage der elegante und phantaſtiſche Prunk der Gäſte: Hirtenmädchen mit ſilbernen Stäben, Gärtnerinnen, die ein Bouquet von Brillanten am Buſen funkeln ließen, Fiſcher mit goldgeſtickten Netzen, Jäger in Sammt und Seide. Alles wogte bunt durcheinander. Auf dem taghellen Bowling-Green ſchwebte eine Quadrille italieniſcher Fiſcher nach den Klängen der Barkarole; in dem Gewächshauſe zechten alte Jäger, Gärtnerburſchen ſchlenderten ſchäkernd mit ihren Dirnen Arm in Arm durch die kniſternden Gänge des Parkes. Nichts erinnerte an die Etiquette eines Hoffeſtes; ſelbſt die geſchminkte Natur einer fête champêtre des achtzehnten Jahrhunderts war glücklich vermieden. Es rannten keine gepuderten und bezopften Lakaien umher, welche ſklaviſch den Landleuten ihre goldenen Präſentirteller boten; die Bedienung erſchien auch maskirt, kleine Bauernjungen, des Prinzen Pagen, reichten Fruchtteller dar, wo unter einfachem Weinlaube die köſtlichſten Konfekte aller Welttheile verſteckt waren, Milchmädchen goſſen aus ſteinernen Krügen alle nur denkbaren Erfriſchungen, und an den Springquellen ſchöpften Durſtige aus zierlichen, hölzernen Bechern Wein, Limonade, Mandelmilch, ſogar die perlenden Wellen des Epernay.

Das Entzücken der zahlreichen Gäſte kannte keine Grenzen und keinen Zwang. Der regierende Fürſt ſelbſt war noch nicht aus dem Bade zurück, ſeine Abweſenheit entfeſſelte alſo auch die gewiſſenhafteſten Hofleute. Des Prinzen Victor wurde Niemand gewahr; der Eine wollte ihn als Jäger, der Andere als Fiſcher erkannt haben;

dieſer Dame hatte er im chineſiſchen Häuschen, jener am Waſſerfall eine Artigkeit in's Ohr geflüſtert. Er war überall und nirgends, recht wie die ſchöpferiſche Gottheit aller dieſer Herrlichkeiten ſein mußte, ein allmächtiger Elfenkönig, in allen Geſtalten um ſeine Blumen gaukelnd. Sein Kammerdiener war die proſaiſche Maſchine dieſer Zaubereffekte; er hielt einen Pavillon am dunkelſten Ende des Gartens verſchloſſen, dort waren ein Dutzend Coſtüme für den Unbeſtändigen bereit, und eine kleine Reihe verſchwiegener, mit orientaliſchem Luxus ausgeſtatteter Gemächer für ihn — und ſeine Nächſten.

Zwei weibliche Masken ſtachen wegen ihrer treuen Unzertrennlichkeit aus dem Gewirr und Gebrauſe der übrigen ſeltſam hervor: eine Fiſcherin und ein Schnittermädchen, die blanke, ſilberne Sichel auf der Achſel tragend. Wohin die Fiſcherin ihre ſchwebenden Schritte lenkte, überall folgte ihr, wie ein Schatten anzuſehen in dem dunklen Mieder mit ſchwarzem Unterkleid, die Andere, hängte ſich bald vertraulich plaudernd an ihren Arm, bald ſchritt ſie unſichtbar und ſchweigſam hinter ihr drein. Daß die Fiſcherin Felicia war und die Schnitterin ihre Schweſter, braucht nicht erſt geſagt zu werden.

Emilie fühlte das ganze Feſt wie mit Centnerſchwere auf ihrer Bruſt liegen. Theils unklare Ahnungen, theils ziemlich richtige Schlüſſe machten es ihr bis zur Ueberzeugung gewiß, daß etwas Schreckliches und Entſcheidendes geſchehen werde, und um ſo angſtvoller berührte ſie Edmunds Sicherheit. Der ſtreifte in dem Gewande eines franzöſiſchen Bauern heiter und arglos in den Gängen umher, ließ ſich nirgends feſſeln, wollte alles genießen.

Die Schweſtern verloren ihn oft aus den Augen, und auf einmal kam er ihnen neckend wieder entgegen; ſein glücklicher Humor überraſchte ſelbſt Felicia.

Das Gedränge um ein plötzlich aufpraſſelndes Kunſtfeuerwerk riß die Schweſtern auseinander, und vergebens ſah ſich Emilie nach der ſchönen Fiſcherin mit ſilbernem Netze und dem goldgeflochtenen Körblein am Arme um. Sie war verſchwunden. Emilie konnte freilich nicht errathen, daß ſie eine Hülle abgeſtreift und nun, im Augenblick zu einem Blumenmädchen metamorphoſirt, nach einer ganz anderen Seite fortgeführt wurde, als ſie ſuchte. Unruhig vertiefte ſie ſich in die einſameren Partieen des Parkes; in jedem aufgeſtörten Paare, das neben ihr davonſchlich, fürchtete ſie den Prinzen und ihre Schweſter zu erkennen. Ihre Sorge ſtieg mit jeder Minute; rathlos und ermattet fiel ſie am Ende des Gartens auf einer dunklen Bank nieder, in Thränen ausbrechend über ihr Schickſal und das der Ihrigen.

Sie hatte Edmunds redlichen Kampf mit ſeiner Leidenſchaft ſo gut bemerkt, als dieſe ſelbſt; ſie konnte es ſich nicht mehr bergen, daß ſie ihn liebte, und mußte ihn verrathen laſſen — von ihrer Schweſter, ihn, der ſeiner ehelichen Treue das Opfer einer tiefen und unglücklichen Neigung brachte, während die Gemahlin im Stande war, aus bloßer Eitelkeit und Weltluſt ſich von ihm zu verirren. Zu ſchwer laſtete das Bewußtſein aller dieſer Schmerzen und Uebel auf der vereinſamten Seele des Mädchens; ſie vermochte allein die ungeheure Bürde nicht mehr zu tragen und fühlte, wie ihre Kraft ſtündlich zuſammenbrach. Entweder — oder! Ein Wort an Edmund

über die Gefahr, worin ſeine Ehre ſchwebte, — oder eine ſchwache Stunde mit ihm, worin ſie an der gefallenen Schweſter freveln mußte! Eine ſchreckliche Alternative, und doch eine unvermeidliche!

In ſo finſteren Kämpfen blutete Emiliens Herz auch in dem Augenblicke, als ſie auf der Gartenbank am äußerſten Ende des Parkes ſich ermüdet und allein niedergelaſſen hatte. Ringsum herrſchte eine tiefe Ruhe, in die das Geräuſch und der ferne Jubel des Feſtes nur wie ein im Traum gehörtes Waſſer brauſte. Die Vögel, aus dem belebteren Theile des Gartens hierher geflüchtet, ſchlüpften ſcheu in dem Gebüſche umher. In den Wipfeln der Bäume ſeufzte der Nachtwind, und zu Zeiten wehte er einen helleren Trompetenſtoß, einen einzelnen Funken von dort herüber.

Nicht lange hatte die Stiftsdame geſeſſen, als ein weißer Schimmer in dem nächſten Wege, das Kniſtern nahender Schritte und zwei gedämpfte Stimmen ſie aus ihren Grübeleien aufweckten. Erſchreckt fuhr ſie empor und — geſchah es aus heimlicher Ahnung oder aus Furcht, hier allein erkannt zu werden? — ſie barg ſich hinter einem Baumſtamm, ängſtlich in das Bosquet gedrückt. Die Kommenden waren Felicia und der Prinz. Das Herz drohte der Schweſter zu brechen oder ſtill zu ſtehen. Ein Irrthum war nicht möglich; Beide hatten die ſeidenen Masken abgenommen, ihre Sprache verrieth ſie unverkennbar. Felicia hatte ein weißes, einfaches Kleid mit idealiſchem Schnitt angezogen; eine Blumenguirlande im Haar und ein Körbchen mit Sträußchen am Arme vollendeten die ausgeſucht ſimple Toilette. Der Prinz trug

ein leichtes Jagdcoſtüme. Er zog nach wenigen Worten ſeine Begleiterin bittend auf den Sitz, den Emilie eben verließ.

Wir wollen die leidenſchaftliche Scene nicht ſchildern, deren unwillkürliche Zeugin Emilie ſein mußte. Das Blut gerann ihr in den Adern bei den glühenden Betheuerungen, mit denen der Prinz die ſchwache Frau beſtürmte; das Ohr der Jungfrau ſchloß ſich beſchämt vor dem Flüſtern ſeiner Begier, zürnend vor dem ohnmächtigen Widerſtreben der Schweſter. Sollte ſie hervortreten, Beide überraſchen, die Schweſter vernichten, den Prinzen tödtlich beleidigen? Sollte ſie entfliehen und das Aergſte geſchehen laſſen, unthätig für die Ehre eines argloſen, fernen, verrathenen Mannes — ach! eines Mannes, an dem ihre ganze Seele mit der keuſchen, heiligen Inbrunſt einer erſten, einzigen, unglücklichen Liebe hing?

Regungslos lauſchte ſie, keines Entſchluſſes mächtig. Der Prinz erſchöpfte ſich in Gelübden und Bitten, ſeine Lippen hafteten ſchon auf Händen und Armen der Wehrloſen, ſein Arm umklammerte eng und gebietend ihre ſchwindelnde Geſtalt. „Gib mir ein Zeichen Deiner Huld,“ hauchte er, „ein Denkmal dieſer Stunde, ein Pfand für ſchönere, künftige!“ Und ſeine Finger ſtreckten ſich verlangend nach der Roſe aus, die Felicia am Buſen trug. Nun hielt ſich die Lauſchende nicht länger. Behutſam ſchlüpfte ſie ſeitwärts durch das Gebüſch, kam dann mit abſichtlichem Geräuſche über den Weg näher und hörte noch, wie Felicia dem Prinzen zuflüſterte: „Um Gotteswillen! Verlaſſen Sie mich! Wenn Ihnen mein Leben lieb iſt, Hoheit, gehen Sie!“

Der Prinz war verſchwunden, als Emilie bei der Bank wieder ankam. Felicia ſpielte die Schlafende. Entſetzt von ſo viel Verſtellungskunſt, blieb die Stiftsdame eine lange Minute vor ihr ſtehen. Da lag das reizende, ſündige Geſchöpf mit hochfliegendem Buſen, glühend, den Kopf mit den ſchönen, ſchlicht herabwallenden Haaren auf den nackten Arm gebettet, maleriſch ausgegoſſen und von Falten des weißen Gewandes wie von lichten Wellen umkoſt, das Bild einer ruhenden Venus in der Nacht der Erwartung.

Kalt fiel Emiliens Hand auf ihre fiebernde Stirn. Sie fuhr auf. „Erſchrick nicht," ſagte die Stiftsdame ſehr ernſt, „ich bin es." — „Du? Mein Gott, wo iſt Edmund?" — „Das frag' ich Dich." — „Er begleitete mich hierher, verſprach, wieder zu kommen, ich war des Getöſes müde, ich glaube, ich habe geſchlafen." — „Wollte Gott" — „Schweſter, was haſt Du? Du biſt ja ſo ernſt, ſo ſchwer? Es iſt doch nichts vorgefallen?" — „O nein, gar nichts. Ich habe nur zehn Minuten lang hinter jener Platane geſtanden, und da war mir's, als hätte ich einen häßlichen, verruchten Traum." — „Emilie, Du hätteſt . . ." — „Alles geſehen und gehört, unglückſelige Frau!"

Eine lange Stille folgte auf dieſe Erklärung. Vergebens ſuchte die Betroffene, Vernichtete ſich zu faſſen; wie Schwerter ſchnitten die wenigen Worte der Schweſter in ihre Seele. Dieſe brach erſchüttert in einen neuen Thränenſtrom aus. „O, mußteſt Du es dahin kommen laſſen," rief ſie ſchmerzlich, „armes, beklagenswerthes Kind? Konnteſt Du einen Mann verrathen, der alles für Dein Glück und Deine Ruhe thut, der ſorglos dem Vergnügen

ſich hingibt, während hier . . .“ — „Rede nur aus,“ ſagte Felicia bitter, ſich emporrichtend, als hätte ſie einen neuen Anhaltspunkt gefunden. „Ich weiß ja, daß es Dir nur um dieſen Mann gilt, nicht um die Ruhe Deiner Schweſter.“ — „Felicia!“ — „Geh', Dir ſteht das Ueberwachen und Verfolgen übel an; Du darfſt keinen Stein auf mich werfen!“ — „Unglückliche, aber beklagen kann ich Dich.“ — „Spare Dein Mitleid,“ fuhr, immer gereizter und ſich in beſtem Rechte wähnend, die Schweſter fort, „ſpare es für Dich ſelber! Und Deine Sittenpredigten obendrein! Weil Du kälter biſt und vorſichtiger als ich, weil eine Jugend ohne Roſen Dein Leben an Entſagung gewöhnt hat, deswegen glaubſt Du Dich berechtigt, mich zu hofmeiſtern?“ — „Felicia, dieſer Ton!“ — „Ich bin frei und mündig, wie Du; ich weiß, was ich thue. Verklage mich bei dem Vater, wie Du ſchon verſuchteſt, eile ſelbſt zu dem Manne, den Du“ — „Halt' ein, bei dem Andenken an unſere verewigte Mutter ſei beſchworen, halt' ein!“ — „Nein, ich will nicht. Deine Kühnheit gibt mir meine Kraft zurück. Habe ich denn um Dich ſpionirt und geſchlichen? Habe ich Deine Geſpräche mit Edmund belauſcht, ſeine Blicke, Deine Thränen, Dein Erbleichen?!“ —

Emilie war verzweifelnd vor ihr in die Kniee geſunken. „Tödte mich, wenn Du willſt,“ ſo ſtammelte ſie, „nur ſolche Worte nicht! Ziehe nicht an's Licht, was ich und er begraben halten! Sei barmherzig, ſei menſchlich!“

Dieſe Stellung und die plötzliche Verwandlung der ganzen Situation gaben der Frau von Welt ihre Kraft und Beſonnenheit wieder. „Eben noch Richterin, jetzt ſelbſt eine Flehende!“ ſagte ſie langſam und gewichtig. „Wie

reimt ſich das zuſammen?“ Sie ſtand auf. „Deine Schuld iſt es,“ fuhr ſie, anſcheinend kalt und ruhig, fort, „daß die Sachen zu einem ſo verdrießlichen Eclat gediehen ſind. Du haſt unſere Unbefangenheit über den Haufen geworfen und Dinge beleuchtet, die beſſer dunkel und verhüllt geblieben wären. Verantworte das vor Dir ſelber und handle, wie es Dir und Deinem frommen Gewiſſen recht dünkt!“

Stolz, gehobenen Hauptes, mit ſicherem Fuße eilte ſie von dannen. Emilie blieb allein zurück. Ihre Thränen waren verſiegt. Zerſchmettert warf ſie ſich auf die Bank, die Hände krampfhaft gefaltet, das Auge in die Nacht, in die ſchwarze, ſchweigſame Erde zu ihren Füßen ſtarrend.

Wie lange ſie ſo geſeſſen, wußte ſie nicht. Stimmen, Jubel, Muſik, Klang und Glanz drangen in jene dunkle Ecke, ohne daß ſie deſſen gewahrte, und verſtummten, verſchwanden, verſchwammen, ebenſo unvermerkt. Erſt als ein friſcherer Morgenwind in den Zweigen wühlte, als graue Streiflichter über den Himmel flogen, raffte ſie ſich taumelnd auf. Zu ihren Füßen lag, im thaufeuchten Sande, geknickt und welk, die Roſe, welche entweder Prinz Victor oder Felicia in der Haſt ihrer Flucht verloren hatten. Sie ſtampfte verzweifelnd mit dem Fuße darauf; dann, von einem andern Gedanken ergriffen, hob ſie die geſchändete Blume vom Boden auf und barg ſie an ihrer Bruſt. „Sie iſt ja mein Bild, ihr Bild, unſer Aller Bild,“ ſtöhnte ſie.

Der ausgeſtorbene Garten drehte ſich mit ihr, die letzten Sterne ſchienen in raſchen Bahnen vom Himmel herabzuſchießen, der Bäume Wipfel über ihr zuſammen-

zubrechen. Zu ihrer Stimmung paßte die veränderte Umgebung vortrefflich. An den nackten Stämmen erloſchen die bunten Laternen, die qualmenden Lichter; halbverſengte und halbzerriſſene Kränze flatterten, wie Todtenkronen; an den Aeſten, auf dem zertretenen Raſen ſtoben die Ueberreſte bacchanaliſcher Luſt und Fetzen glänzender Gewänder umher. Statt fröhlicher und geputzter Gäſte taumelte hier und da durch die Gänge ein trunkener Diener, ein verſchlafener Page.

Die Stiftsdame ſchritt achtlos über dieſen Schauplatz der Trümmer hinweg. Ihre Glieder ſchlotterten vor Kälte, aus den Haaren trieſte der Thau des Morgens, deſſen erſte, fahle Strahlen auf den blaſſen Wangen einen leichenähnlichen Widerſchein fanden. Verwundert, höhniſch, faſt unverſchämt betrachteten ſie die Lakaien. Alle Wagen waren fort, und nur mit Mühe ſchaffte ihr ein Kammerdiener des Prinzen ein unanſehnliches, zur Küche gehöriges Gefährt, worin ſie heimgeleitet wurde.

Um vier Uhr Morgens hielt das Cabriolet an Schallers Hotel. Die große Glocke ſcholl. Es währte lange, ehe der Portier öffnete. Noch einige qualvolle Minuten, und Emilie fand ſich in ihrem Zimmer, wo ſie bewußtlos zu Boden ſank.

IX.

Früh am Morgen nach dieſer durchſchwärmten Nacht wurde Edmund von einem Rennen, Rufen und Thürſchlagen in ſeinem Hauſe erweckt, dergleichen ſonſt vor dem Erwachen der Gebieterin unerhört war. Noch ehe er ſeinem Kammerdiener geſchellt hatte, um ihn über den Grund des befremdlichen Lärmens zu befragen, rauſchte Felicia, unter dem weiten Negligémantel kaum angekleidet, in ſein Schlafzimmer. „Um Gotteswillen, Edmund, die Schweſter iſt ſehr krank geworden! Erſchrick nicht!“ rief ſie ihm athemlos zu. — „Emilie? das wolle ja der Himmel verhüten!“ — „Ach, ich komme eben aus ihrem Zimmer, ſie erkennt Niemanden; ein hitziges Fieber, ſagen die Aerzte, und der alte Hofrath ſchüttelt die Perücke, daß Einem angſt und bange wird.“ — „Aber wann kam ſie denn nach Hauſe?“ — „Weiß ich es?“ — „Du ſagteſt ja doch, ſie ſei mit dem Vater heimgefahren.“ — „So glaubte ich, allein ich muß mich verſehen haben.“ — „Voreilige! Wenn ihr nun dort ein Unglück paſſirt wäre!“ — „Noch Vorwürfe von Dir? Mache ich mir nicht ſelbſt genug? Ich arme, hilfloſe Frau! Nach dem Vater habe ich ge-

ſchickt, der iſt ſchon in's Miniſterium gefahren. Ach Gott, wie wird das enden?!"

Mittlerweile hatte ſich Edmund angekleidet und eilte mit ihr hinüber. Die Aerzte wollten zuerſt den Eintritt in das Krankenzimmer wehren, allein der Hausherr ſchob ſie ungeduldig bei Seite und ſtand in einem raſchen Schritte an der Seite des dicht und vorſichtig verhüllten Lagers. Ein heiliger Schauer durchrieſelte ihn, als ſeine Hand ſich ausſtreckte, um die Gardinen des jungfräulichen Tempels wegzuziehen; er vermochte es nicht, ſein Herz klopfte hörbar. Weinend lüftete die Kammerfrau die Vorhänge, und Edmund — bebte entſetzt zurück. Kaum erkannte er in der ſtarr und leblos Daliegenden die Schweſter, die heimlich Geliebte von geſtern. Die Hand des Todes ſchien über Nacht eiſig und ſchwer das Geſicht gefaßt, ſeine letzten Blüthen abgeſchüttelt, ſeine Züge verwiſcht, ſeinen Ausdruck vernichtet zu haben. Eine brennende Röthe lag über Stirn und Wangen, das Auge ſtand weit offen, der Mund war zerriſſen, verſengt von der innerlich wüthenden Gluth der Krankheit, der linke Arm, an dem der Arzt eine Ader geöffnet hatte, ruhte in ſeinem rothen Verbande lang ausgeſtreckt auf dem Deckbette.

Sprachlos, eine lange Minute, ohne Thräne, ohne Zittern, ohne Pulsſchlag, ſtand Edmund vor dem verwandelten Bilde. Er fühlte nicht, daß ſeine Frau erſchöpft und bitterlich weinend an ſeine Schulter ſank, er hörte die flüſternden Stimmen der Aerzte nicht, die ihn bereden wollten, ſich zu entfernen, ſein Ohr ſog nur die ſchweren, ungleichen Athemzüge der Leidenden in ſich, und aus ſeiner Erſtarrung kam er erſt dann wieder zu ſich

ſelbſt, als Felicia ihn halb gewaltſam aus dem Zimmer geleitet hatte.

In ſeine Seele fiel natürlich keine Ahnung deſſen, was ſich in der Nacht ereignet hatte. Um ſo ſchrecklicher zerſchmetterte dies Räthſel alle ihre Kräfte. Willenlos ließ er ſich von Felicia in ſeine Gemächer begleiten, mechaniſch nahm er das Frühſtück mit ihr ein, und nicht einmal der Anblick ſeines Knaben, den die Amme zum Morgengruß brachte, war im Stande, ihn aus ſeiner tiefen, geiſtigen Ohnmacht aufzurütteln. Was Felicia bei dieſem Zuſtande litt, war mehr die Qual ihres Gewiſſens und die Wucht des Geheimniſſes, das ſie allein und die bewußtloſe Kranke beſaß, als der Schmerz über die nun zur vollſten Gewißheit reifende Ueberzeugung, daß ihr Gemahl mit einer tiefen, unheilbaren Leidenſchaft an ihrer Schweſter hänge. Das ſeltſame Gemiſch von einem Reſte kindlicher Gutmüthigkeit und reinen, offenen Sinnes und von dem durchtriebenen Charakter einer Weltdame machte ſich auch bei dieſer Gelegenheit in dem Weibe wieder geltend. Sie war nicht herzlos genug, alle Schuld von ſich zu wälzen und das Leid der Schweſter dem Gemahl zuzuſchreiben; mehrere Male ſtand ſie im Begriff, ſich in Edmunds Arme zu werfen und ihm alles, alles zu beichten, was ſie beichten konnte, ohne Jemanden zu compromittiren. Einmal war dieſer Mittheilungsdrang ſo heftig, ſo ſehr Bedürfniß, daß ſie ſich hätte hinreißen laſſen, wäre nicht in demſelben Moment die Equipage des — Erbprinzen, für ſie kenntlich an dem Klatſchen des Vorreiters und dem Rollen der Räder, unter den Fenſtern ihres Hotels vorübergefahren. An dieſen Laut knüpfte

ſich in Blitzes-Geſchwindigkeit eine ganze Kette von Conſequenzen; das Wort erſtarb auf der bereits geöffneten Lippe, und der gute Engel ihrer Seele wandte ſich weinend und überwunden ab.

Für das ganze Haus begann eine trübe, unheilvolle Marterwoche. Keines konnte ſich die Gefahr, worin ein geliebtes Haupt ſchwebte, bergen, und in jedem Herzen geſellte ſich dieſem Leid ein drückenderes Bewußtſein, das eigener Schuld gegen die Kranke und gegen Andere. Edmund lernte an ſeinem Schmerz ſeine Liebe ſchätzen und ermeſſen; dennoch glaubte er ſich Mannes genug, derſelben Meiſter zu werden. Mitten unter ſeinen Aengſten rang er einen geiſtigen Kampf durch, den der Leidenſchaft und des Pflichtgefühls. Von den Kiſſen der Kranken, die ſeine Thränen, ſeine Lippen benetzt hatten, ſtürzte er zu den Füßen Felicia's, um die täglich erneute Schuld täglich zu büßen. Seine Kraft rieb ſich in ſolchen Laſten und Mühſalen auf, und die Nachtwachen an Emiliens Schmerzenslager vollendeten, was Gram und Reue übrig gelaſſen hatten, ganz zu zerſtören.

Der neunte Tag war von den Aerzten als entſcheidende Kriſe des hartnäckigen und heftigen Uebels bezeichnet worden. Bis dahin hatte Emilie faſt immer in bewußtloſem Zuſtande gelegen; ſie erkannte Niemanden von ihren Umgebungen, aus ihren wirren Fieber-Phantaſieen wurden nur unzuſammenhängende Laute und einzelne, abgeriſſene Wörter vernommen. Gegen jenen Termin, welchen die Kunſt der Natur geſetzt hatte, wurden die Aufregungen, das Irrereden, die oft bis zur Tobſucht geſteigerten Ausbrüche eines Hirn, Blut und Nerven mit

gleicher Wuth durchſchüttelnden Fiebers ſtets heftiger und anhaltender; es mußten ſchon äußere Gewaltsmittel angewandt werden, um die Kranke zu verhindern, aufzuſpringen und ihren Wärtern ſich zu entreißen. Dabei ſchien es, als ob mit dieſer wachſenden Gewalt der Krankheit auch die gefeſſelte, geiſtige Kraft ſich hebe; Emilie ſprach oft, freilich unverſtändlich, aber doch zuſammenhängend, mit den Umſtehenden, nannte die Namen ihres Schwagers, ihrer Schweſter, rief dem Kammermädchen, befahl ihr, ſie anzukleiden, ſchwärmte von Tänzern, Lichtern, Muſikchören; man ſah, daß die Nacht der Erkrankung der Punkt war, um welchen das zerrüttete Selbſtbewußtſein ſich am erſten und vollſtändigſten wieder ſammelte. Felicia erbebte bei dieſen unaufhaltſamen Ausbrüchen in tiefſter Bruſt. Die Schweſter hatte ſchon für ſie ganz vernehmlich geredet, indem ſie den Namen des Erbprinzen und andere Beziehungen auf das unſelige Ereigniß mit in ihre Fieberträume verflocht; wie, wenn Edmund ein plötzliches oder allmähliches Mißtrauen faßte? Wenn ihm die Kranke einmal alles verrieth? Und dennoch war ſeine Anweſenheit unter keinem Vorwande zu verhindern. Sie mußte mit einer verzweifelten Reſignation ſich in ihre Zukunft finden, die gewiſſermaßen in die unzurechnungsfähigen Hände einer Irrſinnigen gegeben war, und es beruhigte ſie nur Edmunds ſcheinbare Theilnahmloſigkeit an den Phantaſieen der Schweſter.

Der Hofrath hatte richtig gerechnet. Gegen die neunte Mitternacht ſtand die Krankheit auf ihrem entſetzlichen Zenith. Das Geſchrei der Unglücklichen gellte herzzerſchneidend durch die dunklen, verödeten Gänge des Hauſes;

ihm antwortete das Schluchzen der Mägde, die leiſen Schritte der rath- und hilflos ab- und zuwandelnden Aerzte, der eintönige Tact des ſchwingenden Pendels — alle jene kleinen, furchtbaren Laute eines verhangenen, matt beleuchteten Krankenzimmers, in deſſen Scheiben geſpenſtiſche Krallen zu greifen und mahnende Larven zu grinſen ſchienen.

Gegen Anbruch der Nacht hatte ſich Edmund, der die letzte durchwacht, unvermögend, das erbarmenswerthe Schauſpiel länger zu ertragen, auf ſein Zimmer zurückgezogen, während der Miniſter und Felicia bei der Aufgegebenen zurückblieben. „Ruft mich, wenn es Zeit iſt," flüſterte er dem Hofrathe zu, und dieſer entgegnete bewegt: „Ich fürchte, es wird bald geſchehen." Zerſchlagen an allen Gliedern, warf ſich Edmund, in Kleidern und wie er war, auf ſein Bett, nicht in der Hoffnung, zu ſchlafen, nur in einigen einſamen, dumpfen, verbrüteten Augenblicken ſeinen ungeheuren Schmerz verſchnaufen zu laſſen. Er hatte noch nicht lange gelegen, als Felicia an des Vaters Arm herübergeſchwankt kam. Es mochte neun Uhr ſein. „Iſt es vorüber?" ſchrie er ihnen entgegen. Der Miniſter ſchüttelte langſam ſein gebeugtes, weißes Haupt. „Sie beſitzt eine Kraft, die die Aerzte ſelbſt erſtaunen macht," ſeufzte er; „eben hat man mein armes Kind — gebunden." Edmund fuhr auf. Felicia ſchluchzte krampfhaft. „Sie begreifen," ſetzte ihr Vater leiſe hinzu, „daß das keine Scene für Ihre Gemahlin war, ich habe ſie mit Gewalt fortgezogen." Edmund nickte. „Ihr verlaßt ſie," murmelte er in ſich, „wohlan, nun iſt es an mir!" Er bat den Miniſter, bei Felicia zurückzubleiben, und flog hinüber.

Schon im Vorzimmer gellten ihm die Worte entgegen: „Laßt mich hinaus! Ich will zu ihm, ich will, ich muß! Barmherzigkeit! Edmund, Edmund!“ Er trat die innen verriegelte Thür mit einem Fußstoß zuſammen. Laut und mit einer fürchterlichen Freude jauchzte die Wahnſinnige auf, als ſie ſeiner anſichtig wurde. Sie hatte ſich aus den Hüllen und Kiſſen emporgewälzt, in welche die Hände der Aerzte und der Wartefrauen ſie, die Einzige, vergeblich zurückzuzwängen ſuchten; eben warf ſie das ſeidene Tuch von ſich, womit ihr rechter Arm an die Bettſtelle gefeſſelt worden war. Beide Hände dem Eintretenden entgegenſtreckend, flehte ſie: „Nimm mich zu Dir, Du Retter! Siehſt ja, daß ich nicht hinüber kann! Das Waſſer, die Fackeln, die Menſchen alle, und der Erbprinz! Hüt' Dich, Du Lieber, Lieber! Sie wollen Dich ermorden!“

Ueberwältigt ſank ſie zurück, während Edmund an ihr Bett trat und ihre Hand ſanft in die ſeinige ſchloß. Sein Herz quoll über von unſäglicher Bitterkeit, ein Strom von Thränen überſchwemmte ſein Geſicht, und alle Zeugen, alle Schreckniſſe der Umgebung, Himmel und Erde und ſich ſelbſt vergeſſend, rief er aus: „Da bin ich ja, Emilie! Ich halte Dich ja! Sei ruhig, Du Engel meines Herzens. Sie ſind ja Alle, Alle fort, und wir allein!“

Es war, als ob die Kranke bei dieſen Worten verſtändig und ſtill aufhorchte. In den Tiefen der eingeſunkenen Augen flackerte ein Licht auf, wie der Abglanz des nahen Himmels. „Ja, ja!“ raunte ſie dem Niederknieenden leiſe zu, indem ihre Hand ſein Haupt näher an ſich zog. „Ja, ja! So iſt's recht! Alle fort! Die Schweſter

auch! Sie verräth Dich ja! Und der Mann mit dem furchtbaren Sterne, der Erbprinz, zu dem die Knechte Hoheit ſagen! Du biſt meine Hoheit, Edmund!“

Der Arzt, der aufmerkſam allen Bewegungen der Kranken gefolgt war, trat discret und beſcheiden einen Schritt zurück, um ihre Worte nicht hören zu müſſen. „Laſſen Sie die Unglückliche gewähren,“ ſagte er leiſe zu dem ihn fragend anblickenden Edmund; „helfen kann hier nur Einer, ſchaden — nichts!“

Was die Irreredende dem begierig und mit immer größer aufflammenden Augen zuhörenden Geliebten beichtete, bewußtlos und in dieſer Bewußtloſigkeit zum erſten und letzten Male ſelig, gehört vor kein menſchliches Ohr. Nach Verlauf einer Viertelſtunde, worin ſie mit Edmund immer flüſternd, und in ſcheinbar kindlicher Ruhe, ſich beredet hatte, ſagte ſie etwas lauter: „Siehſt Du, hier iſt die Roſe! Sie wollten ſie mir nehmen, ich hielt ſie aber gut verwahrt!“ Mit dieſen Worten zog ſie die zerknitterte, kaum noch kenntliche Blume aus einem Winkel ihres Lagers hervor und hielt ſie Edmund hin. Dieſer, der in einer furchtbaren Seelen-Aufregung ihre wirren Geſtändniſſe gehört, geſammelt, verſtanden hatte, griff haſtig nach der Roſe. Sie aber ſchleuderte ſie weit von ſich. „Pfui!“ ſchrie ſie, „ſie brennt wie hölliſches Feuer! Rühr' ſie nicht an!“

Edmund erhob ſich und winkte dem Kammermädchen, das ihm heimlich die Roſe aufheben und zuſtecken mußte. Sein Auge war ſtarr, um ſeinen Mund zuckten drohende Falten, das ganze Antlitz des Mannes war umgewandelt. Stumm und mit verſchränkten Armen blickte er auf die Leidende hernieder, ſeine Gedanken ſchienen nicht mehr

bei ihr allein zu ſein. Sie lag jetzo, ruhig wie ein Lamm, da; nur der heftig arbeitende Schlag ihrer Pulſe, das Fliegen der Bruſt kündeten einen letzten und mächtig gegen die Todesnacht ringenden Lebensfunken an. Ihr braunes Auge ſchloß ſich, die Lippen zitterten und verhauchten einen letzten Seufzer im Namen: „Edmund“ — dann war alles ſtill, ſtarr, ſtumm.

Die Uhr ſchlug gerade zehn.

„Hat ſie vollendet?“ fragte Edmund den Arzt, der ihre Hand ergriff. Er ſchüttelte. „Ich hoffe, ſie erlebt den Morgen nicht,“ war die traurige Antwort. — „Sie hoffen?“ — „Herr Baron, dieſe Natur iſt zerſtört, dies Leben zertreten. Für ſie kein größeres Heil, als ein ſanfter Tod. Beten Sie, daß der Schlaf, in den ſie verfällt, ſie dem Bruder ſtill und ſchmerzlos in die kalten Arme legt.“

Die Männer ſchüttelten ſich mit einem verſtändigenden Blick die Hände. Darauf ging Edmund, nach einem leiſen, langen Kuß auf die kalte, perlenbedeckte Stirn der Sterbenden, feſten Schrittes hinaus.

X.

„Fertig mit der Liebe!“ — So rief Edmund ſchmerzlich und im tiefſten Leben vernichtet aus, als er vor ſeinem dunklen, verödeten Hauſe zu Roß ſtieg. Er hatte nach dem Abſchiede im Krankenzimmer ſich kaum die Zeit genommen, den Inhalt ſeiner Schatulle in Börſe und Taſchenbuch zu ſtürzen, einige Papiere zu vernichten, andere an ſich zu reißen, den Mantel umzuwerfen, und ſo eilte er fort, nachdem er ſelbſt ſein Pferd gezäumt und geſattelt hatte. Noch auf der Treppe kam ihm der Gedanke, umzukehren. Er ſchlich unſchlüſſig nach dem Zimmer ſeiner Gemahlin, lauſchte hinein, vermummt wie er war, und fand Felicia an der Wiege des Kindes ſitzen, eingeſchlafen. Der Miniſter war nicht mehr bei ihr; er mochte von der ſchlummernden Tochter zu der ſterbenden geeilt ſein!

Eine lange Weile ſtand Edmund, fertig zur Flucht und zum Tode, lauſchend in der halbgeöffneten Thür. Sollte er ſie wecken, wie mit den Poſaunentönen des jüngſten Tages, mit dem Vorhalt ihrer Schuld? Sollte er richtend vor ſie treten, ſich ſtreng und offen von ihr

losmachen? Der Anblick des ſchlafenden Kindes entwaffnete ſeinen Zorn, und der Gedanke an die Verklärte drüben verwandelte denſelben in tiefe Wehmuth. Er zog die Thür hinter ſich zu und ging, ohne Abſchied, von Niemandem bemerkt, von Niemandem begleitet. Der Hufſchlag ſeines Thieres verwehte in dem Seufzen der herbſtlichen Nacht. Sein letzter Blick hing an dem matten Scheine, der durch die grünen Rouleaux des Krankenzimmers brach. Dann — Ade! Ade auf ewig!

Der Weg durch die Stadt ſchüttelte in der Seele des Fliehenden böſe Vorſätze auf, welche das Bild der von ihm ſchon verloren gegebenen Geliebten nicht mehr zu bannen vermochte. Warum bei Nacht und Nebel entweichen, wie ein feiger Dieb? ſagte er zu ſich ſelbſt. Wer iſt denn hier der Schuldige, ich oder ſie? Warum, da meine Liebe nicht mehr zu erfüllen iſt, nicht wenigſtens meiner Rache opfern? Gegen ſie, gegen die Verklärte, hab' ich keine Pflicht, keine Rückſicht mehr; ſie iſt allen Mängeln und Schmerzen unſerer Erdennächte ſchon enthoben. Sie leidet alſo nicht, wenn ich ihn und die Mitſchuldige treffe mit gerechtem Zorne, und ich —

Edmund ſuchte, faſt künſtlich, ſich über Felicia's Untreue mehr zu entrüſten, als ſie ihm eigentlich zu Herzen ging. Ihr Fall, deſſen ganze Größe er ja nicht einmal zu beſtimmen wußte, den er überſchätzen und zu gering anſchlagen konnte, that ihm nicht weh als Verrath an der Liebe, ſondern als Brandmal ſeiner Ehre. Sein Herz konnte ſich über die Verirrung eines Weibes ſchon beruhigen, das ſeit längerer Zeit kaum noch eine Stelle in demſelben einnahm, aber ſein männliches Bewußtſein,

ſein Gefühl von ſocialer Ehre nicht. Den letzten Punkt faßte er immer ſchärfer in's Auge, und immer dringender erwachte dadurch ſein Bedürfniß, eine Rache für ſeine Schmach zu nehmen, wenn nicht an ihr, doch an dem Prinzen, dem Veranlaſſer, dem Urheber aller dieſer Verwickelungen, ehe er auf ewig von dieſer Stadt, dieſem Kreiſe, dieſer Lebensſphäre ſich losſagte. Daß Letzteres geſchehen müſſe, darüber blieb ihm kein Zweifel mehr; ſeit Emiliens Verluſt feſſelte ihn ja auch nicht das leiſeſte Band mehr an jene Menſchen, jene Räume. Sein Kind? — Eine hölliſche Stimme flüſterte ihm den abſcheulichſten Argwohn zu, er überbot ſich nun ſelbſt im grauſamen Urtheil über Felicia, er hielt ſie jeder Lüge, jeder Niedrigkeit fähig. Sein aufgeregter Geiſt, erfinderiſch in der Selbſtqual, führte ihm das ganze vergangene Jahr im Fluge noch einmal vor; er ſetzte zuſammen, erinnerte ſich an tauſend früher unverſtandene oder unbedeutende Vorfälle, an ſein Verhältniß zum Erbprinzen, an deſſen Gnade, an die beharrliche Verehrung, die er offenkundig Felicien erwieſen, manche fremde Winke und hämiſche Seitenblicke wurden ihm nunmehr klar, und fluchend warf er ſein Thier herum, nach der Stadt einen letzten verwünſchenden Blitz aus den glühenden Augen zu ſchleudern. Ihm war es, als ſehe er ſein Haus und ſein Glück hinter ſich in jähen Flammen emporlodern, in jähem Sturze verſchüttet werden, als erkenne er erſt bei dem Schimmer der Brunſt den ganzen Umfang und alle einzelnen Schreckniſſe ſeiner Schande, ſeines Verluſtes.

Wüthend drückte er dem aufbäumenden Pferde beide Ferſen in die Flanken, und wie ein Pfeil, wie ein elek-

triſcher Funke aus Gewitterwolken fuhr das geängſtete Thier den Weg in die Stadt zurück. Ohne zu wiſſen und zu wollen, riſſen Edmunds Hände die Zügel an ſich und lenkten; ſeine volle Beſinnung kam erſt zurück, als er ſich vor dem hell erleuchteten Palais des Erbprinzen wiederfand.

Es war Freitag, elf Uhr Nachts, oder wenig darüber. Der Prinz hatte, wie jedes Mal auf dieſen Tag, eine kleine Soirée, deren beſtändiges Mitglied Edmund ſeiner Zeit auch geweſen war. Unentſchloſſen ſchritt Edmund, der abgeſtiegen war, unter den hell und gaſtlich funkelnden Fenſtern auf und ab. „Sein Haus ſteht glänzend und feſtlich da," knirſchte er in ſich, „das meinige, durch ihn zerſtört, iſt eine Leichenkammer, eine Brandſtätte. Droben muſiciren ſie und tanzen und lachen, daheim —"

Die Schildwachen am Palais weckten ihn aus ſeinem Selbſtgeſpräche, indem ſie ihn barſch ſeiner Wege gehen hießen. „Hier iſt kein Wirthshaus," ſagte der eine Gardiſt, „wo man ſeine Mähre mir nichts, dir nichts anbinden kann." — „Guter Freund," entgegnete der nächtliche Beſuch, „ich habe eine eilige Botſchaft an Seine Hoheit auszurichten, eine Sache von der höchſten Importanz. Laß Er mich immerhin das Pferd einen Augenblick unter Seine Obhut ſtellen! Ich bin gleich wieder drunten." — „Kamerad, den laß gehn! Das iſt ein Vornehmer, der mit dazu gehört. Er weiß Beſcheid und nennt uns Er." — So murmelte der zweite Gardiſt, während der erſte Edmund geduldig das Pferd abnahm. Dieſer ſchellte an der Nebenpforte und wurde nach wenigen Minuten ein-

gelaſſen. Daß er vorher beide Piſtolen aus dem Halfter zog und in ſeinem Mantel verbarg, hatte keiner der zwei Wachſamen bemerkt.

Des Prinzen Kammerdiener machte zwar große Augen, als der ihm wohlbekannte Baron von Schallershauſen, im naſſen Reiſe-Mantel, geſtiefelt und geſpornt, verſtört, leichenblaß im Geſicht, ihm zumuthete, er möge Seine Hoheit nur auf eine Sekunde in das Cabinet herüberbitten, es gelte eine Angelegenheit von dringlichſtem Gewicht, die vor ſeiner, Edmunds, Abreiſe erledigt werden müſſe. Indeß wagte die Livrée nicht zu widerſtreben, eben weil ſie des Prinzen huldreiche Geſinnung für Schallershauſen kannte. Sie richtete achſelzuckend ihre Botſchaft aus, und wirklich kam Prinz Victor, nur von einem Adjutanten begleitet, nach wenig Augenblicken ſchon aus dem Flügel des Schloſſes, worin ſeine Salons lagen, in den gegenüberſtehenden geſchritten. Edmund erwartete ihn in ſeinem, des Prinzen, Arbeitscabinet, wohin er vom Kammerdiener gewieſen worden war. Sein Herz pochte fieberiſch, ſeine Finger umkrallten den Schaft der Piſtole, als er die glatten, raſchen, leiſe ſchlürfenden Schritte des Prinzen vernahm. Eilfertig trat derſelbe ein, verwundert auf Edmund blickend, der regungslos an einem Marmortiſchchen lehnte. „Mein Gott, Baron, Sie reiſen?“ — „In einer Viertelſtunde, Hoheit!“ — „Was kann denn aber vorgefallen ſein? Welche Nachricht bringen Sie uns von Fräulein von Althanns?“ — „Die beſte. Sie hat vollendet.“ — „Schaller! iſt's möglich? Ich beklage Sie und Ihr Haus von ganzem Herzen! Wie nimmt ſich die Frau Baronin bei dem Schmerze? Iſt ſie ruhig? Wie leid ſie

mir thut!“ — „Hoheit ſind zu gnädig. Ich kam aber nicht, um dieſe Hiobspoſt in den Wohnſitz der Freude zu bringen; mein unterthänigſtes Geſuch an Ew. Hoheit iſt minder trübſeliger Art.“ — „Nun?“ — „Hoheit haben wohl die Gnade, ſich dieſer Blume zu entſinnen? Sie war Ihnen am Tage Ihres Hoffeſtes entfallen, aber nicht verloren; ich beeile mich, ſie Ew. Hoheit zu eigenen gnädigen Händen wieder zu überliefern.“ — „Schaller! Ich weiß nicht . . . In der That, Ihr Auftreten, . . . dieſe ganze Scene . . .“ — „Zu der Hoheit zwei Zeugen mitzubringen geruhen!“ — Der Prinz winkte dem Kammerdiener, ſich zu entfernen. Der Adjutant blieb und trat entſchloſſen einen Schritt näher. „Wenn mein gnädigſter Herr mir nicht befiehlt, zu gehen, ſo kenne ich meine Stelle am beſten,“ ſagte er, die Hand am Degengriffe. — Schaller blieb ruhig, als er ſagte: „Ich ſcheue Ihre Gegenwart nicht, Herr Major! Sie ſind ein Mann von Ehre; dieſelbe kann mir alſo nur willkommen ſein! Sie begreifen, mein Prinz, daß, wie die Sachen ſtehen, Sie mir eine Erklärung ſchuldig ſind . . .“ — „Wir begreifen nicht, mein Herr, wie Sie ſich unterfangen, uns eine ſolche in ſolcher Geſtalt und an dieſem Orte abtrotzen zu wollen. Ein Griff an jene Klingel, ein Wink, und hundert Hände ſind bereit, um den Aufdringlichen und Unverſchämten aus einem Hauſe zu befördern, worin er ſich ſo wenig zu benehmen weiß.“ — „Hoheit, Sie häufen“ — „Schweigen Sie, gehen Sie! Halten Sie es meiner Rückſicht für Ihre Familie und Ihr gegenwärtiges Leid zu Gute, wenn ich nicht mit Ihnen verfahre, wie ich ſollte und könnte. Kommen Sie!“

Mit dieſem Worte wollte der Prinz ſammt dem Adjutanten ſich entfernen, allein Schaller vertrat ihnen entſchieden und mit einer furchtbaren Kälte den Weg. „Der erſte Schritt, den Sie aus dem Zimmer thun, geht über meine Leiche," ſagte er, indem er beide Piſtolen geſpannt hervorzog. „Fahren Sie nicht zurück, Prinz, nicht Sie, mein Herr Major; Sie ſind beide ſicher! Zu einem Meuchelmorde läßt ſich dieſe Hand nicht herab. Sie, mein Prinz, raubten mir meine Ehre; ſchlagen Sie mir die Genugthuung ab, die Sie, abgeſehen von allen Verhältniſſen und Unterſchieden, mir ſchuldig ſind, ſo nehmen Sie mir das Leben." — „Unſinniger, verlangen Sie, daß Seine Hoheit mit Ihnen ſich ſchlage? Hier ſtehe ich, nehmen Sie an mir . . ." — „Halt, mein Herr Major," gebot Edmund. „Mit Ihnen habe ich nichts, ſparen Sie Ihren voreiligen Muth für eigene Bedürfniſſe." — „Ruhig," rief der Prinz, der mittlerweile einmal im Zimmer auf- und abgegangen war, „keinen Zank in meiner Nähe! Sie wollen Satisfaction?" fragte er Schaller feſt und mit fürſtlichem Anſtande. — „Ich will." — „Wohlan, mein Herr! Ich brauchte ſie Ihnen nicht zu geben; nach den Geſetzen meines Standes und meines Hauſes frevle ich ſogar, wenn ich es thue." — „War die Frau Ihrer hochfürſtlichen Liebe ebenbürtig, wird es der Mann hoffentlich auch Ihrer fürſtlichen Ehre ſein," knirſchte Schaller. — „Sie ſind ein . . ." Der Prinz verſchluckte ein hartes, unprinzliches Wort. — „Ich könnte," fuhr er gemeſſen fort, „einen Galanterie-Degen zur Hälfte aus ſeiner friedlichen Scheide ziehen und mich gegen Sie verneigen; das wäre eine Genugthuung, wie ſie ſonſt ein Fürſt ſeinen Unter-

thanen gab und geben konnte.“ — „Im Jahrhundert der Courtoiſie, ja; allein hier handelt es ſich nicht um ein galantes Spiel, ſondern um ein vernichtetes Leben.“

Prinz Victor ſtand eine Weile nachdenkend und, wie es ſchien, bewegt am Fenſter, den Rücken dem Feinde und dem auf jede Bewegung deſſelben aufmerkſamen Diener zugewandt. Dann drehte er ſich zu Schaller um: „Sie reiſen?“ — „Sobald Hoheit . . .“ — „Still davon! Wohin?“ — „Mein Geheimniß.“ — „Herr Baron!“ — „Ich habe nicht die Ehre, in Dero Dienſten zu ſtehen, mein Prinz; ich reiſe, wann und wohin und wie ich will.“ — „Wann kehren Sie zurück?“ — „Hierher niemals.“ — „Menſch! Und Ihr Haus, Ihre Familie?“ — „Laſſe ich unter ſo mächtigem Schutze, daß . . .“ — „Keinen Hohn in dieſer Minute oder bei meinem Worte, ich vergeſſe mich und Sie! Genügt Ihnen mein Verſprechen, daß ich Ihnen heute über ſechs Monate zu **** ſtehen will?“ — „Hoheit!“ — „Sie erlauben ſich hoffentlich keinen Zweifel an meiner Ehre und an meinem fürſtlichen Worte? Ja, ich will Ihnen Genugthuung geben, will zu Ihnen hinabſteigen, weil . . . Genug! Meine Gründe bin ich Ihnen nicht ſchuldig. Nur das: eine Rückſicht auf Sie iſt nicht darunter.“ — „Und meine Flucht?“ — „Iſt mein Geheimniß und das meines Adjutanten. Unſer Wort, daß Sie ungefährdet reiſen. Und nun, auf Wiederſehen!“ Eine ſtolze Verbeugung, und er war in der langen Reihe der Gemächer entſchwunden. Edmund ſtarrte ihm betroffen nach. Des Prinzen Benehmen hatte ſeinen Eindruck nicht verfehlt; ohne ſeinen Durſt nach Rache gekühlt zu haben, mußte er, mit einem Gefühle der Beſchämung obendrein,

von dannen gehen. Der Kammerdiener geleitete ihn argwöhniſch hinab, und nach einigen Augenblicken befand er ſich wieder zu Roß, einſam, auf ſeiner nächtlichen Straße.

Die Geſellſchaft in den Salons des Prinzen Victor ging an jenem Freitag zeitiger als ſonſt auseinander. Gegen Mitternacht hatte ſich der Prinz ſchon zurückgezogen. „Hoheit klagten über Migraine," ſagte der mit Fragen beſtürmte Adjutant und fuhr ſehr bleich und nachdenklich nach Hauſe.

XI.

Wohin flüchtet aber eine Seele, wenn ſie von aller Liebe und allem Leben verlaſſen wurde, wenn kein mütterliches Herz voll Treue und Geduld ſie an ſich nimmt, wenn ihr endlich das kalte Aſyl einer Kirche oder die ſtumme Scenerie der Natur nicht genügen, wohin anders, als in deinen Schatten, heilige, geſchmähte Freundſchaft? So tritt ein Wanderer, wenn ein Gewitter aufzieht, ſorglich unter einen Baum und birgt ſich unter ſeinen Zweigen und ſtarrt angſtvoll in die ſtürzenden Güſſe und das Grauen der Wolken hinein.

Glücklicher Weiſe hatte Edmund auch einen Freund in ſeinem Eckart, der, räumlich weit von ihm getrennt, in allen Wechſeln des Lebens ihm nahe geblieben war. Zu ihm trug ihn auf geheimen, nächtlichen Pfaden ſein Roß, und als er eines Abends, ſchon mehrere Tagereiſen von ſeiner Leidensſtätte geſchieden, vor dem beſcheidenen Hauſe des einfachen Mannes abſprang, als eine junge, hübſche Frau, von dem ſeltenen Hufſchlage an's Fenſter gelockt, den Gatten von ſeinen Akten abrief, als der nun jubelnd die enge Treppe hinabſtürzte, — „Du biſt's!!“ —

„Ich, alter Freund!“ — da fühlte ſich Edmund nicht mehr verwaiſt, nicht mehr allein, ſein Auge fand an der Bruſt des Freundes, an ſeines von dem ſpäten Gaſte geweckten Kindes Wiege die erſten Thränen.

Dumpf und trübe ſchlichen die Wintermonate für Edmund hin. Wohl kam aus den Zeitungen ihm dann und wann eine Kunde aus dem verlaſſenen Kreiſe, aber nicht die mit Haſt und Angſt geſuchte Anzeige von Emiliens Tode. Sollte ſie gerettet ſein, die ſchreckliche Nacht überlebt haben? Wie erging es Felicia? Wie ihrem Vater, wie dem über des Sohnes Verſchwinden gewiß tödtlich beunruhigten, alten Bankier?

Eckart, in deſſen treues Herz Edmund ſeinen ganzen Kummer ausgeſchüttet hatte, wirkte nicht ſo kräftig auf ſeinen Willen und ſeine geiſtige Geneſung ein, als es Beiden gut geweſen wäre. Er gehörte zu jenen hingebenden, mehr in ſich aufnehmenden, als aus ſich herausgehenden Naturen, welche niemals ein bedeutendes Gewicht für Andere erlangen können, wenn es gilt, zum Handeln, zum Nothwendigen zu beſtimmen. Vergebens ſtellte er dem Freunde das Unräthliche, ſelbſt Gewiſſenloſe eines ſo plötzlichen Ausſcheidens aus allen Pflichten vor, vergebens mahnte er zur Sühne, wenigſtens zu einem Worte der Beruhigung an den Vater. Edmund wollte für alle mögliche Nachforſchungen verſchwunden, wollte bürgerlich todt ſein, und das kleine, im Dunkel der Provinz geborgene Städtlein, worin Eckart lebte, bot hierzu den gelegenſten Schlupfwinkel. So vorſichtig war er, daß trotz ſeiner Begier, von den Verlaſſenen eine Nachricht zu haben, weder ſeine Hand, noch die des Freundes unmittelbar oder

mittelbar nach einer ſolchen ſich ausſtrecken durfte. Es ging, es kam kein Brief. Das Pferd wurde verſteckt, der Mann desgleichen in einem Hinterſtüblein der bürgerlichen Wohnung, und in größter Einförmigkeit, nur für ſeine freundlichen Wirthe ſichtbar, verträumte Edmund die bange Friſt bis zu dem vom Erbprinzen beſtimmten Termin.

Wird er kommen? Wird er ausbleiben? Wird er gar Häſcher ſenden? Das waren Fragen, mit denen die zur entſcheidenden Reiſe ſich rüſtenden Freunde noch unterwegs ſich gegenſeitig verſuchten. Eckart zweifelte an des Gegners Erſcheinen, Edmund glaubte feſt daran. Ihm war es nur räthſelhaft und widrig, daß Prinz Victor ſeiner Rache ein ſo ſpätes Ziel geſteckt hatte; allein Eckart bemerkte ihm in ſeiner trockenen und natürlich-verſtändigen Weiſe, ein Fürſt möge wohl längere Zeit zur Beſtellung ſeines Hauſes brauchen, als ein Heidelberger Student.

Eingetroffen am Orte der Zuſammenkunft, fanden ſie unter fremdem Namen, ohne Gefolge, ohne irgend ein Merkmal ihres Standes, den Prinzen und ſeinen Adjutanten, nur von einem Kammerdiener und einem Arzte begleitet, bereits vor. Es war in den erſten Tagen des April, daß der Zweikampf unter den gewohnten Formen, nahe bei der Stadt, unbelauſcht und wie unter völlig gleichſtehenden Perſonen, ſtattfand. Der Prinz trat, eben ſo fern von aller komödienhaften Bravour als von Hoffahrt und Ueberhebung, gefaßt ſeinem Feinde entgegen. Lange ruhte Edmunds Blick auf der ſchönen, lebensvollen Geſtalt, welche ſich trotzig der dunklen Mündung ſeiner Waffe bot. Alles Vergangene ſtand mit dieſem Bilde wieder lebhaft

vor ſeiner Seele, nur der Haß und der grimmige Rachedurſt wollten nicht wieder in dieſelbe einkehren. Sein Auge verdunkelte ſich, ſeine Rechte ſank matt herab; „ich ſchieße nicht,“ ſtammelte er. — „Nicht?“ fragte Prinz Victor. „Und warum nicht?“ — „Ich vermag es nicht.“ — „Alſo kamen Sie blos zu einer Rührſcene her, und Ihr Zorn zerfloß wie Nebel vor der Gewalt des Augenblickes?“ — „Hoheit, ich fühle ganz die Würde Ihres Benehmens.“ — „Ohne Ceremonien, mein Herr, wenn ich bitten darf, und ohne übel angewandte Generoſität. Als Feinde, Mann gegen Mann, ſtehen wir uns gegenüber. Sie ſchießen, nicht in die blaue Luft, nicht in den hohlen Weidenbaum dorten, oder wie es ſonſt in Romanen Brauch iſt, ſondern auf meine Bruſt. Und ſehen Sie wohl zu, daß Sie nicht fehlen! Von mir haben Sie keine Schonung zu erwarten.“ — Edmund biß ſich auf die Lippen. Der Hahn ſeiner Piſtole knackte. Ein Knall, Dampf, Stille. Der Prinz wankte, hielt ſich mit gewaltſamer Aufrüttelung auf den Füßen und warf in einem Nu ſeine Piſtole aus der rechten Hand in die linke. Der rechte Arm hing ſchlaff von der Schulter herab, Blut träufelte aus dem Kleide auf die Manchette, und entſetzt ſprangen der Arzt und der Major herzu. „Zurück!“ heiſchte ihnen der Prinz entgegen. Seine Linke hob mit ſichtlicher Anſtrengung das Gewehr, er drückte ab, die Kugel ſauſte keine Linie breit an Edmunds rechter Schläfe vorüber. Mit einer Verwünſchung warf der Prinz ſeine Waffe von ſich und ſank, vom Schmerz der Wunde gezwungen, in des herbeiſtürzenden Kammerdieners Arm. Während der Arzt und der Major um ihn beſchäftigt waren, den Aermel abzutrennen und die tief in den Ober-

arm gehende Wunde zu unterſuchen, wollte Edmund mit dem Freunde auch herbeitreten. „Mein Herr,“ ſagte mit zuſammengebiſſenen Zähnen der Prinz zu Jenem, „Sie haben hier nichts mehr zu ſuchen. Gehen Sie, retten Sie ſich, ſo lange es Zeit iſt! Nur bis jetzt ſchützte Sie, Ihre Flucht und Ihre Verborgenheit mein fürſtliches Ehrenwort, nur bis jetzt!“ — „Eine Frage denn, und ich gehe!“ — „Keine! Eine Antwort auf alle, ehe Sie dieſelben ausſprechen: Ich haſſe Sie, wie ich Felicia liebe. Ja, Sie ſollen es hören und wiſſen, ich liebe ſie, und ich verabſcheue, ich haſſe Sie als ihren Peiniger! Hätten Sie meinen Arm nicht wehrlos gemacht, ſo würde die treuloſe Waffe an Ihnen ein verdientes Richteramt vollzogen haben.“ — Schmerz und Erſchöpfung hinderten ihn, weiter zu reden. Er fiel ohnmächtig zurück, während die Marterwerkzeuge des Arztes in der blutigen Wunde wühlten. Edmund ſtarrte, von namenloſen Qualen zerriſſen, in die rinnenden, rothen Tropfen und auf die marmorbleiche Stirn ſeines Opfers. „Geben Sie mir,“ flehte er die Helfer des Prinzen an, „nur einen Troſt mit auf meinen harten Weg: Iſt die Wunde tödtlich, gefährlich?“ — Der Doctor ſchüttelte ein kaltes, ſtummes Nein. — „Und,“ fuhr er, an den Adjutanten gewendet, fort mit zitternder, ſtockender Stimme: „Und Fräulein von Althanns?“ — „Sie lebt,“ war die Antwort, „ja ſie lebt, aber ſie iſt — wahnſinnig geworden.“

Mit einem lauten Wehruf ſtürzte Edmund von dem Schauplatz der blutigen Scene fort, und langſamen Schrittes folgte ihm ſein treuer Freund.

Drittes Buch.

„Glück zu!“

I.

„Daß wir uns wiederfinden, weißt Du. Du glaubſt an mich, Du liebſt mich. Wir ſind ja Eins!“

So lauteten die Worte, welche Dorothea zehn Mal am lauten Tage, hundert Mal in ſchweigender Nacht ſich vorſagte; die letzten, welche ihr der Entflohene gelaſſen. Als ſie das kleine Blatt, worin er ihr ſein plötzliches Verſchwinden anzeigte, tauſendmal geküßt und geherzt und mit Thränen genetzt hatte, ſchloß ſie es in die ſtille Truhe, zu ſeinen Perlen. Dorothea war ruhig, gelaſſen, feſt. Wenn der Alte mit einem heimlichen Kopfſchütteln ſie betrachtete, wenn ſie ihn Abends vor der Thür überraſchte, wie er ſeine Pfeife hatte ausgehen laſſen und wortlos in die Luft ſtarrte, dann legte ſie ihm wohl leiſe die Hand auf die Schulter und ſagte: „Vater, was fehlt Euch denn nur?“ — „Ach, liebes Kind,“ ſagte er, „Du kennſt die Menſchen nicht.“ — „Aber ich kenne den Felix.“

Seine Sorge und ſeine Zweifel wurden an der Zuverſicht des Mädchens zu Schanden. Freilich, das konnte der Oberſteiger nicht ſehen, noch hören, wie ſie Nachts auf ſchlafloſem Kiſſen ſich wälzte, wie ihre Gebete nur

Fragen wurden: Wann kommt er wieder? oder: Was trieb ihn fort? oder: Weß iſt ſeine Seele ſchuldig, daß es die meinige nicht geduldig auf ſich nähme? — O Abgrund aller Gottſeligkeit und Liebe, in welcher der Egoismus verſinkt wie ein Geſpenſt des Nebels!

Ein Tag nach dem andern ging dahin, einer ſtets länger als der andere, nicht dem ſehnſüchtigen Mädchen allein, ſondern auch in Wirklichkeit. Schon wallte das Korn in hohen, grünen Wogen um die einſame Kirchgängerin, und in den dunklen Tannen des Mariaſteins verſtummte eine Nachtigall nach der andern. Auch in Dörekens Seele ward es immer einſylbiger und ſtummer; nun wich ſie dem Vater aus, damit er nicht forſchend und bekümmert auf ihre bleichenden Wangen blickte. Ihr Glaube wankte nicht und nicht ihre Liebe — wohl aber die dritte im heiligen, dreieinigen Bunde, die Hoffnung.

Es war eines ſchwülen Sommermittages, daß Dorothea ſpinnend auf ihrer engen Hausflur ſaß. Der Vater war mit eingefahren. Ein Junge aus der Nachbarſchaft kommt plötzlich hereingeſprungen mit der Botſchaft: „Jungfer Oberſteigerin, es ſind Fremde im Dorfe.“ — Erſchreckt fährt Döreken auf, der Faden zerreißt ihr. — „Eben angefahren, ein ganzer Wagen voll.“ — „Warum meldeſt Du mir das, Dietrich?“ So fragt ſie, indem ihr das Herzklopfen faſt die Stimme erdrückt. — „Nun, damit Sie ſich ein bischen mit dem vornehmen Volke abgibt; die Mutter verſteht ſich ſo nicht darauf, und bei uns haben ſie geſucht und geexaminirt, der Henker weiß, was.“

Döreken warf in Haſt ein Tuch über ihr grauleinenes Kleidchen, zog die Hausthüre hinter ſich zu und ſtellte

den Kehrbeſen, umgedreht, davor. In dieſen Hütten bedarf es keines Vorlegeſchloſſes, keiner Hausmeiſter. Jenes einfache Symbol zeigt den Vorübergehenden an: es iſt Niemand daheim; Du brauchſt mit Pochen und Rufen Dich nicht abzumühen.

Eine elegante Equipage, ſtaubbedeckt, hielt vor einem der kleinen Häuſer von Mariaſtein. Die Herrſchaften waren ausgeſtiegen, und während der Poſtillon ſeine abgehetzten, auf den ſteinigen und bahnloſen Gebirgswegen ſchier umgeſunkenen Pferde tränkte, ſaß vor der Hütte ein Frauenzimmer, anſcheinend die Dienerin, und pflegte ein hübſches, ſchreiendes Knäblein mit friſcher Milch. Die Gebieterin, eine hohe Dame, in Trauer gekleidet, und ein dicker, ſchon ältlicher Herr waren in lebhafter, ziemlich erfolgloſer Unterhaltung mit der Eigenthümerin des kleinen Hauſes begriffen. Was ſonſt an Einwohnerſchaft in dem Oertlein ſtak, zumal an junger, war natürlich auch verſammelt und ſchloß in neugieriger Scheu einen Kreis um die Gruppe. Ein Fremder war in Mariaſtein eine ſeltene Erſcheinung, weil das Bergwerk nicht zu denen gehörte, die an den Zuſpruch von Reiſenden gewöhnt ſind.

Dietrichs Mutter rief erfreut der nahenden Dorothea entgegen: „Nun, das iſt doch ein wahres Glück, daß Sie kommt, Jungfer Döreken! Sie kann den Herrſchaften am erſten dienen. Sie war ja gut bekannt mit dem Häuer, der jüngſt fortgegangen iſt, kein Menſch weiß, wohin, und den ſie hier Felix genannt haben. Die Herrſchaften ſagen aber, er hätte nicht ſo geheißen.“

Döreken erbleichte und erglühte wechſelsweiſe, während die Blicke der Fremden prüfend auf ihr ruhten.

Namentlich ſenkte ſie furchtſam die Wimper vor dem ſtrengen, bleichen, großen Frauenbilde in ſchwarzem Schleier. Dieſe heftete die Augen lange und, wie es wenigſtens dem zitternden Mädchen ſchien, mit einem giftigen Mißtrauen auf ſie; es wurden zwiſchen dem Herrn und der Dame einige Worte gewechſelt in einer Sprache, welche Dorothea nicht verſtand.

Der Herr wandte ſich zuerſt mit einer directen, recht höflich eingekleideten Frage an ſie. Sie ſollte ſagen, wann Felix weggegangen ſei, welchen Weg er eingeſchlagen habe, was ſie überhaupt von ſeinem hieſigen Aufenthalte wiſſen und mittheilen könne. Die Unglückliche war in einer tödtlichen Verlegenheit. Die Fremden ſchienen ihr bereits ſo wohl unterrichtet, daß ein gänzliches Leugnen ihrerſeits unnütz und unmöglich geweſen ſein würde. Aber was nun geſtehen, ohne gegen das Intereſſe des fernen, unbekannten, geliebten Freundes zu handeln, ohne ihm in den Augen der Fragenden zu ſchaden, ohne ſich zu compromittiren, ohne vielleicht eine Hoffnung auf ſeine Wiederkunft zu zerſtören durch das, was ſie ſagte? Alle dieſe Rückſichten fühlte der einfache, richtige Verſtand Dorothea's nur zu gut heraus, und daneben belaſtete ſie eine unnennbare, mit jedem Augenblick längeren Betrachtens geſteigerte Angſt vor der ſchwarzen Dame, von der ſie ſich keine Rechenſchaft zu geben wußte. In welchem Verhältniß ſtand ſie, ſtand der alte Herr zu Felix? Die glühenden Krallen der Eiferſucht faßten zum erſten Mal das arme jungfräuliche Gemüth; es zog ſich krampfhaft in ſich ſelbſt zuſammen und fühlte, daß ſein tiefſtes und

innigſtes Leben den Todesſtoß aus den Augen der fremden Frau empfangen habe.

Sie antwortete auf die Frage des alten, anſcheinend ſehr bekümmerten Herrn ſchlicht und der Wahrheit gemäß, wie Felix vor länger als einem Jahre in Mariaſtein angekommen, bei ihrem Vater, dem Oberſteiger, in Dienſt gegangen, unlängſt aber auf einmal verſchwunden ſei, ohne daß ſie oder ihres Wiſſens irgend Jemand im Orte über das Ziel ſeiner Reiſe Auskunft geben konnte. — „Du kannteſt ihn alſo?“ fragte die Dame ſcharf und langſam. — „Ja, ich kannte ihn.“ — „War er freundlich gegen Dich, heiter, zufrieden?“ — „Aber, Liebſte,“ ſagte der Fremde, „darüber wird Ihnen das arme, unſchuldige Kind ſchwerlich eine Auskunft geben können. Sie hörten es ja auch im nächſten Orte und hier von dieſer guten Frau ſchon, daß er ſehr ſtill und zurückgezogen gelebt habe.“ — „Es gibt Störungen in dieſer Zurückgezogenheit,“ bemerkte die Dame bitter, „die ſich ein Mann nur zu gern gefallen laſſen mag, und dazu kann die Mamſell da wohl gehört haben.“ — Dorothea erglühete im Purpur der tiefſten Scham und des Zornes. „Ich weiß nicht, was die Dame mit ihren ſpitzen Worten eigentlich will,“ ſagte ſie; „allein mich dünkt, kränken brauche ich mich nicht von ihr zu laſſen, wenn das ihre Abſicht ſein kann.“ — „Nicht doch, mein Kind! nicht böſe ſein,“ beſänftigte ſie der Alte. „Sie denkt ja an ſo etwas nicht. Wir hörten nur in dem Orte jenſeits Euerer Berge, Ihr Zwei, Du und Dein Vater, wäret am meiſten mit dem Manne zuſammengekommen. Siehſt Du, warum es Dir verſchweigen? Du ſcheinſt mir eine gute, freundliche Dirne zu ſein. Der Felix, wie

Ihr ihn nennt, iſt mein Sohn, und wenn Du nun etwas weißt, was dazu dienen kann, einen troſtloſen Vater und eine“ — „Silence, Monsieur! je vous en prie,“ unterbrach ihn die Dame; „je ne veux pas, devant ces bonnes gens-là, avoir l'air d'une femme courant après son mari.“ — „Ja, wollte ich ſagen, einen troſtloſen Vater und eine treue Schweſter auf ſeine Spur zu bringen, ſo wirſt Du ſchon aus Pflichtgefühl gegen Deinen Vater, der ein gar braver Mann ſein ſoll, uns gern zu Willen ſein. Uebrigens wird es Dir auch nicht zum Schaden gereichen.“ So ſchloß, mit ſeinen für unwiderſtehlich gehaltenen Goldſtücken in den Hoſentaſchen klimpernd, der alte Freiherr.

Schweigend, mit gefalteten Händen hatte Döreken ihn angehört. Felix' Vater, Felix' Schweſter! Das gerührte, weiche Mädchen hätte ja ihm zu Füßen fallen mögen und ihr um den Hals, um ihr ſtillſchweigendes Unrecht wieder gut zu machen. Nein, ein Vater, eine Schweſter konnten nur aus beſter Abſicht nach dem Verlorenen fragen. Ihr volles Herz wallte über; ſchon ſtand ſie im Begriff, den Fremden zuzurufen: „Ja, ich kannte ihn, und er liebte mich, und wir waren ſelig hier in unſerer Einöde, und — ſeid getroſt, Ihr Trauernden! — er wird wiederkommen. Gewiß, o gewiß! Daheim in meinem Geſangbuche liegt das Blättlein ſeiner Verheißung, das er ſelbſt mit ſeinen lieben Händen geſchrieben, mit ſeinem letzten Kuſſe beſiegelt hat!“

Aber der Freiherr, im Beſtreben, es recht gut zu machen, verdarb alles und ſchnitt dem warm aufquellenden Vertrauen Weg und Sprache ab. Als er das

verlegene Schweigen Dorothea's gewahrte, meinte er, ſie ſei im Beſitze des rechten und ganzen Geheimniſſes, und wenn Verſprechungen nicht ausreichten, ihr daſſelbe zu entwinden, müſſe eine imponirende Drohung verſucht werden. „Bedenke wohl," fügte er in dieſer ſchiefen und vornehmen Anſicht gewichtig hinzu, „vor wem Du ſtehſt, und daß, wenn Du uns nicht gutwillig Antwort gibſt, die Gerichte Mittel finden werden, Dich dazu zu nöthigen."

Da empörte ſich in des Landmädchens Seele Stolz und ein ſtarkes Selbſtbewußtſein, vielleicht zum erſten Male, ſeit ſie denken konnte. „Zum Reden zwingen?" ſagte ſie. „Das iſt wohl nur ein Scherz von dem Herrn geweſen. Was hätten denn auch die Gerichte mit Felix und ſeiner Abreiſe zu ſchaffen?" — „Mehr, als Du vielleicht denkſt," murmelte die Fremde dazwiſchen. — „O nein," entgegnete, ſtrahlender Zuverſicht voll, die in dem Abweſenden ſich gekränkt Fühlende. „Da können Sie als Schweſter ruhig ſchlafen. Hier hat Felix nichts gethan, was ihm eine Verfolgung von der Obrigkeit zuziehen könnte. Hier nicht und auch wohl nirgends." — „Du ſcheinſt Deiner Sache ſehr gewiß zu ſein," ſagte mit einem ſonderbaren Ausdruck in Ton und Blick die Dame, bei deren Worten Döreken überraſcht die Augen niederſchlug.

„Genug des Zeitverluſtes und der unnützen Worte," ſprach der Freiherr mißvergnügt dazwiſchen. „Wenn Du uns nichts weiter ſagen kannſt oder ſagen willſt, als was Du bereits gethan und was freilich nichts mehr und nichts weniger iſt, als das drüben ſchon Vernommene, ſo habe nur die Gefälligkeit, uns zu Deinem Vater zu

geleiten. — „Der iſt im Schacht, mein lieber Herr!“ — „Nun, ſo rufe ihn heraus, oder bringe mich hinunter! Hier kann doch unmöglich lange unſeres Bleibens ſein.“

Damit reichte er ſeiner Schwiegertochter den Arm, und beide folgten dem ſinnend vor ihnen herſchreitenden Mädchen. Dieſes verſtand nichts von dem franzöſiſch geführten Geſpräch hinter ihr; aber dennoch wußte ſie aus ihrer Bangigkeit und aus tauſend anderen Kleinigkeiten, daß von ihr die Rede ſei, und daß das Geſpräch nichts Angenehmes für ſie enthalte.

Vor dem Hauſe der Wittwe, welche Felix aufgenommen hatte, blieb ſie ſtehen. „Das iſt,“ ſagte ſie umgewendet, „ſeine Wohnung geweſen,“ und als ihre Augen hinaufflogen an die kleinen Fenſter und weder ſein liebes Antlitz noch eine ſeiner Blumen ihren ſtillen Gruß erwiderte, füllte ſich die glänzende Tiefe ihrer klaren, blauen Sterne mit einer beißenden Thräne, die ſie wehmüthig zerdrückte.

„Montons!“ ſagte Felicia zu dem Freiherrn, und bald ſtanden ſie in den verwaiſten Räumen, deren Schwelle Dorothea kaum zu überſchreiten wagte, eben ſo ſehr aus Zartgefühl, um die Empfindungen der Fremden und deren Ausdruck nicht zu ſtören, als aus eigener Ueberwältigung. Seit Felix' Krankheit hatte ſie dieſes Heiligthum nicht mehr betreten.

Die Wittwe erklärte mit einer furchtbaren Beredſamkeit, nur unterbrochen von ihrem Schluchzen, alle Details der engen, unfreundlichen Zelle, welche Felicia bei ihrem Eintritt nur den Ausruf: „Fi, quelle horreur!“ hatte entreißen können. „Hier aß er zu Nacht,“ ſeufzte

die gute Wittib, „wenn ich ihm was brachte, und da ſtand ſein rechtſchaffenes, reinliches Bette. Du lieber Gott, jetzo ſchlafe ich ſelber ſammt meinen zwei Büblein drin, und den Strohſack hat meine älteſte Tochter. Ja, wir haben ſchöne Tage mit einander gehabt, das weiß Gott, und es war eigentlich ſchlecht, ja grundſchlecht von dem Manne, daß er auf einmal rappelig wurde und davonging.“

Felicia ſtarrte, ohne auf ihr Geſchwätz zu achten, nur die niedrige Decke, die nackten Wände, die ſchmalen, bleigefaßten Fenſter, die grobhölzernen Stühle an. „Mais, c'est impossible!“ rief ſie ein Mal über das andere Mal aus, während der Freiherr in den Kaſten und Kiſten nach einem Lebenszeichen des Verlorenen ſuchte. Die Frau mußte alles aufreißen; es fand ſich aber nichts, als ein weißlederner Reithandſchuh in der Tiefe des altmodigen Kleiderſchrankes. Er wurde an dem inwendig aufgedrückten Wappen für das Eigenthum des Geſuchten erkannt, vom Freiherrn aber, da ja über die Identität des Felix und des Edmund kein Zweifel mehr obwaltete, als unnütz weggeworfen.

Was des Vaters Hand verſchmähte, raffte, als die Fremden von der Wittib hinunter complimentirt wurden, die Liebe als eine theure Beute, als eine köſtliche Reliquie ſcheu und haſtig an ſich. Ihrem Auge galt das Wappen und die ſiebenzackige Krone im Handſchuh nichts; das hatte ein anderes Denkmal des Fernen erſpäht, nämlich in einer der kleinen Fenſterſcheiben ihren eigenen Namen, ſüß und zärtlich verkürzt: Döreken. Da ſtanden, mit einem Feuerſtein eingeriſſen, die Züge und waren

eingefaßt mit einem Kranz von Roſen. Er hat es geſchrieben, flüſterte ſie, und ihre Lippen hauchten leiſe, leiſe das kühle Glas an, worauf die Hand, vielleicht auch in ſehnlicher Dämmerſtunde der Mund des Geliebten geruht hatte.

Schwindelnd klimmte ſie die enge Stiege ihres Himmels wieder hinab, hinter den gleichgiltig forteilenden Fremden drein. Sie barg ihren Raub an der Bruſt und lächelte ſeelenvergnügt in ſich. Ein frommer, ſchöner Liebesglaube ſagt: Wenn Du den Handſchuh — aber wohl zu merken, den linken — Deines Liebſten immer bei Dir trägſt, kann ſein Herz nicht von Dir laſſen, ſelbſt wenn es möchte. Und — o Wunder! — war denn das nicht juſt der linke? Sie überzeugte ſich noch einmal davon und drückte ihn dann mit ſchwärmeriſch ſpielender Inbrunſt noch feſter an das keuſche, treue, große Herz.

Angekommen am Schachte rief Dorothea ihren Vater durch das gewohnte Zeichen einer Glocke, die hinunterging, herauf. Bis der alte Gnom dem finſteren Schlunde ſeiner unterirdiſchen Welt entſtieg, ſtanden droben die Fremden und ſein Mädchen wortkarg und in allſeitiger Verſtimmung zuſammen. Die Kammerfrau mit dem ſchönen Kinde war auch nachgekommen. Zu ihr geſellte ſich Dorothea, belobte den Knaben, fragte ſchüchtern die wie eine vornehme Mamſell ſich geberdende Zofe und war froh, ein Mittel gefunden zu haben, um den Blicken und Stirnfalten der hohen Frau zu entweichen.

Es dauerte nicht gar lange, bis der Oberſteiger in ſeiner Werktracht aus der Kaue trat und ſich dem Freiherrn als der Verlangte vorſtellte. Mit ihm wiederholte

ſich im Ganzen die Scene, wie ſie Dorothea jüngſt geſehen hatte; des forſchenden und ausweichenden Redens, der Verlegenheit und Verſteckung wollte kein Ende werden. Braun hatte deß bald ſatt, wie er in ſich murmelte. Gleich anfangs ſetzte er, trotzig und verletzt, daß es ihn der vornehme Mann nicht heißen wollte, ungeheißen ſein ſittig gezogenes Barett wieder auf und wandelte — zum erſten und letzten Male in ſeinem Leben in eine diplomatiſche Verhandlung verwickelt — unruhig mit den wenig willkommenen Fragern an der Berghütte auf und ab.

Ein plötzlicher Wehruf im Rücken derſelben zerriß das Geſpräch. Erſchrocken, in einem Sprunge, war Braun in der Kaue, woraus er ſcholl. Die Stimme ſeines Kindes!

Er kam zur rechten Sekunde . . . Dorothea taumelte entſetzt auf die gähnende Mündung des Schachtes zu, ihre Hände ſchienen das ſchützende Geländer wegrütteln, der zarte Leib in gewaltigem Schwunge hinüber-, hinunterfliegen zu wollen, — da erfaßte ſie ſein Arm noch an dem grauen, leinenen Hauskleidchen und raffte ſie zurück vom Tode, dem ſie — ob willenlos, ob vorſätzlich? — in die offene Nacht entgegenſchwankte. In ſeiner Umfaſſung brach ſie, bleich und bewußtlos, zuſammen.

Der Freiherr und Felicia kamen verwundert heran und fragten das erſchrockene Kammermädchen nach dem Grunde des Auftrittes, den ſie nicht begriffen. „Aber, mein Gott," ſtammelte Nanny halblaut, indem ſie das Kind auf den Arm nahm, „wir plauderten mit einander,

die junge Perſon da und ich, ſie ſchmeichelte dem Kleinen, herzte und küßte ihn, quäſtionirte mich dann ſo über den Vater und über gnädige Frau Baronin“ — „Unbeſonnene,“ rief Felicia dazwiſchen. — „Ach, ich wußte ja nicht und weiß noch nicht, warum ich dem unſchuldigen Landmädel ein Geheimniß draus machen ſollte. Ich erzählte ihr in meiner Dummheit die Geſchichte, wie der Herr Baron, den ſie hier Felix genannt haben, die gnädige Frau verlaſſen haben, und wie das Kind ſein einzig Söhnlein ſei —“

„Nun errathe ich,“ ſagte Braun mit tiefer Stimme, „und vollende.“ Er kniete neben ſeiner Tochter, die er behutſam auf eine hölzerne Bank in der Kaue gebettet hatte, und wuſch ihr Stirn und Hände mit Regenwaſſer, und hauchte in das ſtarre, kalte Geſicht ſeiner Einzigen. „Nämlich Felix und ſie hatten ſich lieb, und er betrog ſie, wie er Euch betrogen.“

Heftig fuhr der Freiherr auf den kecken Ankläger ſeines Sohnes los. „Alter,“ rief er aus, „Ihr vergeßt Euch und uns!“ — „O nein, mein Herr, leider nein, leider niemals! Seien Sie ganz ruhig; wenn hier Jemand ein Recht zu lärmen hat, bin ich es, aus doppeltem Grunde. Ich bin hier zu Hauſe, und dort —“

Der Alte konnte nicht ausreden. Er wies mit der Hand nur vorwurfsvoll auf das Bild ſeines Kindes. Felicia war mit einem gezogenen: „Eh bien, beau-père,“ zu dem noch immer ohnmächtigen Mädchen getreten. Mit raſcher Hand warf ſie den Schleier zurück, und ein langer, funkelnder Blick ſtreifte die zu ihren Füßen ge-

knickte Lilie. Sie winkte hierauf Nanny mit dem Knaben fort und begann, unter heftigen Geſticulationen auf den Oberſteiger und Dorothea deutend, ein franzöſiſches Geſpräch mit dem Freiherrn. Braun hörte, ohne zu verſtehen, geduldig zu; als aber die Wimper an dem geſchloſſenen Auge ſeines Kindes zum erſten Male wieder zuckte, als ſeine Finger den zurückkehrenden Schlag ihrer Pulſe bebend nachzitterten, da erhob er ſich und trat gebietend, er, der an das Dienen Gewöhnte, zwiſchen die beiden Wortwechſelnden. „Genug nun," ſagte er, „übergenug! Sie ſollen den Schlaf meines Mädchens und ihr Erwachen nicht weiter ſtören. Wir haben uns nichts mehr zu ſagen; Sie wiſſen alles, was Sie zu wiſſen begehrten, ſogar noch mehr. Ich — —" Er brach ab. Der Freiherr wollte ſich weigern, zu gehen. — „Im Schacht," donnerte der Alte, „erkenne ich keinen über mir, als meinen Hauptmann; ich dulde keinen Fremden und wär' es der König ſelber. Hier iſt mein Reich! Hinaus!" Seine Hand zeigte geballt auf die Thür der Kaue.

„Nicht ſo," entgegnete begütigend der Freiherr, „nicht ſo! Laßt uns in Frieden ſcheiden, ſo weit es möglich iſt." — „O ja, in Frieden," ſagte Braun gebrochen vor ſich hin, „in Frieden. Einen Augenblick ſpäter und ich konnte die zerſchmetterten Gebeine meines Mädchens aus jener Finſterniß, von den Sproſſen meiner Fahrt, von den Zacken meiner Felſen, von meinem täglichen Berufswege zuſammenleſen." Erſchüttert von der gräßlichen Vorſtellung warf er ſich auf's Neue neben Dorothea nieder und verbarg ſein Antlitz in dem Gewande der Erwachenden, ſeine Thränen in ihrem Schooße.

Unvermögend, noch eine Sylbe aus ihm zu gewinnen, von dem Abgewendeten heftig und wiederholt hinweggewinkt, mußten endlich Felicia und der Freiherr ſich wohl zum Gehen entſchließen. Sie gingen. Der letzte Blick der Schleierloſen belauſchte noch den erſten aus den matten, erloſchenen Augen der allmählich und in hartem Kampfe zum Leben wiedererwachenden Nebenbuhlerin. Sie gingen.

Drinnen in der Kaue entſtand eine tiefe Stille. Und wie Dorothea ſich langſam in des Vaters Armen aufrichtet, wirr um ſich blickt, die naſſen, blonden, verwelkten Locken aus der Stirne ſtreicht, bebend und angſtvoll, in Frage, Zweifel, Schmerz und Liebe die trockenen Lippen öffnet, — wie der Oberſteiger hinzeigt auf das dunkle, zu ihrer Seite gähnende Grab, ſein Kind mit unendlichem Uebermaß des Harms und der Zärtlichkeit anſchauend, — wie ſie endlich, das Vergangene ſammelnd, aufſchreit, ſich an des Vaters Bruſt birgt und nicht ſehen, nicht hören will —

Nichts davon! Tiefe Stille in der Kaue!

II.

Wie lange darnach, iſt einerlei, da nahte dem Dorfe Mariaſtein ein Wandersmann auf wunden Füßen, die dem vorauseilenden Blicke ſeines Auges nicht zu folgen vermochten. In dem Städtlein diesſeits der Berge machte er, nothgedrungen, eine letzte Raſt. Die Gaſtſtube zum rothen Ochſen nahm ihn freundlich auf, nicht ſo der dicke Wirth. Der maß mit einem argwöhniſchen Seitenblick den beſtäubten, ziemlich abgeriſſenen Fremdling, und als er das Glas Doppelbier vor ihn auf den Tiſch geſetzt, ſagte er, die Arme in die Seite ſtemmend: „Mich dünkt, Landsmann, wir hätten uns mehr geſehen.“ — „Wohl möglich, ich komme öfters des Weges.“ — „Und, mit Erlaubniß zu fragen, waret Ihr nicht ſonſten drüben in Mariaſtein?“ — „So ab und zu, wenn ich Geſchäfte hatte mit dem Oberſteiger.“ — „So, ſo, ich dachte, ... aber der Menſch kann ſich irren. Wohl bekomm's Euch!“

Damit eilte der rothe Ochſe brummend zu ſeinen übrigen Gäſten. Felix blieb allein auf der hölzernen Bank am Ofen ſitzen. Die Sommerfliegen fielen in ſeinen Trunk, und er achtete deß nicht. Seine Seele ſchwamm in vielen

Gedanken, ſchwoll in Hoffnung und Ahnen, ſchwebte im Gedächtniß vergangener Tage.

Wo er bislang umhergeſchleudert ward, in welche Schlupfwinkel er ſich barg vor den Späherblicken ſeiner Freunde, — es verſchlägt nichts. Er kam nach jahrelangem Irren heim; wenigſtens nannte ſein Herz den Mariaſchacht und die dunklen Tannen und ſeines Mädchens lichte Augen mit dem ſüßen Heimathsnamen.

Seine Stimme zitterte, als er ſeinerſeits nun den Wirth mit ſcheuen Fragen herzklopfend antaſtete. „Wie kommt's doch," ſagte er, „daß Euer Haus heute ſo leer iſt? Kein Mann vom Bergwerk drüben; und ſonſt drängte ſich's ja hier jeden Abend von Häuern und Knappen." — „Da kann ich dienen," antwortete finſter der Beleidigte. „Seit der alte Braun, mein ehrlicher Gevatter, nicht mehr im Amte iſt —" — „Um Gotteswillen! Er lebt nicht mehr!?" — „Doch, aber Gott erbarm' ſich eines ſolchen Lebens und verzeihe denen, ſo es ihm gemacht haben. Er dankte ab, als er ſein Mädchen zu Grabe getragen." Felix fiel zuſammen und bedeckte ſein Geſicht ſtöhnend mit den Händen. Lange ſaß er ſo. Dann zahlte er ſeine Zeche und ging. „Ich verwette," ſagte der Stadtbarbier, „meine Becken gegen ein altes Kaffeeſchälchen, daß Ihr Recht hattet. Das iſt kein Anderer als der Felix." Der Wirth ſah dem Davongehenden durch die Schiebfenſter nach. „Er geht auf den Kirchweg zu," bekräftigte er. „Ja, lauf' Du nur, Vagabund! Deinem Richter entläufſt Du doch nicht!"

Wie Felix athemlos an der niederen Mauer ſtand, welche die Lebendigen von den Todten ſcheidet, das heißt

die Haſt und die Leidenſchaft und den Irrthum und die Sünde und die Lüge und den Schmerz von der ewigen, ſeligen Ruhe, wie ſein Auge unter den Trauerweiden über Haſe's und der mit ihm Geopferten Gräbern ſuchte, bis an die Pforte der kleinen Kapelle, da erfüllte ſich in wenig Augenblicken ſein Schickſal, ſeine Schuld, ſeine Buße.

Erſt nach einem langen Umherblicken fand er unweit von dem Orte, worauf er ſelber ſtand, zur Seite, hart an der Mauer, was er wollte. Ein Grab, verwachſen, eingezäumt mit Blumen, die im Abendwinde nickten; zu Häupten ein ſchwarzes Kreuz mit einer Tafel. Sein Auge las, wie mechaniſch, die Inſchrift: Jungfer Anna Dorothea Braunin. Geboren 11. November 18 . ., geſtorben 3. April 18 . ., und darüber das Kunſtwerk des ländlichen Todtenmalers, eine in der Mitte des Stengels gebrochene Blume, aus deren geſenktem Kelche ein Schmetterling, plump genug, aufflatterte.

An dem Kreuze ſtand, auf ſeinen Stock geſtützt, gebückt, entblößten Scheitels, deſſen weiße Locken ſich leiſe in der Luft wiegten, Vater Braun, den gekrümmten Rücken der Mauer und dem Manne an derſelben zugewendet.

Ein Sprung, und Felix war drüben bei ihm, bei ihr.

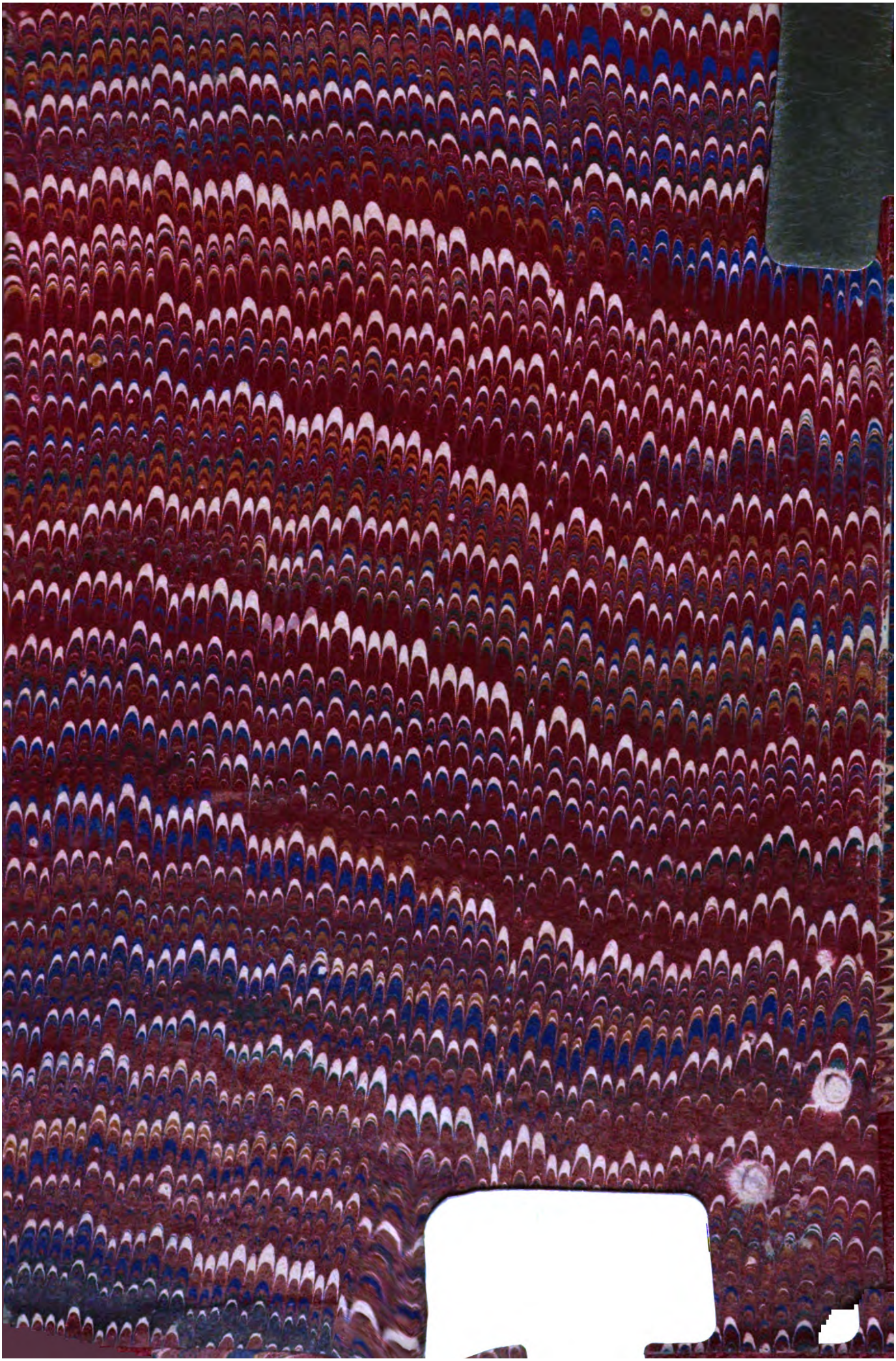
III.

Unſere Erzählung ſteht am Ziele. Wo ſie begonnen, daſelbſt ſchließt ſie ab: Unter der Erde! Es war ein kurzer, war ein dunkler Weg von der Grube zum Grabe. Oder wäre wirklich von dem, was über der Erde, auf der Erde ſich im Kreiſe unſerer Perſonen etwa noch ereignet, viel zu berichten? Von einem nach allen Regeln der Kunſt gebauten Romane mag der Leſer mit Recht verlangen, daß das letzte Kapitel nicht nur alle Hauptfiguren, ſondern auch die Geſtalten im Mittel- und Hintergrunde ordentlich nach Hauſe geleitet, unter die Haube oder zu Bette bringt, — oder wenn es ſein muß, ebenfalls unter die Erde, damit verehrliches Publikum erfahre, was aus Jedem geworden iſt, und der gewiſſenhafte Verfaſſer mit einem klaſſiſchen: Exeunt omnes, die ſtumpfgeſchriebene Feder ausſpritze. Aber eine bloße Studie, eine blaſſe Farbenſkizze bindet ſich nicht an das ſtraffe Geſetz des epiſchen Fadens. Sie reißt ab, bevor derſelbe ausgeſponnen worden. Die Wirklichkeit, das Leben, componiren ſie nicht ebenſo locker und leichtfertig? Wiſſen wir, was aus ſo vielen, vielen Menſchen geworden, denen wir begegnet ſind,

mit welchen wir eine Strecke Weges zurückgelegt haben? Wir verlieren ſie aus den Augen; ſie verſchwinden, verſchallen, verſinken.

Ja doch, es iſt möglich, iſt ſogar im hohen Grade wahrſcheinlich, daß Excellenz Althanns nach dem Doppelſchlage, welcher ſein Haus getroffen, ſeine Entlaſſung — wer weiß, zum wievielten Male? — eingegeben, und daß er ſie dieſes Mal in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken, unter gnädigſter Anerkennung ſeiner langjährigen Dienſtleiſtungen, und mit Verleihung des höchſten Ordens im Lande, erhalten hat. Felicia wird, nachdem eine gewiſſe Anſtandsfriſt verſtrichen, beim Ehegericht eine Scheidungsklage wegen böslicher Verlaſſung anſtrengen, ihren Proceß gewinnen und, wiederum nach einer Anſtandsfriſt, zum dritten Male ſich vermählen; dies Mal mit einem geſetzten, will ſagen: alten Herrn, der ein reicher Gutsbeſitzer und erbliches Mitglied der erſten Kammer iſt. Von der Stiftsdame erklärt und beweiſt in gelehrten Ausdrücken ein berühmter Irrenarzt, Vorſtand der theuerſten Privat-Heilanſtalt im Nachbarlande, daß ſie nach pathologiſchem Geſetze aus der Tobſucht in Stumpfſinn verfallen und nach einem gewiſſen, aber im Voraus nicht zu beſtimmenden Zeitraume an Gehirnerweichung ſterben wird. Den kleinen Victor, eine Doppelwaiſe, — von der traurigſten Gattung, da beide Eltern leben, — nimmt Großpapa Schaller zu ſich, nicht ohne mit der Mutter ſich gütlich abgefunden zu haben durch Ausſetzung einer nicht fürſtlichen, ſondern millionärhaftigen Leibrente. Der große Victor, Seine Hoheit der Erbprinz, befindet ſich abermals auf Reiſen; von Zeit zu Zeit bringt das offizielle

Hof- und Staatsblatt interessante Berichte aus Californien, Australien, Japan, über die Odyssee des Reichs- und Throneserben. Der Unfall, welcher Seiner Hoheit auf einer Gemsjagd im bayrischen Hochland zugestoßen, wo er mit seiner eigenen Büchse sich nicht unbedenklich am rechten Arme verletzte, ist längst vergessen. Beim Adjutanten und beim Leibarzt einer Hoheit versteht sich Discretion von selbst.

Felix-Edmund endlich? Hoffen wir, daß ihn das Schicksal von der furchtbaren Verurtheilung zu einem langen Leben voll endloser Qualen, ein Loos, härter als dasjenige des Galeeren-Sträflings mit grüner Mütze, zu Pulver und Blei begnadigt, und daß die mitleidige Kugel eines Kabylen oder Mexikaners die Sentenz vollstreckt hat. Dem Himmel und den leitenden Staatsmännern in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sei es gedankt, daß es in dem Zeitalter der Humanität und des Culturkampfes nicht an Gelegenheit fehlt, zu tödten, getödtet zu werden, sich tödten zu lassen. Der poetischen Gerechtigkeit ist durch diesen embarras de richesse, durch die unerschöpflichen Hilfsmittel der Chassepot, Armstrong, Krupp, Uchatius und Compagnie, ihr Amt unendlich leichter gemacht worden als der gemeinen Criminaljustiz. Zuletzt münden alle Wege an einem und demselben Ziele, — unter der Erde!

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.